uch

iffe

M

Predigtbuch

für

S. M. Schiffe.

Berlin 1898.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Predigtbuch

für

S. M. Schiffe.

Berlin 1898.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Das vorliegende, im amtlichen Auftrage zusammengestellte Predigtbuch für Seiner Majestät Schiffe will einem seit langer Zeit in der Kaiserlichen Marine empfundenen Bedürfniß abhelfen, indem es für Schiffe, welche keinen Geistlichen an Bord haben, den Erbauungsstoff für den sonntäglichen, vom Kommandanten oder dem damit beauftragten Seeoffizier abzuhaltenden Gottesdienst darbietet.

Die Predigten sind von dem Herausgeber für diesen besonderen Zweck redigirt und in fachmännischer Beziehung seitens des Oberkommandos der Marine durchgesehen worden. Sie sind theils auf den Nordlandsreisen Seiner Majestät des Kaisers und Königs gelesen, theils von Marinepfarrern an Bord gehalten worden. Außer dem Herausgeber, dem evangelischen Feldpropst der Armee D. Richter, sind folgende Geistliche als Verfasser betheiligt: Oberhofprediger D. Kögel, Hofprediger D. Frommel, Garnisonpfarrer Hofprediger Keßler, Marine-Oberpfarrer Goedel, Marine-Stationspfarrer Rogge, Marinepfarrer Rumland, Marinepfarrer Philippi. Möchte

von der ganzen Sammlung des Apostels Wort gelten: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist!

Vorgedruckt ist den Predigten die Gottesdienstordnung aus dem agendarischen Anhang für Seiner Majestät Schiffe, damit der die Sonntagsandacht leitende Offizier das gesammte Material für den Gottesdienst beisammen habe. Die Bestimmungen der Agende, welche sich auf die Anwesenheit eines Pfarrers an Bord beziehen, sind um des Zusammenhangs willen stehen geblieben, jedoch in kleinem Druck wiedergegeben.

Inhaltsverzeichniß.

Gottesdienst-Ordnung.

I. Wenn ein Geistlicher sich an Bord befindet.

1. An jedem Sonn- und Festtage findet Gottesdienst statt.
2. Derselbe wird in einem von dem Kommandanten zu bestimmenden, zum gottesdienstlichen Gebrauche herzurichtenden Raume des Schiffes abgehalten.
3. Findet der Gottesdienst unter Deck statt, so wird während der Dauer desselben die Kopfbedeckung abgenommen, an Deck dagegen geschieht dies nur bei der Schriftlesung, während des Gebetes des Herrn und des Segens. Bei der Schriftlesung und dem Segen stehen alle Theilnehmer am Gottesdienste auf.
4. Zum Beginn des Gottesdienstes werden aus dem Evangelischen Gesang- und Gebetbuch für die deutsche Kriegsflotte, unter Begleitung des Musikkorps, von allen Anwesenden einige Verse eines von dem Geistlichen auszuwählenden Liedes gesungen. Hiernach hält der Schiffspfarrer den Gottesdienst nach den Vorschriften der eingeführten Agende für das Heer „Abgekürzte Form des Gottesdienstes" S. 26 und 27. An die Stelle des allgemeinen Fürbittengebetes tritt die „Allgemeine Fürbitte an Bord" (s. S. 4 ff.).
5. Nur aus ganz dringenden Gründen darf der Gottesdienst (Ziffer 4) durch die in § 13 der Instruktion für den Schiffspfarrer (vergl. Bestimmungen für den Dienst an Bord) vorgesehene kurze Morgenandacht ersetzt werden.
6. Seitens des Schiffspfarrers ist auf Bildung eines Sängerchors hinzuwirken, der die in der Agende ihm zugewiesene Aufgabe im Gottesdienste auszuführen hat.

II. Wenn sich kein Geistlicher an Bord befindet.

7. Der Gottesdienst wird durch einen vom Kommandanten hiermit beauftragten geeigneten Offizier abgehalten, falls der Kommandant nicht vorzieht, dies selbst zu thun.
8. Es wird begonnen:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Hierauf werden einige Verse eines passenden Chorals gesungen. Sodann heißt es:

Wir hören in Andacht Gottes Wort, wie es (Buch, Kapitel, Angabe der Verse) folgendermaßen lautet:

Folgt Verlesung des Textes und der Predigt. Danach folgt ein Choralvers, auf diesen die „Allgemeine Fürbitte an Bord“:

Allmächtiger, barmherziger Gott und Vater, Herr des Himmels und der Erde, wir sagen Dir Lob und Dank für alle Wohlthat Leibes und der Seele, die Du bisher nach dem Reichthum Deiner Gnade um Jesu Christi, Deines Sohnes, unseres Heilands willen, uns erwiesen hast. Wir bitten Dich, Du wollest Deine christliche Kirche auf Erden durch Deinen heiligen Geist regieren, damit Dein Name geheiliget werde, Dein Reich komme und Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden. Nimm in Deinen allmächtigen Schutz alle christliche Obrigkeit, auf daß die Gerechtigkeit gefördert, die Bosheit aber verhindert und gestraft werde, damit wir in stiller Ruhe und gutem Frieden, wie Christen gebührt, unser Leben vollführen mögen.

Insonderheit laß, o Herr, Deine Gnade groß werden über Deinen Knecht, Kaiser Wilhelm, unsern König und Herrn, und sein ganzes Königliches Haus, über die Fürsten und freien Städte des Reichs, damit sie in Frieden und treuer Eintracht die deutschen Lande nach Deinem heiligen Willen regieren. Verleihe dem Kaiser und König und allen Fürsten des Reiches eine lange, gesegnete und friedevolle Regierung. Beschütze das Königliche Kriegsheer und die gesammte deutsche Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, sowie alle treuen Diener des Kaisers und Königs und des Vaterlandes, lehre sie stets wie Christen ihres Eides gedenken und laß dann ihre Dienste gesegnet sein zu Deiner Ehre und des Vaterlandes Bestem. Segne das Deutsche Reich und Volk, sei Du sein starker Schutz und Schirm

und laß Glauben und Treue, Kraft und Einigkeit unseres Volkes Ruhm und Ehre sein.

[Kröne*) mit Deiner Gnade die Arbeiten des Reichstages, daß sie zum Frieden und Heile des gesammten Vaterlandes und zum Preise Deines heiligen Namens gereichen.]

Herr, unser Gott, Du hast uns bis hierher gnädig gebracht. In Deiner Hand ist der Himmel und die Erde und das Meer. Du hast Deinen Pfad auch in den Wasserfluthen, darum sind wir getrost und fürchten uns nicht, obgleich das Meer wallete und wüthete. Gieb uns allen einen festen, fröhlichen Mannesmuth, laß unser Herz nicht verzagt und unsern Arm nicht matt noch müde werden. — Lehre uns täglich bedenken, daß nur ein Schritt zwischen uns und dem Tode ist, damit wir christlich leben und dereinst selig sterben mögen.

Nimm alle unsre Lieben in der Heimath in Deinen gnädigen Schutz, daß wir sie gesund und fröhlich wiedersehen. Wenn Du es aber in Deinem allezeit weisen und heiligen Rathe beschlossen hast, daß wir die Heimath nicht wiedersehen sollten, dann gieb, daß wir den Lauf selig vollenden, und bringe uns nach der Fahrt dieses Lebens in den Hafen der ewigen Ruhe, da wir Dich mit allen Engeln und Vollendeten durch Jesum Christum, unsern Herrn, ewig loben und preisen werden. Amen.

Unser Vater,**) der Du bist im Himmel. Geheiliget werde Dein Name; Dein Reich komme; Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; unser täglich Brot gieb uns heute; vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern; führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel; denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

---

*) Besondere Fürbitte während des Reichstages, die nur dann zur Anwendung kommt, wenn das Schiffskommando während der Dauer des Reichstages Kenntniß von seinem Zusammentritt hat.

**) Statt dessen auch: Vater unser.

Lasset uns den Segen des Herrn erflehen.

Herr, segne uns und behüte uns, Herr, laß Dein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig, Herr, hebe Dein Angesicht über uns und gieb uns Frieden. Amen.

9. Muß aus dringenden Gründen dieser Gottesdienst ausfallen, so ist mit versammelter Mannschaft nach einem gemeinsam gesungenen Choralverse folgendes Gebet zu halten (vergl. Bestimmungen für den Dienst an Bord):

Allmächtiger Gott, lieber himmlischer Vater, Du wohnst nicht in Tempeln mit Menschenhänden gemacht, aber Du bist nahe allen, die Dich anrufen. Nähmen wir Flügel der Morgenröthe und blieben am äußersten Meer, so würde doch Deine Hand uns führen und Deine Rechte uns halten. Darum kommen wir vor Dein heiliges Angesicht an diesem festlichen Tage, an welchem Dein lieber Sohn auferstanden und Dein heiliger Geist ausgegossen ist.

Wir bitten Dich, gedenke unser nicht nach unseren Sünden, sondern nach Deiner großen Barmherzigkeit, die uns verheißen hat: Ich will eure Sünde in die Tiefe des Meeres werfen, damit wir mit reinen Lippen Dein Lob verkünden, das Himmel und Erde und alle Kreatur Dir darbringt.

Wir danken Dir, daß Du uns bis hierher gebracht und uns gnädiglich beschirmet und Dich uns als Den erwiesen hast, dem Wind und Meer gehorsam sind. — Laß Dein heiliges Wort an uns kräftig werden, damit wir gepflanzet seien, wie die Bäume an den Wasserbächen, deren Blätter nicht verwelken und die ihre Frucht bringen zu seiner Zeit. Herr, die Gottlosen haben keinen Frieden, sie sind wie das ungestüme Meer, aber so wir auf Dein Wort merken, wird unser Friede sein wie ein Wasserstrom und unsere Gerechtigkeit wie Meereswellen. Darum leite uns durch Deinen guten Geist auf ebener Bahn, daß wir treu in unserm Berufe erfunden werden, unsträflich an

Leib, Seele und Geist. Bewahre unser Herz vor argen Gedanken, unsern Mund vor Lüge, Fluch und Verleumdung, unsere Hand vor Frevel und unsern Fuß vor sündlichen Wegen. Lehre uns stets bedenken, daß unsere Tage nur eine Hand breit sind und unser Leben wie Nichts ist vor Dir.

Herr, wir befehlen Dir Alles, was uns lieb und theuer ist. Sei Du Deiner Kirche feste Burg und starker Hort und laß die Erde voll werden von der Erkenntniß Deiner Ehre.

Laß Deine Gnade groß werden über Deinen Knecht, Kaiser Wilhelm, unsern König und Herrn, und sein ganzes Königliches Haus. Setze ihn uns bei langem Leben zum beständigen Segen und christlichen Vorbilde. Beschütze unser deutsches Vaterland, beschirme seine Flagge auf allen Meeren und halte seine Ehre aufrecht gegen alle Widersacher. Nimm in Deinen allmächtigen Schutz alle unsere lieben Anverwandten und Freunde, breite Deine Barmherzigkeit über Vater und Mutter, Weib und Kind, Brüder und Schwestern, behüte sie nach Leib und Seele. Gieb uns ein frohes Wiedersehen auf Erden; wenn aber Dein heiliger Wille sie abberufen sollte, dann lasse sie uns vor Deinem Thron in der himmlischen Heimath wiederfinden, wo keine Trennung mehr sein wird.

Segne auch fernerhin unsere Fahrt, daß sie vollendet werde zu Deiner Ehre, zu unserem Heil und unserem theuren Vaterlande zum Dienst. Herr, wenn die Wasserwogen ihr Haupt erheben und die Stürme brausen, dann laß uns gedenken, daß Du in der Höhe größer bist als sie, dann komme auch zu uns, Herr Jesu Christe, auf die See, wie Du einst zu Deinen Jüngern kamst, und laß uns aus dem Toben des Meeres Deine Stimme hören: Ich bin's, fürchtet euch nicht!

Gieb uns allezeit einen hohen, kühnen Muth, der im Vertrauen auf Dich den Elementen trotzt und unverzagt des Tages Last und Hitze trägt, wie es einem rechten Seemann wohl ansteht und einem deutschen Krieger und ehrliebenden Soldaten

ziemt. Hast Du es aber in Deinem heiligen Rathe beschlossen, daß die Wellen unser Grab werden sollen, und wir nicht mehr die Heimath sehen, dann reiche Du uns, Herr Jesu Christe, wie einst dem sinkenden Jünger Deine Hand und bringe uns durch die Todesfluthen an die Ufer der seligen Ewigkeit und laß uns das Land sehen, das Du uns bereitet hast von Anbeginn der Welt, da wir den Sabbath bei Dir feiern werden. Erhöre uns, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Amen.

Gebet des Herrn.
Segen. } Siehe S. 5 u. 6 (Ziffer 8).

Vor oder nach dem Segen wird ein Schlußvers gesungen.

Predigten.

1.

1. Adventssonntag.

Was ist das Reich Gottes?

Röm. 14, 17.

Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiste. Amen.

„Siehe Dein König kommt!“ Das ist die frohe Botschaft der heiligen Adventszeit, in die wir mit dem Antritt eines neuen Kirchenjahres wieder eingetreten sind. „Siehe Dein König kommt!“ Das ist der Ruf, der auch heute wieder an uns ergeht. Und mit ihm kommt die ganze Fülle seiner Gnade, mit ihm kommen alle Segnungen seines Reiches. Was ist denn sein Reich? Unser Adventstext giebt Antwort auf diese Frage. Zunächst sagt er freilich nur, was das Reich Gottes nicht ist. Viele nämlich, die irdisch gesinnet sind, die nichts Höheres kennen als Essen und Trinken und bequemes Leben, denken sich auch das Reich Gottes als etwas Aeußerliches, Irdisches, Weltliches, etwa als eine Versorgung, da man ein Anrecht hat, alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, weil Gott seinen Kindern doch gewiß nur Gutes und Schönes werde zu Theil werden lassen. Nein, sagt hierauf der Text, nicht Essen und Trinken ist das Reich Gottes; wer nur ein gutes, bequemes Leben bei dem Herrn, der da kommt, suchen wollte, der würde in seinem Reiche enttäuscht werden. Ganz andere Güter und Gaben, ganz andere Freuden und Genüsse, ganz andere Ziele und Bestrebungen giebt es da und ein ganz anderes Leben.

„Was ist das Reich Gottes?“ so fragen wir darum, und unser Text antwortet uns darauf: I. Gerechtigkeit, II. Friede, III. Freude im heiligen Geist.

I.

Was ist die Gerechtigkeit des Reiches Gottes für eine Gerechtigkeit? — Viele Menschen begnügen sich bekanntlich mit einer gewissen äußerlichen Gerechtigkeit. Sie trachten danach, daß sie vor der Moral der Gesellschaft, vor dem bürgerlichen Gesetz und vor der menschlichen Ordnung unbestraft und unbescholten dastehen, und nennen sich dann gerecht. Niemand wird leugnen, daß das auch eine recht gute und schöne und sehr erstrebenswerthe Gerechtigkeit ist. Es ist ja unsere heilige Pflicht, die Gesetze des Staates genau zu befolgen, den Vorschriften der Obrigkeit gewissenhaft nachzukommen und uns so zu betragen, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret. Wer das mit aller Treue thut, dem soll das Zeugniß der Gerechtigkeit, die vor Menschen gilt, gewiß nicht vorenthalten werden.

Aber bei der Gerechtigkeit des Reiches Gottes handelt es sich um eine andere Gerechtigkeit. Wenn nur jene von uns verlangt würde, dann brauchten wir das Reich Gottes nicht. Das Alles, was sie von uns fordert, können wir mit einigem Ernst und Eifer aus eigener Kraft leisten. Wir müssen aber auch nach der Gerechtigkeit trachten, die vor Gott gilt. Der Herr sagt ausdrücklich: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Und zwar handelt es sich hierbei um die eine große Hauptsache für arme Sünder, nämlich um die Vergebung der Sünden. Das hat der Herr uns mit aller Deutlichkeit in der Geschichte vom Pharisäer und Zöllner gezeigt. Der Pharisäer hatte in seiner Art eine durchaus anerkennenswerthe Gerechtigkeit. Die spricht ihm auch der Herr keineswegs ab. Aber der Zöllner erwarb eine andere, eine bessere, vor Gott giltige Gerechtigkeit. Er vertraute sich der Gnade Gottes an. Er bekannte seine Sünde. Er bat um Vergebung. Da ging er gerechtfertigt hinab in sein Haus.

Das Reich Gottes ist die Gemeinschaft derer, die durch den Glauben an Jesum Christum gerecht geworden sind, die durch die Vergebung der Sünden andere, neue Menschen geworden sind, die erneuert sind im Geiste ihres Gemüths, die dem Vater im Himmel zu allem Gefallen leben und in der Kraft des heiligen Geistes ihr

Leben zu schmücken bemüht sind mit rechtschaffenen Früchten der Gerechtigkeit, mit guten Werken, die in Christo Jesu gethan sind zur Ehre Gottes.

So begreifen wir nun, warum so Viele, die äußerlich zum Reiche Gottes gehören, doch von der Kraft und Wirkung dieses Reiches noch nichts Rechtes an sich verspürt haben. Sie sind wohl getauft und tragen den Christennamen, aber sie haben nicht Ernst gemacht mit dem Christenglauben; sie haben ihr Vertrauen nicht gesetzt auf die Gnade; sie haben die Zöllnerbitte: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ noch nicht aus tiefstem Herzen über die Lippen gebracht. Das müssen wir erst lernen. Dann erfahren wir, daß das Reich Gottes Gerechtigkeit und zwar die Gerechtigkeit ist, die vor Gott gilt.

II.

Und auch Friede. Wo die Gerechtigkeit des Reiches Gottes ist, da muß Friede sein, denn die Vergebung der Sünde, das ist der Friede, der köstliche Friede des Reiches Gottes. Jeglicher Friede ist schön. Jeder hat gern mit friedliebenden, verträglichen Menschen zu thun, die gute Freundschaft, Nachbarschaft und Kameradschaft zu halten ernstlich bestrebt sind und um des lieben Friedens willen lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Solche Menschen handeln gewiß im Sinne des großen Friedefürsten Jesu Christi. Er sagt ja selbst in der Bergpredigt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Er denkt dabei an solche, welche bereit sind, Frieden zu stiften, Entzweite zu einigen, Verfeindete zu versöhnen. Es ist ein so häßlicher Zug im Menschen, sich zu freuen, wenn Zwei miteinander in Streit gerathen, oder gar heimlich das Feuer dieses Streites zu schüren. Desto schöner ist's, wenn einer gern zum Frieden redet und Alles zum Besten wendet. Und doch ist das Reich Gottes nicht bloß eine Gemeinschaft von lauter solchen Friedfertigen. Das Reich Gottes ist Friede heißt vielmehr: Es ist die Gemeinschaft derer, die in Jesu Christo durch die Vergebung Frieden gefunden haben, den Frieden des Herzens, den Frieden des Gewissens, den Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft.

Die Erkenntniß der Sünde, das ist der Sturm. Die Vergebung der Sünde, das ist der Friede. Wenn einem Menschen seine Schuld

so recht auf Herz und Gewissen fällt, dann wird all sein Fühlen und Empfinden, sein ganzes Sein und Wesen, sein innerstes Gemüth bis in die Tiefen aufgewühlt. Die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen, stürmen auf ihn ein, und der arme Mensch kommt nicht eher zur Ruhe, als bis der Herr selbst diesem stürmischen Meere gebietet, diese empörten Wogen bedroht, daß es ganz stille wird. Er heißt ja darum der Friedefürst, weil er den Frieden der Sündenvergebung in heißem Kampfe für uns erstritten hat und ihn durch seinen heiligen Geist allen denen schenken will, die unter seiner Friedensfahne sich sammeln lassen in seinem Reiche.

Dieses Reich wird nicht erst kommen; es ist da. Es ist mitten unter uns in der Welt, seitdem der große Adventskönig unter uns erschienen ist. Und doch ist es auch ein zukünftiges Reich. Hier auf Erden wohnen die Kinder des Friedens und die Kinder des Unfriedens untereinander wie das Unkraut unter dem Weizen wächst. Aber es kommt ein anderer Advent; es kommt Christus, zu richten die Lebendigen und die Todten, zu sichten die Spreu von dem guten Samen. Da werden dann die Kinder des Friedens zu dem ewigen Friedensreiche vereinigt werden, da der Friede Gottes alle umfassen und alle bedecken wird, wie das Wasser den Meeresboden. Darum, ob auch unsere Zeit in Unruhe ist, wenn nur im Herzen der Friede wohnt, so dürfen wir gewisse Hoffnung haben auf das Reich, „da Fried' und Freude lacht".

III.

Ja, auch Freude ist das Reich Gottes, „Freude im heiligen Geist," sagt der Apostel. Und es ist gut, daß er's uns sagt. Denn viele, namentlich junge und unerfahrene Leute, denken, zu dem Reiche Gottes zu gehören, also ein frommer Christ zu sein, das bedeute nicht Freude, sondern Trauer, das heiße allem Frohsinn den Abschied geben und trübselig als Kopfhänger durchs Leben gehen. Diese Meinung ist ganz verkehrt. Wir hören es ja: Freude ist das Reich Gottes. Gleich beim Eintritt in die heilige Adventszeit ertönt die Freudenbotschaft an die Christenheit: „Siehe dein König kommt!" Und je weiter die Adventszeit fortschreitet, desto heller und deutlicher klingt der Freudenton durch den unruhevollen Lärm des Alltagslebens.

Zuletzt heißt es: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch! der Herr ist nahe.“ Und dann werden alle diese Freudentöne zusammengefaßt in dem einen großen Weihnachtsakkord: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ — Die Nähe des Herrn mit seiner Gerechtigkeit und mit seinem Frieden ist unsere Freude, unsere höchste, reinste, schönste und seligste Freude, eine Freude, die uns kein Feind rauben, keine Vergänglichkeit entwinden, kein Unglück stören, kein Leid verleiden kann.

Es giebt ja, Gott sei Dank! gar manche schöne und reine Freuden auch in der Welt. Aber sie vergehen wie die Welt selbst. Nur die Freude des Reiches Gottes ist ewig. Sie dauert über alles Leid hinaus, weil sie eine Freude im heiligen Geiste ist, denn der heilige Geist ist uns ein gewisses Unterpfand des künftigen seligen Erbes, ein zeitliches Angeld ewiger Freuden.

Eins aber darf man nie vergessen und muß man ganz besonders in der heiligen Adventszeit im Auge behalten: die Freude des Reiches Gottes ist nicht für All und Jeden, der gern ein recht fröhliches Leben führen und sich einen guten Tag machen möchte, sondern nur für den, der das tiefe Leid nicht scheut, durch das man zum Frieden hindurch muß, der der göttlichen Traurigkeit nicht aus dem Wege geht, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet, und dem es heiliger Ernst ist mit der Heiligung im Reiche Gottes, das da ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Amen.

Göbel.

2.

2. Adventssonntag.

Das jüngste Gericht.

Evang. Luc. 21, 25—31.

Und es werden Zeichen geschehen an der Sonne und Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen, und das Meer und die Wasserwogen werden brausen, und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf

Erden; denn auch der Himmel Kräfte werden sich bewegen. Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn aber dieses anfänget zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume; wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihr's an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist. Also auch ihr, wenn ihr dies Alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist. Amen.

Jesus Christus kommt wieder zum Weltgericht! Davon wollen wir heute hören. Der Evangelist hat es uns verkündet mit machtvollen Worten, dennoch klingen sie Manchem unter uns fremd und fremdartig. Die Welt soll ihrem Untergang entgegengehen? Jesus wiederkommen? Wer kann es fassen? Kriege und Hungersnoth, Aufruhr und Empörung, Erdbeben und Sturmfluth nennt die heilige Schrift als Vorboten des nahenden Weltgerichts. Aber wiederholen sich nicht diese Zeichen seit Jahrtausenden, und die Erde steht doch fest? Das ist wohl richtig und wahr, dennoch bleiben sie Vorboten des Weltgerichts.

Seht, wenn der Abend kommt, werden wir müde und matt. Wir suchen unser Lager, unsere Kraft verläßt uns. Wohl stehen wir jeden Morgen neugestärkt auf, aber doch bleibt der Schlaf ein Bote, der uns mahnt, daß unsere Kraft endlich und vergänglich ist. Jeder Schlaf, der sich auf die müden Augenlider senkt, ist eine Weissagung auf den Tod, den Bruder des Schlafes, wie ihn die Alten sinnig nannten.

Oder es wird Jemand krank und an das Lager gefesselt. Die Krankheit geht vielleicht vorüber, aber sie bleibt darum doch eine Mahnung, wie ohnmächtig und schwach der Mensch ist. Jede Krankheit ist eine Weissagung auf den Tod.

So meint es der Herr, wenn er das Leben der Natur, wie die Noth des Krieges als Zeichen des Weltenendes nennt. Wenn die Erde erbebt, wie es in den Tropenländern so häufig geschieht, wenn dabei auch das Festeste wankt, so ist das ein Zeichen, daß nicht

nur erhaltende Mächte, sondern auch Kräfte der Zerstörung thätig sind in unserm Planeten, die ihm einst ein Ende bereiten werden, wie nach dem Zeugniß unserer Gelehrten schon mancher Himmelskörper ein jähes Ende genommen hat. Jedes Erdbeben ist eine Weissagung auf das Ende der Erde.

Und wenn die Kriegsfurie die Länder durchtobt, wenn die Völker der Erde miteinander ringen um Leben und Tod, wenn der höllische Geist des Aufruhrs sein finsteres Gesicht erhebt und die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern droht, so ist das Alles eine Mahnung daran, wie furchtbare Mächte der Vernichtung auch in den Herzen der Menschen wohnen, eine Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, eine Weissagung auf das Ende der Menschheit.

Wann dieses Ende kommt, ob heute oder morgen, ob in Jahrhunderten oder Jahrtausenden, das kann Niemand sagen. Aber so wahr jeder Schlaf und jede Krankheit eine Weissagung sind auf die letzte Krankheit und den letzten Schlaf, den Tod, so wahr sind die Erschütterungen der Natur und die Wehen der Menschheit Vorboten und Vorzeichen einer letzten großen Erschütterung, Mahnungen, daß auch diese stolze Welt einmal zusammenbricht, Weissagungen auf das Weltenende.

Ein Weltenende kommt, künden die Zeichen der Natur und der Zeit, ein Weltgericht kommt, kündet die Stimme des Gewissens. „Auf Erden wird den Leuten bange sein und werden zagen.“ Nicht der Aufruhr der Elemente allein bewirkt dieses Bangen, sondern weit mehr die Stimme des Gewissens. Dieses pochende, unruhige, anklagende, dann auch wohl entschuldigende, aber immer wieder von Neuem anklagende Ding in unserer Brust verkündet unaufhörlich mit leiser, aber unmißverständlicher Stimme: Es vollzieht sich ein Gericht! Was du gethan hast, vielleicht aus Uebereilung, vielleicht aber auch, weil du deine Lust am Bösen hattest, das böse Wort, das nicht wieder gut gemacht wurde, die unsittliche That, mit der du dich beflecktest, der unreine Gedanke, der durch dein Hirn zog, das Alles ist nicht todt, sondern lebt weiter fort und kommt dir wieder in das Gedächtniß. Es war dir lange entschwunden, du glaubtest, die Vergangenheit ruhe, aber da tauchte es wieder auf und bringt

Unruhe in dein Herz und Unfrieden in deine Seele und Herzeleid auf deinen Lebensweg, und immer wieder ruft dir dein Gewissen zu: „Es kommt zum Gericht, vor Gott ist nichts verborgen, er wird ausgleichen, was hier unbeglichen geblieben ist; das Innere des Herzens bringt er an den Tag.“ Das ist der Wermuthstropfen im Freudenbecher, das ist der Stachel, der das Herz verwundet, das ist es, was dem Tode seine ganze Bitterkeit giebt. Unaustilgbar ist der Gedanke dem Menschen in die Seele gesenkt: es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und danach das Gericht; es kommt ein Weltgericht.

Es kommt ein Weltenende, künden die Zeichen der Natur und die Wehen der Menschheit, es kommt ein Weltgericht, mahnt die immer wache Stimme des Gewissens, und Jesus Christus kommt dazu wieder, dieses Gericht zu halten, verheißen die untrüglichen Worte der heiligen Schrift. So steht es in unserm Evangelium: „Alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit,“ so verkünden es unzählige Male der Herr selbst und seine Apostel. Wann es geschieht, kann Niemand sagen, aber daß es geschieht, ist sicher und fest. Bei Gott ist aufgeschoben nicht aufgehoben, darum bekennen wir zuversichtlich im Glaubensbekenntniß: von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Groß und schrecklich mag wohl der Tag sein, wenn er, den die Menschen kreuzigten, kommt, um sie zu richten, wenn alle Völker sehen, welchen sie durchstochen haben. Jesus Christus kommt wieder zum Weltgericht.

Welchen Eindruck macht diese Botschaft auf uns? Ohne Frage auf die Allermeisten einen niederdrückenden, erschreckenden. Jede Prüfung ist eine ernste Sache, und von dieser letzten Prüfung hängt gar zu viel, hängt Alles ab. Wie nun, wenn die Stimme des Gewissens, wenn die klaren Worte der Bibel Recht haben und ein Gericht ergeht über alle Werke der Menschen? Wenn der unbestechliche Richter fragt: „Ich setzte dich auf die Erde, um Gehorsam zu üben, hast du Treue gehalten? Ich gab dir in der Jugendzeit eine freundliche Heimath und ein Leben ohne Sorgen, hast du von dem freundlichen Lichte deines Lebens etwas hineinstrahlen lassen in betrübte, kummervolle Herzen? Ich gab dir Gesundheit des Leibes,

was hast du damit angefangen, du hast sie doch nicht in Ausschweifungen verschleudert? Ich gab dir Gaben des Geistes, was ist aus ihnen geworden, was hast du mit ihnen geleistet? Ich setzte dir einen armen Lazarus vor die Thür, hast du ihn aufgenommen oder von dir getrieben? Ich sandte dich, den Christen, in ferne heidnische Länder, hast du den Menschen dort durch ein ehrbares Leben gezeigt, was es bedeutet, daß du ein Christ bist?" — Wenn alle diese Fragen auf uns einstürmen, was werden wir antworten? wie wird uns zu Muthe sein? „Ach Herr, ich bin verloren" — das ist wohl die Stimmung des natürlichen Herzens, wenn es an den Tag des Gerichtes denkt, aber das ist die rechte Stimmung eines Christenmenschen nicht. Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, sagt der Herr Christus, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet! Hebet eure Häupter auf, verlangend, sehnsuchtsvoll, frohgemuth, denn wer an den Sohn Gottes glaubet, der wird nicht gerichtet. So warteten die ersten Christen auf den Heiland. „Ja komm, Herr Jesu" lautet der letzte Satz im Neuen Testament. Mit solchem fröhlichen Glauben sollen auch wir lernen dem Weltgerichte entgegensehen. Wer an den Heiland glaubt, fürchtet sich vor nichts, auch nicht vor dem jüngsten Gericht, sondern betet voller Vertrauen:

Sünder durften zu dir kommen,
Wurden freundlich aufgenommen,
Laß auch mich denn hoffend kommen.
Allen Jammer von mir wende,
Nimm mich auf in deine Hände,
Mach es wohl mit mir am Ende.

Ein englischer Dichter beschreibt einmal den Untergang der Städte Herkulanum und Pompeji durch den Ausbruch des Vesuvs. Er sei gerade erfolgt, so schildert er es, als das Volk im Cirkus versammelt war, um zuzusehen, wie Christen um ihres Glaubens willen den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Als nun, so heißt es da, die Lavaströme einherflutheten und der Aschenregen sich über die Stadt ergoß, als das Verderben von allen Seiten hereinbrach und das entsetzte Volk rathlos flüchtete, verzweifelt schrie, in Jammer und Angst verging, da glaubten die Christen, der jüngste Tag sei

angebrochen und der Herr komme wieder zum Weltgericht, und mitten in den allgemeinen Untergang hinein, ein ergreifender Gegensatz zur Verzweiflung der Heiden, tönten ihre feierlichen Gesänge, in denen sie fröhlich den Herrn, ihren Erlöser, begrüßten. Das ist die rechte Christenstimmung. Laßt uns so leben, daß dereinst, wenn die Donner des Gerichtes rollen, und die sündige Welt vor ihrem Richter erbebt, für uns der Tag des Zornes zu einem Tage der Freude werde, an dem wir dankbar vernehmen die Stimme unseres Heilandes: Hebet eure Häupter auf! Siehe er ist da, der Tag der Erlösung! Amen.

Rogge.

3.

3. Adventssonntag.

Wodurch wird ein Mensch zum Charakter?

Evang. Matth. 11, 7—10.

Da die hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her webet? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist denn ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben stehet: „Siehe, Ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“ Amen.

Der Heiland steht umringt von einer gewaltigen Menge Volks, den Blick gerichtet auf zwei Männer, die soeben in der Ferne verschwinden. Wer sind die zwei Männer? Boten sind's, die ihrem gefangenen Meister, Johannes dem Täufer, Kunde bringen sollen, wer und was Jesus sei. Und wie sie dahingehen, hebt Jesus an zu sagen, wer und was Johannes sei. Welch eine Nachrede! Menschenkinder pflegen nicht Gutes zu sprechen, sobald der Andere den

Rücken gekehrt, anders der Heiland hier: er lobt! Und Jesus hat selten gelobt. Was muß das für ein Mensch sein, wie lautet das Lob? Der Täufer ist ein Mann, ein Charakter, das ist, kurz gesagt, Jesu Lobspruch. Ein Charakter! Möchten wir's nicht Alle auch von uns gesagt wissen? Der Täufer ist ein rechter Mann: warum? Wir wollen es auch werden: wodurch? Kommt, laßt uns unter das Volk treten und lernen: Wodurch wird ein Mensch zum Charakter? Der Täufer lehrt es uns:

1. sei unabhängig von der Welt,
2. sei abhängig von Gott.

Unabhängig von der Welt! Der Täufer war's, weil er unerschrocken vor Menschen und unbeeinflußt von den Dingen war. Unerschrocken vor Menschen! „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her webet?" Schilfrohr erschrickt vor dem leisesten Wind, Schilfrohr beugt und biegt sich, genau wie sein Nachbar, sobald ein Luftstoß darüber weht, alle nach derselben Richtung. Johannes war solch ein Schilfrohr nicht. Ob ein Tyrann, wie Herodes, meinte: ein Fürst kann thun, was er will, Johannes sprach unerschrocken: „Es ist nicht recht." Ob Soldaten glaubten: echte Männlichkeit ist schrankenlose Gewalt und Ausbeuterei, Johannes widerstand: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht." Ob das Volk meinte: wir sind der erwählte Abrahamssamen, Johannes rief ihnen zu: „Ihr seid Spreu des ewigen Feuers". Kurz, mochte der Wind von oben, vom Königshofe her wehen, oder mochte er brausend daherkommen als sogenanntes Volksurtheil, Johannes war kein Rohr, er war ein Fels, an dem der Strom der Menschenmeinung sich brach. Warum? Weil er unerschrocken vor Menschen war! — Ist der Mann nicht beneidenswerth, oder besser: ist er nicht nachahmenswerth? Wieviel Schilfrohrnatur tragen wir Alle doch an uns! Heut haben wir uns vorgenommen: sicher, ich will ein besserer Mensch werden, und morgen kommt der widrige Wind der Schwierigkeit, und wir werden schwach: ach, es ist doch zu schwer. Heut wird uns das Herz warm unter irgend einer Mahnung aus Gottes Wort, und morgen kommt das gleichmäßige Sausen der Alltäglichkeit, und das warme Herz wird abgekühlt und kalt. Heut steht's uns felsenfest: „Wer ist ein Mann? der beten

kann," und morgen müssen wir dem Witz und Spott der Kameraden Widerstand leisten und wir beugen uns: ein Mann ist, wer sich Alles dreist erlauben kann. Soviel Schwanken und Wanken, soviel sich Beugen und Bücken, soviel Nachgeben und Sichvergeben! Was sind wir Anderes, als Schilfrohr, das sich biegt, genau so, wie die Anderen um uns herum es machen. — Mehr Mark in unseren Willen, mehr Selbständigkeit in unser Urtheil, mehr Festigkeit in unsere guten Vorsätze hinein, kurz: sei mehr unerschrocken vor den Menschen, und sei mehr unbeeinflußt von den Dingen der Welt! Unbeeinflußt, wie es der Täufer war.

„Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern". „Weiche Kleider", das soll nicht bloß ein Bild sein für „alles Bemänteln" und „mit Sammethandschuhen Anfassen", sondern weiche Kleider d. h. ein bequemes Leben, das paßte für den Sohn der Wüste, für den Mann im Kleide von Kameelshaaren nicht. Warum nicht? Weil er unbeeinflußt von den Versuchungen des Reichthums und der Weichlichkeit war, weil er nicht bloß fest vor Menschen, sondern auch frei von den Dingen der Welt sich gehalten hat. Und weil er unerschrocken und unbeeinflußt war, so war er unabhängig, ein Charakter vor der Welt. — „Weiche Kleider", nun wir Leute zur See tragen sie auch nicht, sondern rauh und durchnäßt und zerarbeitet ist unser Gewand, aber wie ist es bloß mit unserem Gewand schon? Tragen wir es, wie der Täufer, ohne das Gefühl der Entbehrung, freudig, oder tragen wir es bloß, weil wir nicht anders können? Wie ist es? Sehnen wir uns aus unserem Beruf heraus und nennen die Verhältnisse des Seemannslebens „unnatürlich", oder haben wir von dem Mann in der unbequemen Tracht und unbequemen Wüste etwas gelernt? Gewiß, das bekommen wir Alle ja bald in unserem Leben zu spüren: nur der wird ein rechter Seemann sein, der auf ein bequemes Leben verzichten gelernt, aber es geht noch weiter: nur der wird überhaupt ein rechter Mann sein, der, dem selbstlosen Täufer gleich, unbeeinflußt, unbeherrscht wenigstens von den Dingen der Welt ist: sei nicht ein Sklave der äußeren Umstände, sondern herrsche über sie. Man kann dabei in sehr abhängiger, untergeordneter Stellung sein, und doch, man ist frei, frei, wo tausend

Andere gefesselt und gebunden sind, weil man nicht anspruchsvoll und verwöhnt, sondern genügsam und bescheiden ist. Aber ist das nicht leichter gesagt als gethan? Woher war der Täufer unabhängig von der Welt? Woher anders, als weil er abhängig war von Gott.

Seht diesen Charakter an! Unerschrocken vor den Menschen, weil er wußte: Ich bin ein Prophet des Höchsten, unbeeinflußt von den Dingen, weil er wußte: Ich bin nur ein Wegbereiter, der bald abtreten muß vom Schauplatz, und weil er sich so in Gottes Hand, weil er sich so gering fühlte, neben seinem Heiland — ein „Bote" nur — kurz, weil er fromm war, war er fest und frei: abhängig von Gott und darum unabhängig von der Welt.

Können auch wir uns nicht abhängig von Gott erweisen? können auch wir nicht ein Bote, ja ein Engel für andere Menschen werden? Zum Teufel ist Mancher für ein anderes Menschenkind geworden, Gott sei es laut geklagt; aber wenn wir durch Freundlichkeit die Bitterkeit aus den Menschenherzen vertreiben, wenn wir mit nachsichtiger Geduld die Schwächen der Anderen tragen, wenn wir in unseren Handlungen und Reden Gott vor Augen und im Herzen halten, werden wir da nicht Boten des Herrn, der bald zu uns kommen will in heiliger Nacht, Friedensboten, Wegführer und Wegbereiter für manches Menschenkind? Wie werden wir das? Wenn wir in unseren Befehlen und in unserer Pflichterfüllung, im Verkehr und im Dienst Eines nie vergessen: Bleibe abhängig von Gott!

Der Täufer ist ein Charakter, ein ganzer Mann. Wer möchte es nicht von uns sein? Wohlan, sei unabhängig von der Welt! — Genügt's? Nein! Wohlan, sei abhängig von Gott!

Oder sei, wie Johannes der Täufer, ein Mann, der weiß, was er will, aber sei zugleich ein Christ, der da weiß, was Gott will. Amen.

Philippi.

4.

4. Adventssonntag.

Vier Weihnachtswünsche.

Philipp. 4, 4—7.

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu! Amen.

Weihnachten rückt heran. Unsere Gedanken weilen in diesen Tagen mehr als sonst daheim. Welch ein geschäftiges, frohes Leben erfüllt jetzt alle Häuser. Da sucht Jeder dem Andern seine Wünsche von den Augen abzulesen. Schönes, frohes Weihnachtsfest! So soll denn auch in unsere Herzen Weihnachtsstimmung einziehen, und der heutige Sonntag will sie wecken und auf den rechten Ton stimmen. Der Herr ist nahe! ruft uns die soeben verlesene Epistel zu und giebt uns vier Weihnachtswünsche mit in die Weihnachtstage. Ob sonst viel oder wenig Gaben unter dem Weihnachtsbaum liegen, wenn nur die vier Gaben bei Keinem unter uns fehlen möchten, die der Apostel hier darreicht: Freude und Liebe, Glaube und Friede!

Froh hebt der Apostel an: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch! Weihnachten ist das Fest der Freude vor allen andern, zumal in unserm deutschen Vaterlande. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ singt Groß und Klein in diesen Tagen. Wer sich zu Weihnachten nicht mehr freuen kann, der hat es überhaupt verlernt.

Doch ist in unserm Wort noch eine besondere Freude gemeint. „Freuet euch in dem Herrn!“ ruft der Apostel. Ein Kindesherz mag wohl ausfüllen, was unter dem Weihnachtsbaum von schönen Sachen liegt, wiewohl ein rechtes Christenkind auch schon etwas mehr

verlangt, nämlich eine Kunde vom Christkind. Wir aber, als Erwachsene und gereifte Männer, verlangen sicherlich mehr. Wir fragen uns, warum gerade Weihnachten so froh ist unter den christlichen Festen, und unsere Gedanken wenden sich von selbst zu dem Herrn, an dessen Geburt dieses Fest erinnert. Da wird es uns klar, daß der die größte und tiefste Weihnachtsfreude haben wird, der am besten den Mann kennt und versteht, zu dessen Ehren dieses Fest gefeiert wird, der sich von ganzem Herzen an Jesus Christus, über Jesus Christus freuen kann, der zu Gott aufschaut in dankbarer Freude, daß er uns durch seinen Sohn ein helles Licht in die Welt gesendet hat. Und weiter fragen wir uns: Was hat er vor allen andern, die über diese Erde gewandelt sind, voraus, daß gerade seine Lehre Evangelium d. h. „frohe Botschaft" genannt wird? Und die Antwort lautet: Er hat uns erlöst von der Furcht des Todes, er hat uns den Vater im Himmel offenbart, er hat uns unsere Sünden vergeben und den Zugang zu Gottes Herzen erworben, und dadurch in unsern Herzen einen Quell unversiegbarer, fröhlicher Zuversicht entspringen lassen. Solche Gnade dankbar und fröhlich ergreifen, das heißt „Sich in dem Herrn freuen". Das ist die rechte Freude, die nicht verfliegt, wie der Duft der Weihnachtskerzen, sondern bleibt und dauert und einen Menschen von ganzem Herzen froh machen kann. Herr Jesu Christe, gieb uns solche rechte Freude!

Wo rechte Freude in einem Herzen wohnt, da hält auch die Liebe ihren Einzug. „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen", fährt der Apostel fort. Wer selbst froh ist, möchte auch andere gern froh sehen, und darum drängt es ihn, dem Nächsten eine Liebe zu erweisen. Wie fröstelnd kalt ist dem Einsamen am Weihnachtsabend ums Herz; wie fehlt es ihm, daß er nicht Liebe empfangen, Liebe spenden kann. Die Liebe ist es auch allein, die den Weihnachtsgaben ihren Werth giebt. Nicht viel Geld, aber viel Liebe muß in einer rechten Weihnachtsgabe stecken. Darum lasset eure Lindigkeit kund werden allen Menschen, vor Allem denen, mit denen dich Gott hier zusammengeführt hat. Bist du sonst rauh und kurz angebunden, sei freundlich und thue deinem Nächsten nicht weh mit deinem Wort. Stehst du mit Jemand schlecht, reiche ihm die Hand zu treuer Kameradschaft, lerne vergeben und vergessen, lerne wohlthun und

mittheilen. Eure Lindigkeit, — eigentlich heißt es „was euch geziemt“, lasset kund werden allen Menschen! Es geziemt uns als Christen Liebe zu üben, wie unsers Heilandes ganzes Wesen Liebe war. Liebe üben ist Christenpflicht. Welch ein Weihnachtsgeschenk von oben, wenn alle die kalten, gleichgültigen Herzen erfüllt würden von rechter herzlicher, brüderlicher, christlicher Liebe! Herr Jesu Christe, gieb uns solche rechte Liebe!

Kann überall solche Freude und Liebe sein? Ist nicht auch unter uns vielleicht dieser oder jener, dem schwere Sorge alle Freude nimmt, dem eigenes Leid so sehr das Herz erfüllt, daß er gar kein Auge mehr hat für der Andern Leid und Lust? Vielleicht, daß die Nachrichten aus der Heimath ungünstig lauten, vielleicht, daß du weißt, wie schwer es Vater und Mutter in der Ferne haben, oder was sonst dein Herz bedrückt: sei getrost, auch für die Sorgenvollen hat der Apostel einen Gruß und Wunsch: Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Es giebt ein Kräutlein, das eine treffliche Arznei ist wider alle Sorgen, und dieses Kräutlein heißt: Glaube. Wohl dem Manne, der glauben kann! Glaube, daß der himmlische Vater, der zu Weihnachten seinen eingebornen Sohn um unsertwillen in die Welt gesandt hat, nun auch dich, der du durch Christi Blut theuer erkauft bist, nicht verlassen noch versäumen wird! Solcher Glaube tröstet sich:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch! So handeln heißt glauben. Herr Jesu Christe, gieb uns solchen rechten Glauben!

Wo Glaube in einem Herzen herrscht, da schwindet die Sorge, da wird das Herz ruhig und still, — voll Frieden! Wo Liebe

ihren Einzug hält, müssen Zank und Streit, Uneinigkeit und Unfrieden weichen, überall bringt Liebe Versöhnung mit sich — Frieden! Und wo ein Mensch jene rechte Freude in dem Herrn empfindet, jene Freude, die da fröhlich und zuversichtlich spricht: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält, da wird das Herz kraftvoll und fest, — voll Frieden! So ist der Friede aller Gaben höchste, die Krone, in der alle Gnade Gottes zusammengefaßt wird. Darum bleibt rechter Friede des Herzens unser letzter und höchster Weihnachtswunsch. Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Christus ist unser Friede. Wer an ihn glaubt, wer seinem Gebote folgt, wer ihn liebt von ganzem Herzen, zu dem spricht der Herr: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“. Herr Jesu Christe, gieb uns deinen Frieden!

Freude und Liebe, Glaube und Friede, das sind wahre, köstliche Weihnachtsgaben. Wohl uns, wenn wir sie verspüren an unsern Herzen, in unserer Mitte. Jesus Christus giebt sie, ihn bitten wir darum: Herr Jesu, thu auf den Reichthum deiner Gnade und gieb uns Freude und Liebe, Glauben und Frieden.

Ja Jesu, schöne Weihnachtssonne,
Bestrahle uns mit deiner Gunst.
Amen.

Rogge.

5.

1. Christtag.

Das Wunder der heiligen Weihnacht.

Evang. Luc. 2, 1—14.

Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde. Und diese Schatzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und Jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein Jeglicher in seine Stadt.

Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertraueten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Heerde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still,
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich ist.

So singen wir in dem alten Weihnachtsliede von dem, was das Weihnachts-Evangelium uns erzählt. Und in der That, wunderbar ist in dieser Geschichte Alles, man mag sie ansehen, wie man will. Auch wenn man nur das gelten läßt, was der natürliche Menschenverstand unzweifelhaft und unbestreitbar vor sich sieht, kommt man um das Wunder nicht herum. Nur ein paar einfache Thatsachen wollen wir an unserm Geiste vorüberziehen lassen, geschichtliche Thatsachen, die Niemand leugnen kann, und die uns doch wunderbar erscheinen müssen.

Die erste erzählt St. Lucas hier im Evangelium. Der römische Kaiser Augustus erläßt in seinem gewaltigen Reiche, das fast die

ganze damals bekannte Welt umfaßt, das Gebot, daß alle Welt geschätzet werde, — eine Art Volkszählung zum Zwecke der Steuererhebung. Infolge dieses Gebots zieht in der kleinen römischen Provinz Judäa ein Mann Namens Joseph, seines Zeichens ein Zimmermann, mit seinem Weibe Maria von Nazareth nach Bethlehem, um dort in seiner Vaterstadt sich auch eintragen zu lassen in die Bücher Roms. Und als sie dort waren, gebar Maria ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Am nächsten Tage erzählten einige Hirten wunderbare Dinge von einer Engelerscheinung, die sie gesehen haben wollen, und die mit der Geburt dieses Kindes in Zusammenhang stehen soll; einige Tage spricht man noch davon hier und da in der Stadt, dann ist Alles wieder vergessen. In den Büchern Roms mag gestanden haben: „Bethlehem, ein kleines Landstädtchen in Judäa, — Geschlecht Davids, eines alten jüdischen Königs, — Joseph von Nazareth, ein Zimmermann, ohne Vermögen, mit seinem Weibe Maria, — ein neugeborener Knabe mit Namen Jesus."

Dreißig Jahre lang hört man von dem dort in Bethlehem im Stall geborenen Kinde nichts. Dann tritt in Galiläa ein Mann hervor Namens Jesus, der durch seine wunderbaren Thaten und gewaltigen Reden bald einen großen Anhang findet und viel von sich reden macht, dessen Ruf aber kaum über die Grenzen seines kleinen Vaterlandes hinausdringt. Man erinnert sich dunkel einiger wunderbarer Geschichten, die sich bei seiner Geburt zugetragen haben sollen; die Menge jauchzt ihm eine Zeit lang zu, wendet sich aber bald gegen ihn, und sein Ende —: er wird vom jüdischen Hohen Rath als Gotteslästerer verurtheilt, vom römischen Statthalter der Provinz Judäa als Hochverräther ans Kreuz geschlagen. In dem Jahresbericht, den der Statthalter nach Rom schickte, stand vielleicht: „Jesus, Sohn eines Zimmermanns aus Nazareth, gekreuzigt, weil er vorgab, der Juden König zu sein".

Dreihundert Jahre später steht das Kreuz, das Zeichen der tiefsten Schmach und Schande, oben auf den Zinnen der römischen Kaiserburg, von der aus einst Augustus sein Gebot erlassen hatte. Für Roms Legionen ist das Kreuz das Zeichen des Sieges geworden.

Sie tragen dieses Zeichen in ihren Standarten über den Erdkreis und beugen ihr stolzes Haupt, so oft der Name dessen genannt wird, den sie selbst am Kreuze zu Tode gemartert haben.

Wiederum fünfhundert Jahre später, am Weihnachtsfeste des Jahres 800, sehen wir in den prächtigen Hallen der Peterskirche in Rom, nur wenige Schritte von dem ehemaligen Palast des Kaisers Augustus, eine große, glänzende Versammlung der geistlichen und weltlichen Würdenträger Europas. In ihrer Mitte kniet König Karl, den wir jetzt den Großen nennen, vor ihm steht Papst Leo III. und setzt ihm die Kaiserkrone aufs Haupt. Das römische Weltreich empfängt seinen Herrscher aus den Händen dessen, der sich selbst nennt den Stellvertreter des im Stall zu Bethlehem geborenen Jesus.

Und wieder etwas mehr als tausend Jahre später, heute am Weihnachtsfeste, wird diese einfachste und anspruchsloseste aller Geschichten, die St. Lucas im Weihnachts-Evangelium erzählt, auf der ganzen Erde verkündet in mehr als 300 Sprachen und Zungen, in der Eiseskälte Grönlands und in der Sonnengluth Afrikas, in den Weltstädten Europas und in den Indianerdörfern Amerikas, in den weiten Steppen Mittelasiens und auf den Inselgruppen der Südsee. Und Millionen hören sie und knieen anbetend vor dem, der, als er geboren wurde, kein anderes Lager hatte als eine Handvoll Stroh auf dem harten Holz der Krippe im dunkeln Stall, und in seliger Freude singen sie einander zu:

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt!
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied.

Das ist das Kind, dessen Geburt wir heute feiern, und dessen Siegeszug durch die Welt wie ein Wunder ist vor unseren Augen.

Wollen wir nun vor diesem Wunder, das auch der hartnäckigste Unglaube gelten lassen muß, einfach kopfschüttelnd stehen bleiben und auf seine Erklärung verzichten, oder wollen wir versuchen, mit den Augen des Glaubens einzudringen in seine Tiefen? Für das Auge des Glaubens nicht bloß ein Wunder neben vielen andern, sondern das Wunder, das Wunder aller Wunder, in dessen Licht alle andern

Wunder nicht mehr räthselhaft und geheimnißvoll erscheinen, sondern nur noch als die Strahlen derselben einen Sonne. Für das Auge des Glaubens ist das, was die Weltgeschichte uns von dem in Bethlehem geborenen Kinde erzählt, nicht die Geschichte eines Menschen, eines großen Mannes, von dem ein wunderbarer Einfluß ausgegangen ist auf die ganze Menschheit, auch nicht die Geschichte einer Idee, eines großen Gedankens, der sich siegreich Bahn gebrochen hat im Laufe der Jahrhunderte, sondern es ist die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, und das Fest, das wir heute feiern, ist das Geburtsfest des Königs, der in diesem Reiche herrscht mit göttlicher Allgewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, dem auch Augustus, der Beherrscher des Erdkreises, dienen mußte, um deßwillen ein ganzes Weltreich in Bewegung gesetzt wurde, damit erfüllt würde das Wort des Propheten: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist", — für den die himmlischen Heerschaaren Heroldsdienste thun müssen, der

Aeußert sich all' seiner Gewalt,
Wird niedrig und gering,
Nimmt an sich eines Knechts Gestalt,
Der Schöpfer aller Ding'.

Das ist das Wunder der Weihnacht, wie es der Glaube sieht. Und es wird noch wunderbarer, wenn wir bedenken, weshalb und zu welchem Zweck das Alles geschehen ist. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Das war sein Beweggrund: die Liebe. Und wen hat er geliebt, so geliebt, daß seine Liebe ihm den einigen Sohn abdringen konnte? Nicht die Heiligen, nicht die Frommen, die seiner Liebe werth waren, sondern die Welt hat er geliebt, diese Welt voll Ungehorsam, Unglauben, Sünde und Schande hat er so heiß geliebt, daß er einer Unsersgleichen wurde, nicht um mit uns in der Welt zu leben, sondern um für uns durch die Welt den Tod zu erleiden. Daß der Mensch sein wollte wie Gott, das war sein Elend und Verderben; daß Gott wurde wie ein Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden, das ist unsere Rettung. Das ist das Wunder aller Wunder,

das ist das Geheimniß der göttlichen Liebe, welches auch die Engel gelüstet zu schauen, und welches sie singen ließ in der heiligen Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.“ An den Menschen ein Wohlgefallen! Es ist, als wollten sie sagen: Solches hat Gott an uns nicht gethan! Nicht einen Engel, sondern Mensch hat Gott seinen Sohn werden lassen.

Was die Weltgeschichte uns erzählt von dem Wunder der Weihnacht, das muß auch der Unglaube gelten lassen; wollen wir aber eindringen in seine Tiefen, dann müssen wir es anschauen mit den Augen des Glaubens. Mag es uns vielleicht manchmal auch schwer werden, mit gläubigem Herzen uns unter dieses Wunder zu beugen, eins giebt es, das uns das Glauben leichter macht. Während der natürliche Verstand und die menschliche Weisheit auf tausend Fragen die Antwort schuldig bleibt und sich immer wieder vor neue Räthsel gestellt sieht, giebt es für den Glauben eigentlich nur dies eine Wunder, das Weihnachtswunder. Wer das glauben kann, dem lösen sich alle Räthsel dieses Lebens, für den ist's Licht geworden überall, der braucht nicht, wenn einst das größte aller Räthsel und die dunkelste aller Fragen, der Tod, an ihn herantritt, hinzufahren in des Grabes Nacht mit dem Ruf: Mehr Licht! sondern der kann ruhig die Augen schließen mit dem Worte des Psalmisten: „In deinem Lichte sehen wir das Licht“.

Das ew'ge Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein;
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.
Amen.

Rumland.

6.

2. Christtag.

Weihnachten, ein Fest des neuen Lebens.

1. Joh. 1, 1—4.

Das da von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben, und unsre Hände betastet haben, vom Wort des Lebens: (und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater, und ist uns erschienen;) was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt; und unsre Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn, Jesu Christo. Und solches schreiben wir euch, auf daß eure Freude völlig sei. Amen.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Das ist der Gegenstand unserer Weihnachtsfreude, deren wir heute noch einmal froh werden wollen. Haben wir doch alle Ursache zu dieser Freude. Die frohe Weihnachtsbotschaft beruht ja nicht etwa nur auf einem schönen Gedanken, sondern auf einer unzweifelhaften Thatsache, der großen Gottesthat von Bethlehem, aber auch der großen Gottesthat in uns, der seligen Erfahrung eines neuen Lebens, das allen Gotteskindern in dem Christkind geschenkt wird. Dieses neue Leben — so bezeugt der Apostel nachdrücklich in unserem Text — „war bei dem Vater und ist uns erschienen". So sei denn an diesem festlichen Tage die Rede von dem neuen Leben, das uns in der heiligen Weihnacht erschienen ist.

Es ist 1. ein Leben liebevoller Gemeinschaft, — 2. ein Leben christlicher Gewißheit, — 3. ein Leben völliger Freude.

I.

Das neue Leben, das in der heiligen Weihnacht erschienen ist, knüpft ein dreifaches Band liebevoller Gemeinschaft: mit Gott,

mit Christo, mit den Brüdern. Mit Gott. Wenn es wahr ist, und es ist leider wahr, daß die Menschheit dem verlorenen Sohne gleicht, der in unkindlichem Ungehorsam sich von dem Vater entfernt hat, um in der Fremde nach seinem eigenen Gefallen zu leben, um in der Fremde ins Elend und in die bitterste Noth zu gerathen, so ist eben darum Christus in der heiligen Weihnacht in unsere Fremde, in unser Elend herabgestiegen, um das durch unser unkindliches Wesen so sehr gelockerte Band zwischen uns und dem himmlischen Vaterhause wieder fester zu knüpfen, um uns Gott wieder näher zu bringen, uns in die selige Gemeinschaft mit ihm wieder zurückzuführen, denn die Gemeinschaft mit Gott ist unsere Seligkeit. „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Wir konnten aber nur dadurch mit ihm wieder vereinigt werden, daß der Sohn Gottes sich aufs Innigste mit uns vereinigte. Darum hat er in seiner wunderbaren Geburt unser Fleisch und Blut angenommen und sich gekleidet in das Gewand unserer Schwachheit. Nun ist er so mit uns verbunden, daß er aus eigener Erfahrung unsere Leiden und unsere Schmerzen kennt. Nun weiß er genau, wie es armen, bedrängten Menschenherzen in den Versuchungen, Nöthen und Schwierigkeiten dieses Erdendaseins zu Muthe ist, und kann Mitleid haben mit unserer Schwachheit. Ja noch genauer ist er mit uns verbunden: Unsere Schuld ist seine Schuld geworden, unsere Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. „Und Friede auf Erden." — Bei denen aber, die auf Erden durch Christum zum Frieden gekommen sind, heißt es:

Er das Haupt und wir die Glieder,
Er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein.

Das neue Leben, das in der heiligen Nacht der Welt erschien, verbindet Alle, die es ergreifen, zu einer lebendigen, liebevollen Gemeinschaft von solchen, die sich untereinander als Brüder ansehen und in herzlicher Bruderliebe zusammenhalten. Sie meinen es gut miteinander; sie sind mit Worten und Geberden freundlich zueinander; sie wünschen und gönnen einander alles Gute von Herzen; sie springen einander mit Trost, Rath und Hülfe bei; sie vertragen

untereinander ein Jeder des Anderen Schwachheit mit Geduld. Sie leben mit einem Worte nach dem Gesetz des neuen Lebens: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Nur dann kann das Auge des liebevollen Herrn und Heilandes mit Wohlgefallen auf ihnen ruhen, nur dann kann es heißen: „Und den Menschen ein Wohlgefallen." Es könnte der Himmel auf Erden sein, wenn wir die liebreiche Gemeinschaft, zu der Christus uns berufen hat, treuer pflegten. Wir könnten ein ganz neues, ganz anderes, viel besseres Leben haben, wenn wir uns dies Wort unseres Weihnachtstextes besser merken wollten: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet, und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit dem Sohne Jesu Christo."

II.

Dann würden wir in dem neuen Leben auch unseres theuren Christenglaubens immer gewisser werden. Vom Worte des Lebens spricht der Apostel. Je treuer und tiefer wir uns in dieses Wort einleben, desto deutlicher tritt uns seine Wahrheit vor die Seele, desto gewisser werden wir auch der Weihnachtsbotschaft und der Weihnachtsfreude. Es wird in der Welt mit Recht großes Gewicht auf das Zeugniß von Augen- und Ohrenzeugen gelegt. So wollen wir auch das Zeugniß des Johannes hochhalten, der da sagt, daß er gehöret und gesehen habe mit seinen Augen, daß er beschauet und mit seinen Händen betastet habe das Wort des Lebens. So ist denn kein Zweifel möglich. Gott hat sich unser erbarmt, er hat unseren Jammer und unsere Noth eingesehen, er hat uns seinen eingeborenen Sohn gesandt. „Das Wort ward Fleisch."

Und auch wir können seine Herrlichkeit sehen, auch heute noch. Oder sehen wir darum nicht, weil wir mit anderen Augen sehen als die Apostel? Sie sahen auch mit leiblichen Augen das Licht der Welt. Wir sind von vornherein auf das innere geistige Auge, auf das Glaubensauge gewiesen. Aber wer das recht aufthut und sich vom heiligen Geiste erleuchten läßt, dem geht ein neues Licht und ein neues Leben auf, das Leben einer unerschütterlich festen christlichen Gewißheit. Der ist von den unsichtbaren Gegenständen seines

Glaubens ebenso gewiß überzeugt, als sähen sie seine leiblichen Augen. Ja noch viel gewisser. Denn hätten wir es noch nicht erfahren, daß unser leibliches Auge uns täuschen kann? Aber Gott täuscht die Seinen nicht. Er meint es gut mit uns. Er hat uns sein Theuerstes gegeben. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab." Deß sollen wir Alle froh sein, deß sollen wir immer gewisser werden. Dann wird es auch bei uns nicht bloß an solch einem hohen Festtage, sondern alle Tage unseres Lebens in rechter christlicher Gewißheit heißen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?"

III.

„Und solches schreiben wir euch, auf daß eure Freude völlig sei." Alle anderen Freuden sind beschränkt; etwa auf die Glücklichen, auf die Gesunden, auf die Zeit der Jugend, auf den Stand der Besitzenden. Aber die heilige Weihnachtsfreude ist für Alle, auch für die Alten, auch für die Kranken, auch für die Mühseligen und Beladenen, auch für die Enterbten in dieser Welt. Die sonst gar keine Freude haben, die sollen, wenn nur das Weihnachtsleben in ihnen ist, auch die Weihnachtsfreude haben. — Alle anderen Freuden sind einseitig. Was den Einen erfreut, dafür hat der Andere kein Verständniß und keine Theilnahme. Die Weihnachtsfreude des neuen Lebens aber ist für Alle da, denn Alles, was da lebet, bedarf im Leid über seine Sünde der Freude der Vergebung und kann mit ihr erfreuet werden. Wie in Adam alle Menschen sterben müssen, so sollen sie in Christo alle leben. Und solch Leben ist Freude, unvergängliche Freude. — Alle anderen Freuden sind unvollkommen und vergänglich.

Das ist das Schicksal: nach dem Tag die Nacht,
Die stille Thräne nach des Festes Pracht,
Nach lustigem Gesang die Klage,
Und nach der Jugend Glück, so strahlenvoll,
Drin, wie ein Himmel weit, die Seele schwoll,
Die Ruh' im engen Sarkophage.

Aber wer einmal recht Weihnachten gefeiert hat, dem ist mit dem neuen Leben eine Freude aufgegangen, die in allen Lagen des Lebens vorhält, die auch in den Nöthen des Lebens, ja in der Nacht des Todes noch bleibt und tröstet.

Des Christen Tage auf Erden können nicht lauter ungetrübte Feiertage sein. Das kann die Erziehungsweisheit Gottes uns nicht gewähren. Es müssen Tage kommen, die uns nicht gefallen. Und sie kommen früher oder später für einen Jeden. Das ist der Welt Lauf; das ist des Lebens Loos. „In der Welt habt ihr Angst“, sagt der scheidende Herr zu den Seinen, „aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden.“ Wer an ihn sich hält, an das Wort des Lebens, dem wird er ewiges Leben und ewige, völlige Freude geben, der soll es erfahren: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Da werden wir uns ganz und ungetrübt und ohne Aufhören dessen freuen dürfen, was der Herr in der heiligen Nacht Großes an uns gethan hat, und werden nicht müde werden zu danken für die große Weihnachtsgabe Gottes in Christo: das neue Leben. Amen. Gödel.

7.

Sonntag nach Weihnachten.

Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Evang. Joh. 3, 30.

Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Amen.

Wie kommt es wohl, daß Weihnachten gerade in diesen Dezembertagen gefeiert wird, die doch in allen nördlichen Gegenden die unwirthlichsten und kältesten im ganzen Jahre sind? Tag und Monat von Christi Geburt sind uns nirgends aufbewahrt; höchstens, daß sie nicht im Winter — in der Regenzeit — lagen, können wir daraus schließen, daß die Hirten nachts mit ihren Heerden auf dem Felde waren. Aber mit Absicht haben die Christen das Weihnachtsfest gerade auf die Zeit der Wintersonnenwende gelegt. Die Macht der Finsterniß ist in diesen Tagen gewissermaßen überwunden, die Tage

werden länger, die Nächte kürzer. Das war den Alten ein Gleichniß. In der Nacht des Unglaubens und der Sünde geht Christus auf als das Licht der Welt, als die göttliche Sonne. Licht und Finsterniß, Christus und die Sünde kämpfen miteinander, aber das Licht wird gewinnen und den Sieg behalten.

So war auch das Wort Johannes des Täufers gemeint, das heute unserem Gottesdienste die Losung geben soll. Er merkte, daß mit Christus helles Licht in diese Welt gekommen war, darum wollte er der Verbreitung dieses Lichtes nicht im Wege stehen und sprach: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Auch uns ist dieses Wort gesagt, darum wollen wir näher betrachten, was es bedeutet.

Es ist vor Allem ein Wort voller Entsagung. Das war es auch im Munde des Täufers. Als Jesus mit seiner mächtigen Predigt auftrat, ließen viele Zuhörer Johannes im Stich und wandten sich dem neuen Meister zu. Johannes Jünger empfanden diesen Wankelmuth bitter und beklagten sich darüber. Der hochherzige Täufer aber wies sie zurück: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen". Der Morgenröthe gleich, die den jungen Tag heraufführt, aber beim Aufgang der Sonne verschwindet, war er zufrieden, dem Heiland die Wege zu bahnen, um dann in stillem Entsagen seinen Ruhm erbleichen zu sehen neben dem Lichte der Welt.

Ebenso ist dieses Wort auch für uns gemeint. Es bleibt bestehen als Gesetz für alle Menschen Christus gegenüber: „Ich muß abnehmen". Wer nicht mancher irdischen Freude entsagen kann, wer nicht imstande ist, um seines Glaubens willen Opfer zu bringen, kann dem Herrn nicht nachfolgen, der in der Krippe geboren ist und der am Kreuze starb. Wer in das gelobte Land einziehen will, muß fähig sein, die Fleischtöpfe Egyptens zu verlassen und eine Weile durch die Wüste zu wandern. Nicht ziemt dem Christen, was Jedem ziemt, und ein rechter Nachfolger Christi wird auf Manches verzichten, was Anderen Lebensbedingung scheint. Prüfe dich einmal darauf, siehe deine Vergnügungen und Unterhaltungen an, überlege, wie du deine freien Stunden, deine Erholungs- und Urlaubszeit am Lande ausfüllst, durch welche Mittel du dein Fortkommen suchst, und prüfe das Alles einmal daraufhin, ob es vor Gott bestehen kann. Du wirst

Vieles finden, dem du absagen mußt. Wo du aber solches findest, sprich mit Johannes: „Ich muß abnehmen“. Lerne entsagen!

Der Entsagung Quelle ist die Demuth. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ ist auch ein demüthiges Wort. Johannes war ein demüthiger Mann. Er merkte, daß Jesus viel größer, viel besser, viel reiner als er selbst war, daß ein Gegensatz zwischen ihm und Jesus bestand, und als er das merkte, trat er demüthig zurück. Auch zwischen Jesus und uns besteht derselbe Gegensatz. Ob wir ihn „natürlichen Menschen“, Fleisch, böse Lust, Sünde oder sonst wie nennen, kommt auf eins heraus, jedenfalls ist in unserem Herzen ein Widerstand da gegen Christi Gebote. Wie eine Kugel nicht mit ungeschwächter Kraft vorwärts rollen kann, weil sie immer, auch auf dem glattesten Boden, auch in der klarsten Luft mit der Reibung der Erde oder der Luft zu kämpfen hat, so ist in unserem Herzen etwas, was sich dagegen sträubt abzunehmen, damit Christus zunehmen kann. Ein Jeder, der mit Ernst danach strebt, Christus ähnlicher zu werden, weiß, daß das Arbeit kostet, daß in seinem Herzen Hindernisse dabei überwunden werden müssen. Es muß etwas in uns abnehmen, wenn wir vorwärts kommen sollen. Das ist eine sehr demüthigende Erkenntniß. „So wie ich bin, bin ich nichts werth,“ lautet sie mit kurzen Worten. Und doch ist es wieder eine sehr nöthige Erkenntniß. Wie kann von Fortschritt die Rede sein, wenn wir nicht wissen, was uns rückwärts zieht? Darum thut es uns noth, daß wir uns immer wieder ins Gedächtniß rufen, wie klein wir sind am Guten und Göttlichen, wie groß am Bösen. „Ich muß abnehmen“, schreibe dir das mit Riesenlettern in das Buch deines Herzens, lerne von Johannes dem Täufer, dem größten Manne des alten Bundes, klein werden vor Christus: lerne Demuth!

Wer das lernt, dem wandelt sich des Täufers Wort unter den Händen. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen,“ hört ihm auf, ein Wort schmerzlicher Entsagung, beschämender Demuth zu sein, es wird ihm vielmehr ein Wort seliger Hoffnung, das ihm ein hohes Ziel vorsteckt. „Er muß wachsen“. Der Dichter sagt:

Vor Jedem steht ein Bild
Des, das er werden soll.
So lang er das nicht ist,
Ist nicht sein Friede voll.

Wir Christen wissen, was das für ein Bild ist. Wir Menschen, nach Gottes Bilde geschaffen, sollen dem ähnlich werden, der da ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, Jesus Christus, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet. Das ist unsere Aufgabe. Im Wort, im Werk, im ganzen Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen. Das ist unsere Lebensaufgabe, daß an uns Alles, was Jesus Christus unähnlich ist, verschwinde, aber sein Bild sich immer reiner in unserem ganzen Leben auspräge. Das bedeutet: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Wohl dem, der diesem Ziele nachstrebt, der wird wahrlich ein Kind Gottes, ein Jünger Jesu Christi genannt werden können.

Wir schauen zurück. Anfangs sehen wir in dem Worte des Täufers nur herbe Entsagung, jetzt weist es uns ein köstliches Ziel. Da ist erfüllet, was die Schrift sagt: Wenn du mich demüthigest, machst du mich groß. Damit ist der Weg der Entsagung vorgebildet. Anfangs ein Weg voller Dornen und Disteln, aber je weiter man kommt, um so mehr wandeln sich die Dornen in Rosen. Wir aber wollen vom alten Jahre zum neuen immer mehr uns bestreben, diesen Weg zu wandeln. Als Losung soll uns dafür dienen das Wort Johannes des Täufers: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen! Amen. Rogge.

8.

Neujahr.

Vorwärts mit Gott!

Josua 1, 1—8.

Nach dem Tode Moses, des Knechts des Herrn, sprach der Herr zu Josua, dem Sohn Nuns, Moses Diener: Mein Knecht Mose ist gestorben; so mache dich nun auf und zeuch über diesen Jordan, du und dies ganze Volk, in das Land, das Ich ihnen, den Kindern Israel, gegeben habe. Alle Stätten, darauf eure Fußsohlen treten werden, habe Ich euch gegeben, wie Ich Mose geredet habe. Von der Wüste an und

diesem Libanon bis an das große Wasser Euphrat, das ganze Land der Hethiter, bis an das große Meer gegen Abend, sollen eure Grenzen sein. Es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang. Wie Ich mit Mose gewesen bin, also will Ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen. Sei getrost und unverzagt; denn du sollst diesem Volk das Land austheilen, das Ich ihren Vätern geschworen habe, daß Ich's ihnen geben wollte. Sei nur getrost und sehr freudig, daß du haltest und thust allerdinge nach dem Gesetz, das dir Mose, mein Knecht, geboten hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem, das du thun sollst. Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust allerdinge nach dem, das drinnen geschrieben stehet. Alsdann wird dir's gelingen in Allem, was du thust, und wirst weislich handeln können. Amen.

Gott segne uns allesammt im neuen Jahre! Gestern schauten wir wohl zurück auf die Zeit, die hinter uns liegt, heute richten wir unsern Sinn vorwärts und sprechen mit Paulus: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist." Nicht als sollte das Buch der Vergangenheit ausgelöscht, die ganze Zeit ungenützt vorübergegangen sein, aber so, daß wir nicht nur in der Vergangenheit leben mit ihren Freuden und Leiden, sondern rüstig vorwärtsschreiten auf dem Weg, den Gott uns führen wird. Heute aber, bevor wir die Arbeit des neuen Jahres beginnen, wollen wir hinaufschauen in die Höhe und uns Gottes Auftrag und Segen erbitten, wie Josua in unsrem Text. Da war auch eine neue Zeit angebrochen. Moses war gestorben, Israel stand an einem bedeutungsvollen Wendepunkt seiner Geschichte. Was wird die neue Zeit bringen? Unser Text giebt die Antwort. Die neue Zeit begann mit einem Worte Gottes an das Volk. So wollen wir heute auch das neue Jahr anfangen, heute aufmerksam lauschen dem Worte Gottes und dann ein Jeder mit neuer Kraft an die neue Arbeit gehen. Gottes Wort aber zeigt uns, wie Josua:

1. eine große Aufgabe: Ziehe in das Land, das ich euch gegeben habe;
2. eine herrliche Verheißung: Sei nur getrost und unverzagt, es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang;
3. eine ernste Mahnung: Laß das Buch des Gesetzes nicht von deinem Munde kommen.

Das neue Jahr bringt uns eine neue, große Aufgabe: Ziehe in das Land, das ich dir gegeben habe. Keiner von den Israeliten, außer Josua selbst und einem Genossen, hatte das Land gesehen, aber getrost folgen sie ihrem Führer. Auch für uns ist ein neues Jahr wie ein neues Land, in das wir auf unserm Lebensweg einziehen sollen. Einzelne Aussichten und Erwartungen ragen wie Bergspitzen aus dem Nebel heraus, aber noch kann Niemand sicher sagen, ob sie wirklich so sein werden, wie sie jetzt erscheinen, ob wirklich der Weg zu ihnen hinauf oder nur an ihnen vorbeiführen wird. Bange möchte dieser oder jener vielleicht am Anfang des Jahres stehen bleiben, aber hier hilft kein Säumen, kein Verweilen. Gehen wir nicht in das neue Jahr, so kommt das neue Jahr zu uns, darum wohlan! laßt uns hören auf Gottes Mahnung: Ziehe in das Land, das ich dir gegeben habe. Darin liegt zugleich unsere Aufgabe, die uns Gott gegeben hat, daß wir in den kommenden 365 Tagen, so Gott sie uns erleben läßt, unsern Mann stehen. Israel mußte sich das Land erobern, in das es hineinzog. Auch wir müssen uns jeden Tag des neuen Jahres erwerben und erobern in treuer Arbeit, in nimmermüdem Gottvertrauen, wenn er uns wirklich zu eigen werden soll. Das ist eine große Aufgabe, wie nehmen wir sie heute auf? Als Josua die Aufgabe hörte, die ihm von Gott gegeben war, hat er nicht lange gezögert und gegrübelt: was soll ich thun? sondern kurz und entschlossen gab er seinen Obersten und Hauptleuten den Befehl: Schaffet euch Brot, denn in drei Tagen will ich über den Jordan gehen! Er merkte, nicht die Trägheit, sondern den sorgsamen Fleiß segnet Gott. Das ist ein Wink für uns. Nicht stille stehen, sondern vorwärts und aufwärts gehen, sei im neuen Jahre allezeit unsre Losung. Vorwärts soll es gehen mit neuer Treue im irdischen Beruf. Ohne Fleiß kein Preis, und soll das Ganze, unser Vaterland, die Tüchtigkeit unserer Flotte

gedeihen, so muß jeder Einzelne an seiner Stelle seinen Mann stehen. Aufwärts soll es gehen mit neuer, aufrichtiger Buße im himmlischen Beruf. Gott hat uns mit dem neuen Jahr eine Gnadenfrist gegeben. Wer weiß, für Manchen unter uns kann es vielleicht das letzte sein. Darum laßt uns mit neuem Ernst daran gehen, unser Leben zu bessern, die alten Untugenden, Fehler und Sünden abzulegen und von ganzem Herzen danach zu streben, Jesu Christo, unserm Herrn und Heiland, immer ähnlicher zu werden. Mit solcher Gesinnung überschreiten wir die Schwelle des neuen Jahres und machen uns an die Aufgabe, die uns Gott gestellt hat: Ziehe in das Land, das ich dir gegeben habe.

Zu der Aufgabe fügt Gott aber eine Verheißung hinzu: Sei nur getrost und unverzagt, es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang. Josua machte sich gläubig an den Auftrag, den er erhalten hatte, da erfüllte sich an ihm auch das Wort der Verheißung. Es hat ihm Niemand widerstanden sein Lebenlang. Weder die Wellen des Jordans, noch die Mauern von Jericho, noch die mächtigen Heere der Feinde konnten seinen Siegeslauf hemmen, und als er am Ende seines Lebens auf alle diese Jahre zurückblickte, konnte er dankbar bekennen: „Es hat nicht ein Wort gefehlt zu allem Guten, das der Herr zu euch geredet hat.“ Auch uns wird diese Verheißung in das neue Jahr mitgegeben: Sei nur getrost und unverzagt, es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang. Ist das nicht zu viel gesagt? Hat nicht das alte Jahr, das hinter uns liegt, so manche Enttäuschungen gebracht, hie und da Pläne und Hoffnungen vernichtet? Sicherlich, aber an vielen Fehlschlägen waren wir auch selber Schuld, und bei andern Ereignissen mußten wir bekennen: es ist anders, aber besser gekommen, als ich wollte und dachte. Auch soll solche Verheißung nicht bedeuten, daß uns gar nichts Uebles begegnen soll. Mit der Freude zieht der Schmerz treulich durch die Zeiten. Aber immer noch gilt für den Gläubigen das Wort: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein, und immer noch erneuert sich des Apostels Erfahrung: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Solch ein Wort fröhlich aufnehmen und mit ihm hineinziehen in das neue Jahr, das heißt glauben und das macht fröhlich: Sei nur getrost und unverzagt! In solchem

Glauben befehlen wir unsere Lieben daheim auch im neuen Jahre der Gnade Gottes, in solchem Glauben gehen wir selbst getrost und unverzagt in das unbekannte Land. Alle unsere Sorge werfen wir auf den Herrn, denn er sorget für uns, Alles, was unser Herz bewegt, legen wir an sein Vaterherz, und dankbar hören wir aus seinem Worte die köstliche Verheißung: Sei nur getrost und unverzagt, es soll dir Niemand widerstehen dein Lebenlang.

Aber wem gilt diese Verheißung? Allen ohne Weiteres? Gewiß, uns Allen, nur daß sie verknüpft ist mit einer ernsten Mahnung: Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust allerdinge nach dem, das darinnen steht. Weiche nicht davon weder zur Rechten, noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem, das du thun sollst. Josua, an den der Herr damals diese Mahnung gerichtet, besaß vom Gesetz nur wenig mehr als die zehn Gebote, aber die hat er hochgehalten, wie das Wort des lebendigen Gottes von einem Menschen hochgehalten werden muß. Er ist davon nicht abgewichen weder zur Rechten noch zur Linken und hat noch am Ende seines Lebens dankbar gelobt: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Wir sind reicher als Josua. Wir haben noch die herrlichen Psalmen, die ja auch in unserm Gesangbuch abgedruckt sind, wir haben das Neue Testament und unsern Heiland Jesus Christus als den Bahnbrecher und Führer auf dem Wege zur Seligkeit. Auch im neuen Jahre geht er uns voran, ernst lautet heute Gottes Mahnung, daß wir ihm getreulich folgen: ein Kriegsmann darf nicht stille stehn, sieht er voran den Feldherrn gehn! Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken!

So ziehen wir denn hinein in das neue Jahr, als in das Land, das uns Gott gegeben hat. Ernst mahnend erinnert uns der Herr: Weiche nicht ab von Gottes Geboten, aber dann macht er uns auch von Herzen froh: Sei nur getrost und unverzagt. Wir aber nehmen gläubig Mahnung und Verheißung auf und bitten den Herrn zum neuen Jahre um neuen Segen für uns und die Unsern daheim, für unsern Kaiser und unser Vaterland, für unser Volk

und die ganze Christenheit, für Alle insgesammt und für jeden Einzelnen.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Muth für seine Leiden
In die neuen Tage.
Amen.

Rogge.

9.

Sonntag nach Neujahr.

So Gott will!

Jakob. 4, 13—15.

Wohlan nun, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und wollen ein Jahr da liegen und Handel treiben und gewinnen. Die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist's, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er. Dafür ihr sagen solltet: So der Herr will, und wir leben, wollen wir dies oder das thun. Amen.

So ähnlich wie die Leute hier in unserm Texte mag wohl auch von uns heute manch Einer denken. Ein ganzes Jahr liegt nun wieder vor uns, da mag wohl Mancher jetzt am Jahresanfang sich schon seinen Plan gemacht haben, was er in diesem Jahre Alles zu thun und zu erreichen gedenkt. Der Apostel spricht hier sein entschiedenes Mißfallen an solchem Plänemachen aus, es sei denn, daß wir bei Allem, was wir unternehmen, hinzusetzen: „So der Herr will." Ein Zauberwort, das eine auf alle Fälle wirkende Kraft in sich schließt, und das man deshalb auch nur auszusprechen braucht, um seines Erfolges unter allen Umständen sicher zu sein, ist dieses Wort natürlich nicht. Aber es liegt eine wunderbare Kraft in diesem „So Gott will", wenn man es zum Wahlspruch seines Lebens

macht. Dreifach ist darum die Kraft dieses unscheinbaren Wortes: es giebt unserm Streben eine ganz andere Richtung, es giebt unserm Leben einen ganz andern Werth, es giebt unserm Handeln eine ganz andere Kraft und Sicherheit.

Denken wir uns einmal, die Leute hier im Text hätten zu ihrem Vorhaben dieses Wort hinzugesetzt: „So Gott will, wollen wir heut oder morgen in die oder die Stadt gehen und wollen ein Jahr da liegen und Handel treiben und gewinnen.“ Nicht wahr? das geht nicht. Es ist ohne Frage nicht Gottes Wille, daß ein Mensch ein ganzes Jahr lang sein Dichten und Trachten auf nichts weiter richtet als auf Handeltreiben und Gewinnen. Es liegt klar auf der Hand, wäre das „So Gott will“ dieser Leute Wahlspruch gewesen, so würden sie den Entschluß, wie sie ihn hier aussprechen, nicht haben fassen können; ihr Streben würde eine andere Richtung angenommen haben.

Machen wir nun dieselbe Probe auch einmal bei uns selbst. Vergegenwärtige sich ein Jeder von uns, was er für dieses Jahr sich vorgenommen hat, stelle er das Ziel, nach dem er strebt, all seine Pläne und Vorsätze sich vor Augen und setze dann dazu den von dem Apostel uns empfohlenen Wahlspruch: So Gott will. — Paßt das zusammen, oder müssen wir auch hier sagen: Nein, wenn ich wirklich den Willen Gottes zur alleinigen Richtschnur meines Handelns machen, nur das thun will, was Gott will, dann muß ich mit ganz anderen Plänen und Vorsätzen in das neue Jahr hineingehen, muß meinem Streben eine ganz andere Richtung geben. Jener Fall, den der Apostel hier anführt, ist doch nicht bloß so willkürlich herausgegriffen. „Handel treiben und gewinnen“ ist an sich nichts Böses, aber der Apostel will damit jenen Standpunkt bezeichnen, der weiter nichts weiß und will als diese fortwährende Beschäftigung mit den Dingen dieser Welt. Diejenigen redet er hier an, die mit all ihren Gedanken, ihrem Streben, Wünschen und Wollen nicht hinausgehen über diese Welt und ihre Güter, denen nur daran gelegen ist, es in dieser Welt möglichst weit zu bringen, und die sich um die Dinge der zukünftigen Welt, um Gott und Gottes Willen überhaupt nicht kümmern. Vor einer solchen rein auf das Irdische gerichteten Gesinnung soll unser Wahlspruch uns bewahren und uns beständig

daran erinnern, daß wir nach dem Willen Gottes doch noch zu etwas Höherem bestimmt sind.

Lassen wir so durch diesen Wahlspruch unserm Leben eine andere Richtung geben, die Richtung auf das Göttliche, dann bekommt es dadurch auch einen ganz anderen Werth. „Was ist euer Leben? — Ein Dampf ist's, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er," sagt der Apostel zu den Leuten hier im Text. Wenn ein Menschenleben keinen andern Zweck, kein anderes Ziel hat als von einem Ort zum andern zu ziehen, um Handel zu treiben und zu gewinnen, dann ist es in der That wie der Dampf oder wie der Hauch des Mundes, der einen Augenblick sichtbar wird in der Luft und dann für immer spurlos verschwindet. Ein Leben, in dessen Mittelpunkt immer nur das eigene Ich gestanden hat, verschwindet auch mit diesem Ich spurlos von der Erde. Was sollte auch davon übrig bleiben? Die Schätze, die wir uns hier auf Erden sammeln, werden des Rostes und der Motten Fraß, in das Amt oder die Stellung, die wir bekleidet haben, rückt ein Anderer ein, die letzte Spur unsers Daseins, unser Name, ist nach wenigen Jahren auch vergessen. Aber es giebt etwas, das nicht vergeht, das auch den Tod überdauert. Das ist das Leben in Gott, das Thun seines Willens, denn überall, wo die Schrift von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens redet, meint sie damit das Leben ohne Gott. „Der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergeht." Wer den Willen Gottes zu dem obersten Gesetz seines Lebens gemacht hat, von dem heißt es im Psalm: „Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl." Und dann geht es weiter: „Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet." Das erst giebt unserm Leben einen wirklichen, ewigen Werth, wenn wir unsern Willen ganz aufgehen lassen in dem Willen Gottes, unsere ganze Kraft in seinen Dienst stellen und nur das eine Ziel im Auge haben: seinen von Ewigkeit her gefaßten Rath und Willen zur Ausführung bringen zu helfen. Dann ist unser Leben nicht mehr wie ein einzelnes Sandkorn in der weiten Wüste, mit dem die Winde spielen, dann sind wir ein, wenn auch nur kleines Glied eines

großen Ganzen; dann ist unser einzelnes kleines und unbedeutendes Leben eingefügt in den großen, heiligen Gotteswillen, in den großen, wunderbaren Plan und Rathschluß, nach dem Gott die Welt geschaffen hat und regiert. Dann bekommt auch die kleinste unscheinbarste Handlung, auch die geringste Dienstleistung einen ewigen Werth, dann ist keine Arbeit, mag sie an sich auch noch so geringfügig und überflüssig erscheinen, umsonst gethan, sondern wird als ein unvergänglicher Baustein mit eingefügt in den großen, herrlichen Bau des Reiches Gottes. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

So bekommt durch diesen Wahlspruch nicht nur unser ganzes Leben einen ganz anderen Werth, so bekommt auch unser ganzes Handeln eine ganz andere Kraft und Sicherheit. Die Sicherheit, mit der die Leute hier im Text von ihrem Vorhaben reden, ist im Grunde genommen doch nur scheinbar. Eine gewisse Unsicherheit drückt sich schon in ihren Worten aus. „Heute — oder vielleicht auch erst morgen wollen wir in diese — oder vielleicht auch in jene Stadt gehen" — das hängt eben noch ganz von den Umständen ab. Wer nur mit den unbeständigen, vergänglichen Dingen dieser Welt rechnet, der muß in fortwährender Angst und Furcht leben, daß seine Berechnungen auch einmal nicht zutreffen, daß ihm plötzlich der Boden unter den Füßen weicht, und der Stab, auf den er sich stützt, zerbricht. Da muß man mit hundert Möglichkeiten rechnen, ist von tausend Zufälligkeiten abhängig, das Leben wird immer verwickelter und — auch immer unsicherer.

Wer es dagegen mit unserm Wahlspruch hält: So Gott will, für den giebt es in allen Lebenslagen und unter allen Umständen immer nur die eine Frage: ist das, was ich jetzt thun will, Gottes Wille oder nicht? Lautet die Antwort: nein, so ist die Sache für ihn damit ein für allemal abgethan. Lautet die Antwort: ja, dann frisch und ohne Zögern ans Werk! Denn dann bin ich des Gelingens unter allen Umständen sicher.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.

Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Da ist im Jahre 1521 ein armer einfacher Mönch in Wittenberg von dem mächtigen Kaiser Karl V. auf den Reichstag nach Worms geladen, damit er sich dort seiner Lehre wegen vor Kaiser und Reich verantworte. Alle, die es gut mit ihm meinen, rathen ihm ab, dorthin zu gehen, weil sie überzeugt sind, er wird nicht lebendig wieder herauskommen. Aber er läßt sich von seinem Entschluß nicht abbringen, sondern sagt: „Und ob auch so viele Teufel in Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein.“ Woher kommt diesem Manne solche Kraft und Sicherheit? — Er weiß: es ist Gottes Wille, daß er hingeht, und darum geht er ohne Furcht und ohne Besinnen.

So kann man durch das ganze Leben gehen, wenn man geht mit dem Wahlspruch, den der Apostel uns hier empfiehlt: So Gott will. Dann kann selbst der Tod uns keinen Strich mehr durch die Rechnung machen; denn ist nach dem Willen Gottes unsere Zeit gekommen, so haben wir auch darauf nur die Antwort:

Ihm hab ich mich ergeben
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir's gebeut.
Es sei heut oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen,
Er weiß allein die rechte Zeit.

So soll denn das auch unser Wahlspruch sein, mit dem wir hineingehen in das neue Jahr: „So Gott will.“ Dann mag auch Alles ganz anders kommen, als wir es uns jetzt vielleicht denken, dann mögen alle Hoffnungen und Erwartungen, die wir auf dieses Jahr setzen, fehlschlagen, das letzte und höchste Ziel, das ein Mensch überhaupt erreichen kann, werden wir nicht verfehlen, sondern am Ende unseres Laufes eingehen zu der Herrlichkeit, zu der er uns berufen hat, — so Gott will. — Amen.

Rumland.

10.

1. Sonntag nach Epiphanien.

Sonntag auf See.

Evang. Luc. 5, 1—3.

Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er stund am See Genezareth und sahe zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze, trat er in der Schiffe eines, welches Simons war, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Lande führete. Und er setzte sich und lehrete das Volk aus dem Schiff. Amen.

Unsere Textgeschichte von Petri Fischzug soll den Erbauungsstoff für diesen und die nächsten Sonntage der Epiphaniaszeit liefern. Wie der Herr den Petrus und seine Gefährten Jakobus und Johannes in ihrem irdischen Berufe für ihren himmlischen Beruf gewinnt, auf ihrem heimischen See Genezareth für die ewige Heimath, will das uns Allen wohlbekannte Evangelium erzählen. Es ist bezeichnend, daß der Herr gerade aus Fischern und Schiffern seine ersten Jünger sich erwählt hat. Gerade die See zieht nicht bloß, sie erzieht auch. Es ist wie ein magnetischer Zug, der uns hinzieht zu ihr; aber er soll uns, wie die Magnetnadel zum Pol, auf den hinweisen, dem Wind und Meer gehorsam sind, und in dem allein wir Ruhe finden können für unsere Seelen.

Ein Bild der Ruhe stellen auch die ersten Verse des Evangeliums, unser heutiger Text, vor Augen: der Herr, der in das Schiff tritt und es ein wenig vom Lande führen läßt, und vor ihm am Ufer das Volk, das sich zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er lehrete das Volk aus dem Schiff. Um ihn her die blauen Fluthen des galiläischen Meeres, über ihm die Sonne im ersten Morgenglanz der Frühe: ein Bild der Ruhe und des Friedens, ein Bild voll Stimmung, ein rechtes Sonntagsbild für uns. Es soll uns „Sonntag auf See“ vor Augen stellen, auf daß auch wir am heutigen

Tage nicht bloß Ruhe finden für den Leib, sondern vor Allem für unsere unsterbliche Seele.

Unser Schiff ist ja auch „ein wenig vom Lande geführt". Es thut so wohl, all' das Gewirr und Geschwirr der Großstadt und des Tagestreibens dahinten zu lassen, in Gemeinschaft nur einiger wenigen erprobten Gefährten, „Gesellen", wie das Evangelium weiterhin sagt, um sich her die Fluthen des Meeres und über sich den weiten Himmel. Da weitet sich auch das Herz. Da weht Gottes Odem so frisch durch die Brust.

Aber das macht noch nicht allein den Sonntag und die Sonntagsstimmung und den Sonntagssegen, daß man die Gestade der Alltäglichkeit ein wenig dahinten gelassen hat. Nur der Herr macht den Tag des Herrn. Nur wo er in das Schiff getreten ist, ist es wahrhaft Sonntag auf See, auch wenn das Schiff noch so blink und blank gewaschen ist. Er ist der beste Reisegefährte, das festeste Band nicht bloß unter denen, die auf dem Schiffe sind, sondern auch zu denen hin, die wir am Lande zurückgelassen haben; denn „zu Ihm drang sich alles Volk, zu hören das Wort Gottes". Heute läuten ja aller Orten die Sonntagsglocken und laden zu Gottes Hause, und das Volk drängt sich zu ihm, zu hören das Wort Gottes. Heute sollen auch wir es wieder mit Loben und Danken über seinem Gnadenwort und seiner Gnadengegenwart empfinden: Ob nah, ob fern, wir sind doch eins im Herrn! Das Schiff selbst wird heute seine Kanzel, in seinem Namen hält der Kapitän als Hausvater den Schiffsgottesdienst ab, und das Schiffsvolk sammelt sich um ihn, zu hören das Wort Gottes.

Und stimmt die See nicht ganz besonders zur Andacht? Wenn es auf Bergeshöhen uns in der Sonntagsfrühe heilig durchschauert: „Dies ist der Tag des Herrn. Ich steh' allein auf weiter Flur; noch eine Morgenglocke nur!" gilt dies nicht in noch höherem Grade vom Sonntage auf See? — Was ist denn Andacht anders als Sichversenken in Ihn, den Einen, den unaussprechlich Großen und Herrlichen, den Urquell alles Seins und alles Lebens, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von Ihm, der da ist, ehe denn die Welt geworden, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, vor dem ich nichts bin, und wäre

ich der mächtigste Mensch auf Erden, als „ein Tropfen am Schöpfeimer“, und doch — sein Kind! nichts ohne ihn, Alles in ihm! ganz abhängig von seiner Macht und doch — ganz frei, königlich frei in seiner Liebe, welche die größte Macht, ja die einzige Großmacht ist im Himmel und auf Erden!

Das Alles sagt uns die See, Sonntag auf See in besonders eindringlicher Weise. Es liegt etwas wie ein magischer Zauber, wie ein unenthülltes großes Geheimniß über der See ausgebreitet, etwas wie ein Stück Unendlichkeit und Ewigkeit, dem gegenüber der Mensch so klein und nichtig ist. Das ist die „Stimmung“, die über einem rechten Bilde von der See ausgebreitet liegen muß. Das ist die Stimmung, die auch wir nachempfinden müssen: heilige Schauer der Unendlichkeit, Andachtsschauer vor dem, „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn“, und doch das selige Gefühl der Kindschaft: „der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann“. Das ist schlichte Seemannsfrömmigkeit, besonders am Sonntag auf See. Wie die Glocken jener versunkenen Stadt dem einsamen Schiffer je und wann in des Abends Stille klingen, so soll's auch jetzt wieder durch uns hin klingen in Andacht und Anbetung wie ein Gruß aus der oberen Stadt, — und wohl dem, dem sie keine versunkene ist! wohl dem, der sie in der Sonntagsstille immer wieder hört, die Glockentöne aus der Ewigkeit, die im Sausen und Brausen des Alltagslebens so oft verhallen, die Stimme des Herrn, der über den Wassern sitzt, des Herrn, der auch jetzt und hier wieder „lehret das Volk aus dem Schiff“.

„Es begab sich aber“, fängt unser Text ganz in der Weise der Wundergeschichten aus unserer Kinderzeit und unseren Kinderbüchern an. Möge durch Gottes Gnade in dieser Andachtsstunde sich auch an und in uns das „begeben“ haben, was das größte Wunder und zugleich das seligste Erfahren des Menschenherzens ist, daß es sich in Andacht und Anbetung dem Gottes- und Menschensohne ganz zu eigen giebt, der auch hier mitten unter uns steht, „zu lehren das Volk aus dem Schiff“. Das soll unser „Sonntag auf See“ sein. Amen.

D. Richter.

11.

2. Sonntag nach Epiphanien.

Auf hoher See.

Evang. Luc. 5, 4—6.

Und als er hatte aufgehöret zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut. Und Simon antwortete, und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das thaten, beschlossen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß. Amen.

„Drei S — hat Jemand gesagt — hat sich unser Herrgott vorbehalten: sorgen, segnen und selig machen." Vom Seligmachen sind wir's wohl Alle überzeugt, die wir glauben und hoffen, nur durch Ihn selig zu werden. Wir lernen es wohl auch vom Segnen immer mehr, daß alle gute Gabe von oben kommt, und daß es umsonst ist, daß wir frühe aufstehen und hernach lange sitzen, wenn der Herr nicht unser täglich Brot segnet. Aber das Erste geht uns am sauersten ein, auch wenn wir ernste Christen sind, daß auch das Sorgen der Herr sich vorbehalten hat. Der Mensch ist nun einmal, wie der Dichter sagt, „das Kind der Sorge": „im Leben gehört er der Sorge, im Sterben der Erde und Gott."

Aber so soll es doch nicht sein, und gerade das Beispiel des Petrus und seiner Gefährten zeigt es uns, daß und wie es anders werden kann. Auf hoher See wird Petrus zum Glauben erzogen, und — wo der Glaube einkehrt, da muß die Sorge weichen. „Auf hoher See" wollen auch wir unsere heutige Sonntagsbetrachtung, das zweite Stück des Evangeliums, überschreiben und daraus lernen, wie gerade die hohe See eine hohe Schule ist, eine hohe Schule des Glaubens, wie man sie an Land selten findet.

Zwar geht Er, der große Meister und Lehrer, gar wunderlich dabei vor, um uns in dieser Schule von Stufe zu Stufe bis „auf die Höhe" zu führen, und wunderlich scheint's auch uns zunächst zu

sein. Da muß man erst ein „Nichts“ recht studiren lernen und dann ein „Aber“ hinterher. „Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen“, das ist das Geständniß der Sorge. „Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“, das ist das Bekenntniß des Glaubens. Beides zusammen erst ist die Erfüllung des Befehls des Herrn: „Fahre auf die Höhe, daß ihr einen Zug thut.“

Auf hoher See lernt man Beides, wenn man ein rechter Jünger Jesu ist, sowohl jenes „Nichts“ der eigenen Kraft, als auch dieses „Aber“ des Glaubens. „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen; es will erbeten sein.“ — Freilich, man sollte meinen, Seeleute kennen keine Sorgen, weil Seemannssinn sorgloser Sinn ist und wenig Gepäck auch wenig Beschwer macht. Aber so ist's doch nicht. Die Sorge zieht nicht bloß wie ein Seegespenst beim Schiffe vorüber, sie tritt auch ins Schiff. Sie geht durchs Schlüsselloch nicht bloß in Paläste und Hütten, sondern auch in Kammern und Kojen. Das Menschenherz ist ja dasselbe, an Land wie auf der See. Unser Herz ist unruhig, wie das unruhige Meer, bis es ruhet in Ihm, der es geschaffen und erlöset hat. Wir bleiben „Kinder der Sorge“, bis wir Kinder Gottes geworden sind und es glauben voll und ganz: Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet.

So hat denn auch ein Jeder von uns hier sein Sorgenpäcklein im Stillen, gerade so wie Petrus und seine Gesellen, welche die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen hatten, wenn man es auch still für sich behält nach dem Spruch: „Schweig', leid', meid' und trag', deine Noth Niemand klag'.“ — Die Leute im Texte klagen auch nicht, aber man merkt, es liegt wie ein Druck auf ihnen. Und so drückt einen Jeden der Schuh, den Einen hier, den Anderen dort, und es kommen, auch wenn man noch so hoch, ja „auf der Höhe“ steht, doch Stunden im Leben, wo das Empfinden des „Nichts“ uns überwältigen möchte: „Alles gearbeitet und — nichts geschafft! Alles gethan und — nichts erreicht!“

Und doch gerade das sind die Stunden, wo der Herr uns am nächsten ist und wir es erfahren: An Gott nicht verzag', sein Hülf' kommt all Tag'! „Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut.“

Da war nun freilich ein „Aber" dabei, — „aber auf dein Wort", sagt ja auch Petrus, dem der Befehl des Herrn wenig nach seinem Sinn war. — Der Glaube fängt immer mit einem Aber an, mit einem Gegensatz gegen das, was des natürlichen Menschen Art und Sinn ist. Ist doch der Glaube ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet; der natürliche Mensch möchte aber gern sehen, fassen, greifen. Der Petrus im Text mochte auch bei sich denken: „Was versteht denn der Herr vom Fischfang! das müssen wir doch besser wissen. Auf die Höhe sollen wir fahren, und doch werden die Netze nicht auf hoher See ausgeworfen, sondern nahe dem Ufer, wo die meisten Fische sind; das weiß doch Jeder!" Aber — der Herr ist eben nicht „Jeder" und thut nicht wie „Jeder". Seine Wege sind nicht unsere Wege. Seine Wege scheinen oft Umwege zu sein und sind doch die kürzesten zum Ziel. Er hat nun einmal seine eigene Methode, die Menschen zum Glauben zu erziehen. — Denn was ist der Glaube? Er ist unbedingter Gehorsam auf das Wort des Herrn: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen", — Bindung des eigenen Willens in den höheren, auch wenn man ihn noch nicht versteht und begreift, und gerade dadurch Freimachung des eigenen Willens zu thatkräftiger Energie: „Und da sie das thaten," heißt es, „beschlossen sie eine große Menge Fische." Ich wag's — Gott vermag's! das ist Glaubenslosung. Eins nicht ohne das Andere. „Auf sich selber stehet allein der Mann"; aber nur, weil und wenn er sich läßt und verläßt ganz und allein auf seinen Gott und Herrn, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, und auf sein heiliges Wort. Das schafft Männer, ganze Männer.

Und da ist gerade die hohe See, wie wir's schon zuvor sagten, die hohe Schule des großen Meisters droben. Da lernt man, wenn irgendwo und wann, erst das eigene Nichts recht gründlich: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'"; nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode, nur eine Planke zwischen mir und dem Wellengrab! Und dann kommt das große, selige Aber ins Herz gezogen: „Aber auf dein Wort!" Du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht. Da lernt man glauben und dem Herrn alle seine Wege befehlen.

Und dieser Glaube ist der beste Kompaß auf hoher See, der nie falsch weist, und droben am Firmamente die himmlischen Gestirne, nach denen der Schiffer sich immerdar richten kann, die großen, goldenen Bibel- und Verheißungsworte des Herrn: „Aber auf dein Wort!“ Wie oft sind sie verdämmert und versunken im Dunst des Alltagslebens und des Leichtsinnes oder des Zweifels: nun aber auf hoher See leuchten sie hell und klar und still und groß hervor und winken freundlich herunter wie alte liebe Freunde aus der Jugend, die alten lieben Sprüche und Lieder, die wir einst als Kinder gelernt haben, und — nun erst versteht man sie recht und erfährt sie an sich, und das Herz wird still und fest, — und man weiß nun, was man an seinem Herrn hat und was es heißt: „Aber auf dein Wort!“

Das ist der Segen der hohen See. Den wolle uns Gottes Gnade auch heute und hier schenken, insonderheit aber in allen schweren und sorgenvollen Stunden unseres Lebens! Dann ist auch an uns das Wort des Herrn erfüllt: Fahre auf die Höhe! Amen.

D. Richter.

12.

3. Sonntag nach Epiphanien.

Signalzeichen auf See.

Evang. Luc. 5, 7.

Und sie winketen ihren Gesellen, die im andern Schiff waren, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen und fülleten beide Schiffe voll, also daß sie sanken. Amen.

„Signalzeichen auf See“ möchten wir den heutigen Text, das dritte Stück des Evangeliums von Petri Fischzug, überschreiben. Und sie winketen, heißt es ja, ihren Gesellen im andern Schiff, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Es ist der Freudengruß über den reichen Fang, der hinübergeht zu den Gefährten, die stumme und doch so beredte Sprache, die zur That auffordert, zur Mithülfe

bei der Bergung des Segens, zur gemeinsamen That, welcher der gemeinsame Segen zu Theil wird: „Und fülleten beide Schiffe voll, also daß sie sanken.“

Vom Winken herüber und hinüber, als der Sprache auf See, wollen auch wir denn heute reden, und das Winken soll zum Helfen werden, als der That auf See, damit wir des Segens auf See so theilhaftig werden wie die Jünger im Texte.

Die Sprache auf See! — Was für jene Fischer das Winken war, als das einfachste und ursprünglichste Signalzeichen zur Mitfreude und Mitarbeit, das ist im Seemannsberuf der Jetztzeit ausgestaltet zu der Sprache, die jeder Seefahrer versteht, der internationalen Signalsprache auf See.

Es giebt eine solche Sprache auch für die Christen, für Alle, welche auf dem Meere des Lebens gemeinsam fahren und dem Hafen der Ewigkeit zusteuern. Es ist auch eine internationale Sprache, dies Winken herüber und hinüber, der Gruß der Gemeinschaft des Christenberufs, auch mit denen, die sich „im andern Schiff“ befinden, wenn nur derselbe Herr es ist, der hinter dem Gruße steht und gemeinsamen Segen schenkt. Das ist der Zug der Seelen zueinander, die Sprache der Liebe, die zur That der Liebe wird bei Allen, die denselben Herrn haben, auch eine internationale Sprache, die freilich den lautesten Wiederhall findet, wenn sie den „Gesellen“ im andern Schiff, d. h. des Berufes, des Volkes oder des Glaubens Genossen gilt.

Von solchem Winken auf See redet die heutige Predigt, während die vorige vom Wagen sprach. Ich wag's — Gott vermag's! das war die Fischer- und Seemannslosung, mit der Petrus auf die Höhe fuhr. Jetzt auf der Höhe das Winken zu den Gefährten hin. Dort wurden die Jünger zu Männern in Christo erzogen, hier zu Brüdern in Christo. Dort geschah es durch den Glauben auf das Wort des Herrn, hier durch die Liebe auf die That des Herrn. Nicht einsam, sondern gemeinsam: das ist ja Christenlosung überall. Auf sich selber stehet allein der Mann! aber auch: Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann!

Doch wer solches lernen und üben will, muß recht auch auf die „Winke“ in seiner Lebensführung achten lernen, die Winke von oben und hier auf Erden. Das ist rechte Christenweisheit, auf allen Lebenswegen und bei allen Lebenswendungen nicht bloß auf das Wort des Herrn, sondern auch auf seine Winke zu merken, und wer mit ihm in lebendiger Gemeinschaft steht, der lernt immer mehr nicht bloß seine deutlichen, sondern auch seine leisen Winke zu beachten und zu befolgen. Hier im Texte ist es freilich nur ein Winken irdischer Berufsgemeinschaft; aber der Herr steht doch auch hier wie ungesehen dahinter, seine Gnadennähe, die sie gespürt, seine Gnadenthat, die sie erfahren haben. Darum kein lautes Rufen über das Wasser hin, wie es sonst Fischerweise ist, zumal wenn ein Zug so unerwartet und groß ist. Sie merken die Nähe des heiligen Gottes, vor dem alle Welt stille sein soll, vor dem auch sie stille werden. Darum winken sie nur hin zu den Gefährten im andern Schiff.

Es giebt auch ein christliches Winken hinüber in die Ferne, auch über die weite See; die stumme und doch beredte Sprache, welche die wohl verstehen, denen sie gilt. Den Andern freilich sind es unverstandene Zeichen. Es ist die Sprache christlicher Gemeinschaft, die stumme und doch so beredte Sprache der Liebe, der Bitte und Fürbitte zu denen hin, die uns die Nächsten sind, — und wohl dem, der sie versteht und täglich und fleißig übt! Aber der Herr muß ungesehen dahinter stehen, seine Gnadennähe, die man spürt, seine Gnadendurchhülfe, die man erfahren hat. Wer das weiß, der kann's nicht für sich behalten, der muß es mittheilen und weitergeben. Da geht manch Winken auch auf See herüber und hinüber in stiller Kammer und auf einsamer Wacht, manch Winken und Grüßen in sternenheller Nacht unter Gottes Wunderhimmel.

Da merkt man's dann an der Gemeinschaft der Liebe und der Fürbitte und der thatkräftigen Hülfe, daß nicht bloß das Sorgen, sondern auch das Segnen der Herr sich vorbehalten hat. Ja, segnen kann Er allein; aber den Segen bergen helfen soll die Liebe auf Erden. — Warum ist so wenig wahrer Segen und so viel Noth unter den Menschen? Gewiß — weil so wenig Glaube da ist, der auf die Höhe fährt auf das Wort des Herrn; aber ebenso gewiß,

weil so wenig Liebe da ist, die auch Winke versteht und kommt, zufaßt und ziehen hilft. Und ist doch in keiner Zeit so wie gerade jetzt das Signalzeichen deutlich in unserem Volke aufgegangen: Kommt und helft! Alle Mann auf! Mobilmachung aller Kräfte!

Auf See lernt man Beides, wenn irgend wo und wann: die Sprache und die That wahrer Gemeinschaft in demselben Herrn. Nirgends ist strengere Gliederung und doch wieder so kräftiger Zusammenschluß aller Glieder der Gemeinschaft als gerade auf See, weil hier, wie nirgends sonst, Einer auf den Andern angewiesen ist; solch ein Winken und solch ein Helfen herüber und hinüber, nicht bloß zur frohen Gemeinschaft in guten Tagen, sondern auch zur festen Gemeinschaft in bösen Tagen. Ja, es ist schön und mit das Schönste auf Erden, die Wunder Gottes zu schauen auf hoher See, nur ein paar „gute Gesellen" um sich her, — aber das Schönste ist es doch, daß man sich eins weiß in demselben Herrn, in jener stillen, unausgesprochenen Sprache der Liebe, die auch das Winken herüber und hinüber versteht, und in der That der Liebe, die sich selbst einsetzt voll und ganz, wenn es heißt: Alle Mann auf!

Das ist das Signal, das der Herr auch heute wieder uns giebt, der Segen, um den auch wir ihn bitten wollen, Signal und Segen echter und rechter Schiffsgemeinschaft, die er auch uns hier aus Gnaden schenken wolle. Amen. D. Richter.

13.

4. Sonntag nach Epiphanien.

Der große Wendepunkt.

(Evang. Luc. 5, 8—10.*)

Da das Simon Petrus sahe, fiel er Jesu zu den Knieen und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen und Alle, die mit ihm waren, über diesem Fischzug, den sie miteinander gethan hatten; desselbigengleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gesellen. Und

*) Die letzte Predigt dieses Cyklus befindet sich am Schluß des Buches unter Nr. 72.

Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fahen. Amen.

Als die Dritte Armee Anno 70 in den letzten Augusttagen plötzlich die große Heerstraße nach Paris verließ und mit scharfer Wendung rechts ab nach Norden gen Sedan bog, da ahnten Alle, daß der große Wendepunkt des Marsches auch eine große Entscheidung des Kampfes bedeute, obwohl nur die Wenigsten wußten, auf welchen großen Fang es abgesehen war.

Der Petrus in unserm Text steht auch an einem großen Wendepunkt seines Lebens. Wenn der Herr zu ihm sagt: „Von nun an wirst du Menschen fangen", so liegt darin die Berufung zu seinem apostolischen Amte und damit die große, ja die größte Entscheidung seines Lebens. Bis jetzt Fischer — von nun an Menschenfischer; welch eine Wendung durch Gottes Fügung! möchten wir mit einem Worte unseres alten Kaisers ausrufen. Wer kann die Tragweite jener Stunde im Schiff auf dem galiläischen Meere ermessen für Petrus, für seine Gefährten, für das ganze Reich Gottes!

Und wie erlebt sie Petrus? — Auf den Knieen! Ein Sieger über sich selbst, nun der Besiegte des Herrn! Der Gesegnete des Herrn, aber nicht mit dem Wort der freundlichen Ladung im Alten Bunde: Komm herein! sondern mit dem Wort heiligen Schreckens im Neuen Bunde: Gehe hinaus von mir! „denn es war ihn ein Schrecken angekommen über diesem Fischzug". Auf die Höhe gefahren, um nun aus der Tiefe zu rufen! — Das war das große „Von nun an", das Simon Petrus damals erlebte, der große Wendepunkt seines Lebens, — welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Welch eine unerwartete Wendung der ganzen Textgeschichte, unerwartet auch für das natürliche Denken! Leer ging das Schiff auf die Höhe, und Petrus hob Haupt und Herz hoch auf das Wort des Herrn. Sinkend vom Segen kehrt es jetzt zurück, und — Petrus fällt Jesu nicht jubelnd um den Hals: Herr, komm hinein zu mir, ich bin ein glücklicher Mensch! sondern er fällt Jesu zu den Knieen: Herr, gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch! Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Und doch ist es wirklich so in Gottes Fügung beschlossen damals und jetzt: Wer seinen Beruf und sein Leben aufrichtig und

ganz in den Dienst des Herrn stellen will, der muß Beides zuvor daran geben lernen. Wer Menschen in der Nachfolge Jesu fangen will, der muß sich selber zuvor dem Menschensohne gefangen geben.

„Menschen fangen!" Fürwahr, das unseligste Geschäft, wenn es in den Dienst der Hölle gestellt wird, und doch wieder das seligste im Dienst und in der Nachfolge des Herrn! Es ist etwas Großes, Länder und Völker sich zu unterwerfen, wie es die Welteroberer alter und neuer Zeit gethan haben, aber es ist größer, Menschenherzen zu erobern; denn jedes Herz ist selbst eine Welt. Es ist etwas Großes, Andere zu beherrschen, wie es das schwere Amt der Fürsten ist, Andern zu gebieten, wie es die ernste Pflicht der Vorgesetzten ist; aber es ist größer, die Herzen der Unterthanen sich unterthan zu machen, die Herzen der Untergebenen zu gewinnen, daß sie freudig Gehorsam leisten. Noch einmal: „Menschen fangen!" unseligstes Geschäft im Dienst der Selbstsucht, seligster Beruf im Dienst des Herrn — nicht bloß für die Apostel, denen das Wort Jesu zuerst galt, sondern auch für Jeden unter uns, mag er hoch oder niedrig stehen; denn einem Jeden sind Menschen, unsterbliche Menschenseelen auf die eigene Seele und auf das Gewissen gebunden, daß wir sie gewinnen, daß wir sie erobern sollen für den größten Eroberer im Himmel und auf Erden, und das ist Er, der der Allerdemüthigste war. Sein Evangelium hat den größten Zug gethan im Völkermeer, den größten Siegeszug gehalten über die Erde, kraft jenes großen: „Von nun an!" von nun an wirst du Menschen fangen.

Das war der große Wendepunkt im Leben des Petrus, und — er wurde dadurch herbeigeführt, daß Petrus, der rasche, heißblütige Jünger, auf die Kniee gezogen wurde vor dem Herrn: Gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch. Indem er sich selbst aufgab, gewann er den Herrn, und nur wer den hat, gewinnt auch die Menschen. Auch ein Apostel, ja ein Sankt Petrus konnte er nur werden, wenn er's zuvor gelernt hatte: Ich bin ein sündiger Mensch!

Das ist das große „Von nun an!" auch im Leben eines Jeden von uns. Und da ist es so freundlich und dem Geiste des Neuen Bundes entsprechend, daß nicht die Donner vom Sinai es sind, die Petrus, den Felsenmann, erschüttern, also daß ihn „ein Schrecken ankommt"; sondern der Segen zieht ihn auf die Kniee, der Segen zeigt ihm, daß er ein sündiger Mensch, d. h. daß er des Segens

nicht werth sei. Das brannte wie feurige Kohlen auch auf dem Haupte unseres alten Heldenkaisers, als Gott ihn und sein Volk mit Sieg und Segen, ungeahnt und groß, überschüttet hatte. Da ging er seinem ganzen Volke und nicht am wenigsten den Predigern des Evangeliums mit dem Petrus- und Sünderbekenntniß voran: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung. Wir sind es nicht werth. Predigen Sie Demuth!"

„Herr, gehe hinaus von mir, ich bin's nicht werth, ich bin ein sündiger Mensch!" Petrus hat's gelernt auf dem Meere, und wir Alle wollen es gerade auf See lernen ihm nach. Die See und der Seemannsberuf predigen ja nicht bloß in Sturm und Ungewitter, sondern mehr noch in den Wundern der Erbarmung, der Gnadendurchhülfe und des Gnadensegens Gottes tief demüthigend und beschämend: „Ich bin's nicht werth! auf die Kniee! Herr, gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch!" — Das hat man oft genug im Trotz oder Leichtsinn des alten Menschen zurückgedrängt und unterdrückt, auch hier auf See empfindet man es keineswegs täglich, aber — es kommen doch Stunden, wo es wie bei Petrus durchbricht, und das Meer ist schon Manchem, wie ihm, der als Fischer auszog und als Menschenfischer heimkehrte, oder wie dem Propheten Jonas, der als hochmüthiger Pharisäer aufs Meer entfloh und als demüthiger Zöllner heimkehrte, zum großen Wendepunkte des Lebens, zur Umkehr des ganzen Menschen geworden.

Das ist die große „Kursveränderung", die auch wir vornehmen müssen, das große „Von nun an!", das Jeder im Kämmerlein drinnen und auf den Knieen erfahren haben muß, wenn er im Leben draußen und mit den Fäusten bei der Arbeit oder im Kampf etwas Tüchtiges leisten will. Das schenke uns Allen der Herr aus Gnaden. Amen.

D. Richter.

14.

5. Sonntag nach Epiphanien.

Das feste Herz.

Hebr. 13, 9.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade. Amen.

Ein festes Herz! Davon laßt uns in dieser Stunde miteinander reden, die wir nach der Arbeit der Woche am Sonntag ausruhen wollen am Herzen Gottes.

Ein festes Herz!

1. was es werth ist, und

2. wie wir es erwerben,

will uns der Apostel verkünden. Lasset uns achten auf seine Worte, denn sie sind aller Beachtung werth für dieses wie für das zukünftige Leben.

Ein festes Herz, das ist ein köstlich Ding!. Solch ein Herz, wie es Moses hatte. Vor ihm brausten die Wogen des Meeres, und hinter ihm dräuten die Wagen der Aegypter; um ihn herum sein Volk verzagte, er aber wankte nicht, sondern schaute aufwärts und schritt vorwärts. Oder später, als er das Volk in die Wüste geführt hatte. Da war keine Speise, kein Trank, ihn umringte ein unzufriedenes, murrendes, kleingläubiges Volk; aber Moses blieb fest und glaubte, — da ward sein Glaube der Sieg, mit dem er seine Welt überwand.

Ein festes Herz, das ist ein köstlich Ding! Ein Herz so, wie es der Heiland hatte, der Geduldigste und Tapferste unter Allen, die über diese Erde gewandelt sind. Wie fest war Jesu Herz dort in der Wüste, als ihn der Versucher berannte, er aber gab Gott die Ehre, die Gott allein gebührt; wie fest das andere Mal in der Wüste, als er die Fünftausend gespeist hatte, und sie ihm die Königskrone anboten, er aber ließ dem Kaiser, was des Kaisers war; wie fest, als er dort, so blutig und so bleich zu sehen, hing an seines Kreuzes Stamm, — von Gott verlassen seinen Gott doch nicht verließ.

Ein festes Herz, das ist ein köstlich Ding! Ein zweifelnd Herz ist „wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird"; ein festes Herz ist wie der Fels, an dem sich die brandenden Wogen machtlos brechen. Ein wankend Herz ist „wie ein Rohr, das der Wind hin und her webet"; ein festes Herz aber wie die deutsche Eiche, um die Stürme brausen und vermögen sie nicht zu entwurzeln. Ein zweifelnd Herz ist seines Glaubens nie gewiß, von jeder neuen Meinung aus der Fassung gebracht, schwört heute auf diesen, morgen auf jenen Meister; ein festes Herz thut ernst seine Pflicht, sieht klar sein Ziel vor sich und umfaßt es im Glauben, es „weiß, an wen es glaubet, es weiß, was fest besteht, wenn Alles hier im Staube, wie Staub und Rauch verweht". Ein wankend

Herz unterliegt jeder Versuchung, wird von jeder Begierde hin und her gezerrt, bald hell auflodernd im unreinen Feuer böser Lust, bald verzweifelnd und niedergeschlagen durch Trübsal und Sorge; ein festes Herz geht still seinen Weg, wie jener Ritter auf dem alten Bilde, den hier der Tod und da der Teufel bedroht, und der doch „unverzagt und ohne Grauen" seine Straße zieht ohne Furcht und ohne Tadel. Fürwahr, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.

Wo finden wir Menschen mit festen Herzen? Schaut hin auf jene Jünger und Jüngerinnen Christi, von deren starkem Glauben das Evangelium erzählt; gebt acht auf die Zeit der ersten Christenheit, wo selbst Kinder und zarte Jungfrauen sich lieber wilden Thieren vorwerfen, im Feuer verbrennen ließen, als daß sie abwichen von Gottes Geboten; merket auf diese Christen, denen es mit Flammenschrift in die Herzen geschrieben war: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele — und dann blickt hin auf die Kinder unserer Zeit, ein Jeglicher, ach, in sein eigenes Herz: wo ist das Heldengeschlecht geblieben, das den Kampf aufnimmt mit Sünde und Tod? wo sind die Männer, deren Herz fest ist gegen Untreue und Unglauben, die standhaft und treu auf dem Posten ausharren, dahin sie Gott gesetzt hat, mit den Füßen fest auf der Erde stehend, das Auge empor gen Himmel gerichtet? Da muß es einem rechten Christenmenschen warm ums Herz werden und ganz von selbst in seiner Seele das Gebet aufsteigen: Herr, stärke uns den Glauben, verleihe uns ein festes Herz! Gerade in unseren Tagen, in unserer wildbewegten, gährenden Zeit, in der Altes und Neues im Kampfe liegt, wo dahinsinkt, was Jahrtausende feststand, und neue unbekannte und ungeahnte Kräfte und Mächte ans Licht treten, wie brauchen wir da wackere Männer und Frauen, die festgeworden sind im Herzen und sich nicht mehr beirren lassen durch den Lärm der Zeit, weil sie eingewurzelt sind in der Ewigkeit!

Es ist ein köstlich Ding für ein Volk, wenn in ihm Männer sind, deren Herz festgeworden ist, das haben wir deutlich gesehen in der großen Zeit, wo unser deutsches Volk, die treue Gestalt des Heldenkaisers voran, so „fest und treu" auf der Wacht stand; es ist

ein köstlich Ding für einen Jeden unter uns, — wer wünschte nicht, daß er seines Weges gewiß und allezeit fest im Herzen sei: **wie kommen wir zu solchem festen Herzen?**

Es ist eine eigenthümliche Antwort, die uns der Apostel giebt: „welches geschiehet durch Gnade". So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Ein festes Herz ist ein Geschenk der Gnade Gottes. Heißt das, wir sollen nun ruhig weiter sündigen und warten, bis eines Tages das Herz fest ist? Nimmermehr, wie sollte der heilige Gott denen gnädig sein, die auf dem Wege der Sünde beharren! Oder heißt es, wir sollen gedankenlos und träge unseren Lebensweg einhergehen? Nimmermehr, wie sollte der schöpferische, nimmer rastende Herr, unser Gott, Gefallen haben an trägen Menschen, er, der uns zurufen läßt: „Richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Kniee und thut gewisse Tritte mit euern Füßen". Ein Jeder ringe und arbeite und strebe, so gut er kann, und doch bleibt es dabei: ein festes, gegen Sünde und Leid, gegen die Meinungen der Menschen und die Anfechtungen der Welt gewappnetes Herz ist nichts, denn ein Gnadengeschenk Gottes. Kennt ihr Männer und Frauen, deren Herz fest ist, in deren Nähe ihr euch geborgen fühlt, weil ihr merkt, daß von ihnen eine Kraft des Glaubens und des Trostes ausgeht, Führer, zu denen ihr vertrauensvoll auffseht, weil ihr merkt, sie stehen fest wie ein Thurm in der Stunde der Gefahr, Frauen, zu denen ihr mit eurem Kummer eilt, weil ihr wißt, sie haben viel geduldet, und die Leiden haben sie nicht übermocht, — kennt ihr solche, so fragt sie selbst einmal: woher stammt dein festes Herz? wie kommt es, daß du so ruhig bleibst? Wenn es rechte Männer und Frauen sind, werden sie sicherlich antworten: „Dazu kann ich eigentlich gar nichts, das ist nicht mein Verdienst. Das habe ich meinem Gott und seiner Gnade zu verdanken. Gott hat mir den Glauben gestärkt, die Kraft verliehen, das Herz fest gemacht."

Ein festes Herz ist eine Gnadengabe Gottes, aber sie wird uns Allen dargereicht in Christus Jesus. Was bedeutet „ein festes Herz" denn anders, als daß wir unabhängig werden von den veränderlichen Meinungen des Tages und von den wechselnden Reizungen unserer Begierden, weil wir etwas Beständiges, Bleibendes, Ewiges gefunden

haben. Da ist es kein Zufall, wenn im Hebräerbriefe unmittelbar vor unserem Texte das Wort steht: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Jesus bleibt bei allem Wechsel, und wo er hinkommt, da hört die Furcht auf, da weichen die bösen Geister davon, da werden die Herzen gläubig und fest. Jesu ganzes Leben ist eine Arbeit, um die Herzen seiner Jünger fest und stark zu machen. Von jener Morgenstunde an, da er dem Petrus am Seegestade zurief: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen", bis zu dem Abend in Jerusalem, an dem der Auferstandene in den Kreis seiner Jünger tritt mit der Frage: „Warum seid ihr so erschrocken?" hat der Herr allezeit den Kleinglauben und die Schwachheit an den Seinen bekämpft, ihnen und uns: „Fürchte dich nicht, glaube nur" zugerufen. Wo Jesus ist, da werden die Herzen fest, und er will bei uns sein alle Tage bis an der Welt Ende. Das ist eben die Gnade Gottes, durch die er unsere Herzen fest machen will, daß er uns seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, daß wir an ihn glauben, uns an ihm aufrichten, uns fest an ihm halten, ihn aufnehmen in unsere Herzen und dadurch Halt bekommen für unser Leben. Ein leeres Schiff wird von den Wellen hin- und hergetrieben, ist ein Spielball der Wogen, aber rüstet es aus mit gewichtigem Inhalt, und es zieht sicher durch das Meer, gehorcht dem Steuer auch bei Wind und Wetter. Ein leeres Herz wird von allen Sorgen, Lüsten, Aengsten unruhig gemacht; ein Herz, das Christum in sich aufgenommen, hat einen festen, sicheren Halt gewonnen.

So will uns unser Christenglaube nicht schwach und weichlich, sondern stark und männlich machen. Gottes Gnade will uns in der Noth und Unruhe dieses irdischen Lebens einen unverrückbaren Ruhe- und Stützpunkt darreichen. Wohl dem, der ihn sich darbieten läßt. Wir fühlen es wohl Alle miteinander: es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde! Ach ja, auf schwankenden Wellen ein festes Herz verleih' uns Gott in Gnaden.

Wen Gott nicht hält,
Der schwankt und fällt.
Der stehet fest,
Den Gott nicht läßt. Amen.

Rogge.

15.

6. Sonntag nach Epiphanien.

Drei Geleitsworte für des Christen Pilgerfahrt.

Röm. 12, 12.

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Amen.

Das soeben verlesene Textwort ist schon von so manchem Christenmenschen, von so manchem christlichen Hause als Losung und als Geleitswort erwählt worden für die irdische Pilgerfahrt, weil es trotz seiner schlichten Erhabenheit und eindringlichen Kürze dennoch auf alle Lagen des Lebens paßt. Was die heutige Epistel von dem prophetischen Worte Gottes sagt, daß es ist wie ein „Licht, das da scheint an einem dunklen Ort", das möchten wir besonders auch auf dieses apostolische Wort anwenden. Als helles Dreigestirn will es leuchten über dem Dunkel unseres Lebenspfades, damit die Finsterniß nicht mehr finster ist vor uns, damit wir in seinem Licht das himmlische Vaterhaus nicht aus den Augen verlieren, zu dem wir als Kinder Gottes berufen sind. Leicht findet sich der Schiffer zurecht auf der unendlichen Wasserwüste des Meeres, wenn des Himmels Sterne vor ihm aufsteigen in herrlicher Majestät und ihm den Weg weisen. So wird auch unser Lebensschiff glücklich heimkommen in den seligen Hafen der Ewigkeit, wenn wir gläubig und vertrauensvoll den Mahnungen des Apostels folgen, die als gute Sterne uns voranleuchten, wenn wir uns zu Herzen nehmen seine

drei Geleitsworte für des Christen Pilgerfahrt:

1. Seid fröhlich in Hoffnung,
2. Geduldig in Trübsal,
3. Haltet an am Gebet.

I.

„Seid fröhlich", das ist bald gesagt, aber nicht so bald gethan in dieser Welt der Trübsal, der Trauer und der Thränen.

In den Tagen der Jugend freut man sich zwar noch leicht. Es ist das Vorrecht der Jugend, sich auch über kleine Dinge so recht von Herzen freuen zu können. Das wird mit der Zeit immer schwerer, und mit den Jahren verlernt sich wohl das Lachen. Es giebt ja auch so viel Schweres im Leben. Da ist, um das Allerschwerste zuerst zu nennen, das Leid um die Sünde, das ein Mensch tragen muß, die Trauer, in die er sich selbst versetzt durch die Uebertretung der göttlichen Gebote.

Es giebt im Leben ein Herzeleid,
Das ist wie die weite Welt so weit,
Das ist wie Bergeslasten schwer,
Das ist so tief wie das tiefste Meer:
Das ist das tiefe Herzeleid,
Wenn um die Sünde die Seele schreit.

Ins Unglück bringt sich der Mensch durch seine Sünde. Es ist zwar leicht gesagt, das sei nicht so schlimm, das habe nicht so viel auf sich, man brauche es mit der Sünde nicht so genau zu nehmen, aber das ist doch eine uralte Erfahrung, die alle Tage wieder neu wird, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Sie bringt den Menschen ins Unglück und ins Elend.

Wie schwer ist es, krank zu sein! Aber doppelt traurig ist es, sich sagen zu müssen, daß man seine Gesundheit durch einen sündigen, sittenlosen Wandel geschädigt hat. Die meisten Menschen lernen das kostbare Gut der Gesundheit erst dann schätzen, wenn sie krank geworden sind. Wenn aber Jemand sich selbst die Schuld an der Krankheit zuschreiben muß, wie bitter ist das! Wie traurig ist es, sich sagen zu müssen: du hast's ja nicht anders gewollt, du warst ja gewarnt, du hast's ja gewußt, aber du hast an die Gefahr der Sünde nicht glauben wollen, nun mußt du den Schaden an deinem eigenen Leibe erfahren.

Und wie vergänglich ist das Menschenleben! Es fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Wenn erst einmal die Mittagshöhe überschritten ist, dann geht es reißend abwärts, da werden die Schatten schnell länger, und bald ist der Abend da, die Nacht, der Tod, das Ende. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?" Welch trauriges Scheiden, Meiden und Abschiednehmen giebt es da! Und

welche Schauer der Vergänglichkeit ziehen durch die Seele, welches Grauen der Vernichtung!

Da sage Jemand zu seinem Nächsten: Sei fröhlich! er wird es für Hohn und Spott ansehen und sich den leidigen Trost verbitten, wenn man ihm weiter nichts zu sagen weiß.

Aber die Freundlichkeit Gottes weiß besseren Rath. Er heißt uns nicht nur fröhlich sein, er macht uns fröhlich, denn er lehrt uns auf ihn hoffen. Diese Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Sie ist ja keine schwächliche und halbe Hoffnung. Gott hat die Seinen nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung. „Dieweil wir nun solche Hoffnung haben, brauchen wir großer Freudigkeit".

Wenn ein Mensch nun durch Gottes Gnade fröhlich geworden ist in Hoffnung, was ist ihm da der Tod? Die Pforte zum Vaterhause, der Eingang zur ewigen Freude. — Was ist ihm Krankheit? Ein Mittel in der Hand Gottes, uns zu erziehen, uns in die Stille und Einsamkeit zu führen, wo er uns etwas Wichtiges zu sagen hat, das wir im Getriebe und in der Unruhe der gesunden Tage nicht hören und nicht beherzigen wollen. Krankheitstage sind Segenstage für den, der sie freudig und getrost aus seines Gottes Hand hinnimmt. — Und endlich das Sündenleid? Warum hat denn Christus den bitteren Kelch bis auf die Neige getrunken? warum unsere Strafe getragen? warum unsere Schuld auf sich genommen? Damit wir Frieden hätten, Frieden und Freude. Damit wir fröhlich sein könnten in Hoffnung auf den, der uns verheißen hat, uns ein gnädiger Gott und Vater zu sein.

II.

Aber nicht Jedem wachsen ohne Weiteres unter den Dornen des Leidens die Rosen der Freude. Nicht jede Trübsal fördert uns auf dem Wege zum Himmel. Es kommt darauf an, wie wir uns dazu stellen. Tragen müssen wir, was Gott uns auflegt. Es handelt sich darum, ob wir's willig auf uns nehmen und geduldig tragen. Darum will unser Textwort uns zur Geduld anleiten: „Seid geduldig in Trübsal!"

Manche Menschen werden in ihrer Trübsal trotzig und beißen die Zähne aufeinander, werden verhärtet und verbittert. Andere werden leichtsinnig und gleichgültig gegen Alles. Wieder Andere lassen sich niederdrücken, verlieren die Spannkraft des Geistes und verkommen innerlich und äußerlich. Sie leben dann ziellos, trostlos und hoffnungslos dahin. Die Hoffnung kommt eben nur dann aus der Erfahrung, wenn die Trübsal mit Geduld getragen wird. Geduldig sein ist etwas Anderes als dulden. Dulden muß der Mensch, er mag wollen oder nicht. Da hilft kein Sträuben, es kann keiner dem Ewigen in den Arm fallen. Aber ob er duldet wie Jesus Christus das Kreuz erduldet hat, das ist die Frage. Wie still, wie gelassen, wie demüthig, wie kindlich gehorsam und wie kindlich vertrauensvoll hat er sein Kreuz getragen. „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst", so hat er zu seinem himmlischen Vater gebetet. „Dein Wille geschehe", so hat er uns beten gelehrt. „Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hülfe des Herrn hoffen". „Ein geduldiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist". „Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, denn der Städte gewinnet". Zwei tragen dasselbe Kreuz, dieselbe Last, dieselbe Krankheit, dieselbe Sorge, Enttäuschung, Entbehrung. Der Eine ist tief unglücklich und immer verstimmt; der Andere ist heiter und fröhlich. Woher kommt das? Der Andere ist fröhlich in Hoffnung, denn er ist geduldig in Trübsal.

III.

Geduld ist aber eine Tugend, die kein Mensch sich selber geben kann. Wer von Natur unruhigen und ungeduldigen Gemüths ist, der kann aus eigener Kraft über Nacht nicht anders werden. Geduld ist eine Gabe, die allein der Geber aller guten Gabe geben kann, die er aber gern geben will denen, die ihn darum bitten. „Haltet an am Gebet!"

Beten muß der Christ, wenn er geduldig, wenn er fröhlich werden will. Ein Christenleben ist ein Gebetsleben. Und das heißt nicht, daß man hier und da einmal betet, etwa wenn man gerade in Noth ist und sich nicht anders helfen kann, wenn, wie man zu sagen pflegt, das Wasser bis an die Seele geht, sondern das Gebet muß

zu einem täglichen Bedürfniß werden. Nicht etwa bloß zu einer täglichen Gewohnheit, wiewohl es schlechtere Gewohnheiten giebt, nein zu einem täglichen Herzensanliegen. Ein rechter Christ fühlt sich nicht wohl ohne Gebet, er wird unzufrieden mit sich selbst, wenn er lau und lässig wird im Gebet. Er merkt es auch bald an der abnehmenden Kraft zum Guten, an der geringeren Ueberwindungs- und Heiligungskraft und an der größeren Gewalt, welche die Versuchung zum Bösen über ihn erlangt. Ein Mensch, der das Beten verlernt, ist schließlich jeder Verführung preisgegeben. Er hat dem Unheil Thür und Thor geöffnet. Das wahre Unglück eines Menschen fängt allemal da an, wo das Beten aufhört.

Das Gebet ist die starke Hand, mit der der betende Mensch in die himmlische Schatz- und Rüstkammer seines Gottes hineingreift, um die himmlische Kraft und die starken Waffen für die Kämpfe des irdischen Lebens zu erlangen. Nicht einmal, nicht heute nur, nicht morgen bloß, sondern alle Tage gilt es also zu beten und nicht müde zu werden. „Haltet an am Gebet".

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält, Herr, nach Deinen Worten, nach den drei Geleitsworten für des Christen Pilgerfahrt: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!" Amen. Göbel.

16.

Septuagesimä.

Durch Glauben zur Geduld.

Jakob. 1, 3.

Und wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket. Amen.

Von der Geduld redet der Apostel hier in unserm Texte. Es giebt vielleicht wenige Berufsarten, in denen der Mensch so sehr der Geduld bedarf, und in denen es ihm manchmal so schwer gemacht wird, die Geduld zu bewahren, wie in dem des Seemanns. Dieses fortwährende Hinundhergeworfenwerden, das ihn auch nicht einen Augen-

blick wirklich zur Ruhe kommen läßt, diese beständige Ungewißheit, die es ihm fast zur Unmöglichkeit macht, auch nur einmal über die nächste halbe Stunde mit einiger Sicherheit zu verfügen, dieses unaufhörliche Rechnenmüssen mit allerlei ganz unberechenbaren Möglichkeiten und Zufälligkeiten: das Alles muß ja schließlich den Menschen aus dem Gleichgewichte bringen, ihn reizbar oder, wie man heutzutage wohl zu sagen pflegt, „nervös" machen. Es entspricht deshalb auch durchaus den Thatsachen, wenn immer wieder gesagt wird, daß es kaum einen zweiten Beruf gebe, in dem der Mensch so schnell verbraucht werde wie in dem unsrigen, besonders durch das Leben an Bord.

Etwas mehr Geduld und Gelassenheit würde die Sache allerdings wesentlich ändern und uns über Vieles leicht hinweghelfen, was uns sonst schwer zu schaffen macht. Ein alter Seemannsspruch sagt: „Ein geduldiger Seemann hat immer guten Wind". Wir würden entschieden weiter kommen mit etwas mehr Geduld. Aber woher die Geduld nehmen, wenn man sie nicht von Natur schon hat? Es hat einmal Einer gesagt: „Geduld ist ein edles Kraut, aber sie wächst nicht in Jedermanns Garten. Von den Aerzten wird sie oft verordnet, aber die Apotheker können sie nur leider nicht machen." — Und doch giebt es ein Mittel, das, wenn es nur rein und unverfälscht angewandt wird, auch den aufgeregtesten und ungeduldigsten Menschen ruhig, freundlich und geduldig macht. „Wisset," spricht der Apostel, „daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket". Durch äußere Gewöhnung, Selbstbeherrschung, Willenskraft und dergleichen kann man freilich die Geduld nicht erwerben, aber aus dem Glauben wird sie geboren.

Von Geduld kann selbstverständlich nur dann die Rede sein, wenn irgend eine Aussicht vorhanden ist, daß das, was uns drückt und quält und ungeduldig macht, doch irgendwann einmal ein Ende nehmen wird. Ein endlos ohne jede Hoffnung auf Erlösung sich hinziehendes Elend muß schließlich zur Verzweiflung führen; nur wer noch etwas zu hoffen hat, nur der kann Geduld haben. — Wir Christen glauben, daß wir noch etwas zu hoffen haben. Wenn hier in dieser Welt Kummer und Sorgen und Widerwärtigkeiten auch niemals ganz aufhören werden, wir glauben an eine bessere zukünftige

Welt, wo kein Leid mehr sein wird, noch Schmerzen, noch Geschrei, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen. Von diesem Glauben sagt der Apostel: „Wisset, daß euer Glaube, wenn er rechtschaffen ist, Geduld wirket" — Geduld auch in den vielen kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Machen wir doch einmal die Probe! Wenn uns wieder die Geduld ausgehen will bei irgend einer Gelegenheit, besinnen wir uns auf unsern Christenglauben:

Es ist nur um ein Kleines, so ist die Mühe aus,
So führst du mich in deines und meines Vaters Haus.
Dann wird dein treues Leiten durch so viel Angst und Pein
In alle Ewigkeiten mein Dank- und Loblied sein.

Sollte das nicht hinweghelfen über so manchen Stein, der uns in den Weg geworfen wird? Sollte uns das nicht geduldig machen auch da, wo wir sonst am liebsten jäh zufahren möchten?

Der Glaube an eine bessere Zukunft, wo alles Leid ein Ende haben soll, ist die nothwendige Voraussetzung der Geduld; aber freilich auch eben nur die Voraussetzung. Um wirklich die Geduld unter allen Umständen festhalten zu können, dazu gehört noch etwas mehr. Der Glaube an die bessere Zukunft macht's noch nicht, wenn ich nicht auch glauben kann für die Gegenwart. — Wir Christen haben solchen Glauben auch für die unmittelbare Gegenwart. Wir glauben fest daran, daß Gott nicht bloß so im Allgemeinen die Welt regiert, sondern daß unser ganzes irdisches Leben bis in die kleinsten Einzelheiten ein Gegenstand seiner väterlichen Fürsorge ist, daß nicht einmal ein Haar von unserm Haupte fallen darf ohne seinen Willen. Das ist unser Christenglaube, und von diesem Glauben sagt der Apostel: „Wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket". Wenn auch je und wann nicht Alles so geht, wie ich gerne möchte, wie kann ich ungeduldig werden, wo ich doch weiß: „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was mir selig ist!" Und wenn Gott mir einmal ein Hinderniß in den Weg legt, so thut er das nicht aus Willkür oder Laune, sondern er hat seine ganz bestimmten Absichten dabei, er will nur mein Bestes. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. — Zum Besten dienen! Wenn die mancherlei

Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, auch nicht immer ein wirkliches Unglück sind, das an sich schon schwer zu tragen ist, so fühlen wir uns doch dadurch aufgehalten, wo wir gern vorwärts möchten. Und eben das bringt uns so oft aus der Fassung und macht uns ungeduldig. Unser Glaube lehrt uns diese Dinge ganz anders ansehen. Nicht aufhalten sollen uns solche Schwierigkeiten, sondern im Gegentheil vorwärts bringen. Was uns äußerlich scheinbar aufhält, vielleicht gar zurückbringt, das soll uns innerlich vorwärts bringen, uns vollkommener machen, unserem Ziele näher bringen, indem wir daran Geduld lernen, denn die gehört zur Vollkommenheit.

Die meisten Menschen haben von der Geduld eine ganz falsche Vorstellung. Sie meinen, die Geduld sei eine weichliche, unmännliche Eigenschaft, ein Zeichen von Schwäche und Energielosigkeit. Gerade das Gegentheil ist richtig. „Ein Geduldiger ist besser als ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, denn der Städte gewinnet", sagt der König Salomo. Zum geduldigen Ausharren gehört viel mehr Kraft und Heldenmuth als zum blinden Draufgehen und Dreinschlagen. Was ist leichter, mit fliegenden Fahnen und schmetternden Trompeten im Sturm sich auf den Feind zu stürzen, oder stundenlang im Kugelregen auf dem befohlenen Posten geduldig auszuhalten, ohne dabei auch nur einen Finger rühren zu dürfen? Wozu gehört mehr Heldenmuth, in einer einzigen kühnen That sein Leben als Opfer hinzugeben für das Vaterland, oder sein ganzes Leben dem Dienste der Elenden, der Kranken und Sterbenden zu weihen und mit unermüdlicher Geduld auch den wunderlichsten Wünschen und Klagen zu begegnen? Gleicht der kühne Wagemuth dem Eisen, das entweder durchdringt oder bricht, so gleicht die Geduld dem feinen Stahl, den man mit Leichtigkeit biegen kann, wie man will, der aber immer wieder in seine ursprüngliche Lage zurückschnellt.

Die Geduld ist eine göttliche Eigenschaft und gehört mit zur göttlichen Vollkommenheit. „Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte." Am vollkommensten tritt uns die göttliche Geduld entgegen in Christo. Nie ist ein Mensch auf größeren Widerstand gestoßen als er, nie ist eines Menschen Leben scheinbar erfolgloser gewesen als das seine, und doch hat er in seinem

ganzen Leben auch nicht einen Augenblick die Geduld verloren. Darum singen wir:

„O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet,
Allzeit erfunden geduldig, wiewohl du warest verachtet.“

Und gerade diese Geduld unsers Heilandes ist unser bester Trost, denn nichts verbürgt uns so wie sie seinen schließlichen Sieg. — Weil ihm der endliche Sieg ganz sicher ist, darum kann er Geduld haben, auch da, wo Alles umsonst, Alles verloren zu sein scheint.

Ja, es ist etwas Großes um die Geduld. Aber das hohe Ziel ist auch für uns nicht unerreichbar. „Wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket.“ Wenn uns die Geduld so leicht ausgeht auch schon bei den kleinsten und geringfügigsten Veranlassungen, so ist das immer ein sicheres Zeichen, daß unser Glaube nicht rechtschaffen ist, das heißt nicht so, wie er sein soll. Darum sorgen wir nur dafür, daß es recht steht um unsern Glauben, so findet sich die Geduld ganz von selbst.

Das Beste muß freilich auch hier wieder Gott selbst thun; auch die Geduld will von ihm erbeten sein. Darum falten wir die Hände:

Laß ferner dich erbitten, o Vater, und bleib mitten
In unserm Kreuz und Leiden ein Brunnquell unsrer Freuden!
Gieb uns und allen denen, die sich von Herzen sehnen
Nach dir und deiner Hulde, ein Herz, das sich gedulde. Amen.

Rumland.

17.

Sexagesimä.

Das Joch in der Jugend.

Klagel. Jerem. 3, 27.

Es ist ein köstlich Ding einem Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Amen.

Vom Jochtragen redet hier der Prophet. Was ein Joch ist, das weiß ja wohl Jeder: ein hölzernes Gestell, das man dem stärksten

und trotzigsten aller Thiere, die der Mensch in seinen Dienst gezwungen hat, dem Stiere, auf den Nacken legt, um ihn damit vor den Pflug oder den Lastwagen zu spannen. Das Joch zwingt ihn, den trotzigen Nacken zu beugen, dem Willen des Treibers zu gehorchen und still und geduldig sein Tagewerk zu thun. Also gezwungen sein zu ausdauernder, gleichmäßiger Arbeit, die auferlegte Last tragen ohne Murren und Widerstreben, kurz: sich beugen müssen unter einem fremden Willen, das heißt hier in bildlichem Ausdruck: das Joch tragen. So wird dieses Bild überall in der heiligen Schrift gebraucht. „Du wirst deinem Feinde, den dir der Herr zuschicken wird, dienen in Hunger und Durst, in Blöße und allerlei Mangel; und er wird ein eisernes Joch auf deinen Hals legen, bis daß er dich vertilge," droht der Herr dem Volke Israel. „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht, so mache du nun den harten Dienst und das schwere Joch leichter, das er uns auferlegt hat," bittet das Volk den König Rehabeam. So ist dieser Ausdruck auch hier gemeint.

Und das soll ein köstlich Ding sein? Und noch dazu, das soll ein köstlich Ding sein einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage? Sonst sagt man doch immer gerade das Gegentheil. Der Jugend muß man ihren Willen lassen, sie muß sich austoben können. Man ist ja doch nur einmal jung, so soll man doch Jeden wenigstens seine Jugend genießen lassen. Wie kommt der Prophet dazu, hier einen solchen Satz auszusprechen, der mit der gewöhnlichen Meinung in offenbarem Widerspruch steht?

Aber sehen wir uns seinen Ausspruch erst einmal recht genau an, bevor wir ihn als widersinnig und unannehmbar verwerfen: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." — „Einem Manne," sagt er. Also für den Mann ist es gut, daß er in seiner Jugendzeit das Joch trage. Der Jugend selbst mag es vielleicht hart ankommen, aber das Mannesalter wird dereinst die Früchte ernten. Der allein, ist des Propheten Meinung, wird ein rechter Mann sein, der in der Jugend das Joch getragen hat. Es ist ja allerdings schon vorgekommen, daß Jemand auch nach einer vergeudeten Jugendzeit noch ein tüchtiger Mann geworden ist, aber die Regel ist das nicht, sondern eine seltene Aus-

nahme. Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, man müsse nur dem Menschen in seiner Jugend freien Spielraum lassen, sich ungehindert zu entwickeln, dann würden seine Gaben und Fähigkeiten schon zur rechten Zeit zu Tage treten. Man vergißt dabei nur, daß wir Menschen auch darin der Erde gleichen, von der wir genommen sind, daß nur da etwas herauskommt, wo man zuvor etwas hineingesteckt hat, und wenn es ja einmal anders geschieht, dann ist das, was von selbst wächst und gedeiht, in den allermeisten Fällen nicht edle, brauchbare Frucht, sondern Unkraut. Die Jugend ist die Zeit der Vorbereitung auf den künftigen Beruf, da soll man die Kenntnisse sammeln und die Fähigkeiten ausbilden, die man nachher als Mann für seinen Beruf braucht. Und nur wer in der Jugend etwas Tüchtiges gelernt hat, wird dereinst auch als Mann etwas Tüchtiges zu leisten im Stande sein.

Und nicht bloß Kenntnisse verlangt der Beruf vom Manne, sondern noch viel mehr Charakter. Charakter heißt auf deutsch: Gepräge. Der Mann darf nicht unentschieden hin- und herschwanken, sondern von einem rechten Manne verlangt man, daß er eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit ist, die nicht bloß selbst genau weiß, was sie will, sondern der man auch auf den ersten Blick ansehen kann, was man von ihr zu halten hat. Lernen, Kenntnisse sammeln kann man auch im spätern Alter noch, wenn's auch nachher mit jedem Jahre schwerer wird, aber der Charakter hat seine bestimmte Zeit, in der er noch gebildet werden kann; ist diese erst einmal vorbei, dann läßt sich kaum noch etwas daran ändern. Den jungen Baum kann man noch biegen; wollte man's beim alten versuchen, so würde man ihn nur zerbrechen. Wer es schon einmal im Ernst versucht hat, der weiß, wie furchtbar schwer es ist, im späteren Alter noch einen Fehler, eine schlechte Gewohnheit gründlich auszurotten. Was dem Manne auf diesem Gebiet schier unmöglich ist, das gelingt der Jugend meist leicht und ohne besonders große Mühe. Darum ist es „ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage". Man denke doch nur ja nicht, die sogenannten Jugendthorheiten verlören sich mit der Zeit auch ohne Zuthun, und der Ernst, den man doch von einem Manne verlangen kann und muß, finde sich mit den Jahren schon ganz von selbst. Warum giebt es

denn so viele Menschen, die niemals ernste, charaktervolle Männer werden, sondern ihr Lebenlang Kinder bleiben, ohne jede Ahnung von dem Ernst des Lebens, leichtsinnig und launisch, vorwitzig und eigensinnig wie ein ungezogenes Kind? — Darum, weil man ihnen in der Jugend stets den Willen gelassen und ihren Hals niemals unter das Joch gebeugt hat. Und das muß geschehen, wenn aus dem Menschen etwas werden soll.

Willst du, daß wir dich hinein in das Haus mit bauen,
Laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen.

Auch der Diamant muß erst geschliffen werden, wenn sein Glanz das Auge erfreuen soll; auch der edelste Weinstock muß beschnitten werden, wenn man reife und gute Früchte von ihm haben will.

Das muß mit allem Ernst immer wieder betont werden ganz besonders in unsern Tagen, wo so viele Menschen in der Welt herumlaufen, die den eigentlichen Zweck des Lebens und seinen furchtbaren Ernst überhaupt niemals oder doch erst dann begreifen, wenn es zu spät ist, wenn ihnen nichts mehr übrig bleibt als verzweiflungsvoll zu klagen über eine verlorne Jugend, wo nicht gar über ein verfehltes Leben. Es wird ja allerdings bei uns auch ohne dies schon dafür gesorgt, daß Jeder das Joch zu fühlen bekommt; das bringt der Soldaten- und Seemannsberuf so mit sich. Und das ist auch gut. Aber der Mensch neigt nun einmal von Natur zu der Auffassung, diejenigen Stunden, in denen man den Zwang einmal abschütteln und sich frei und ungehindert gehen lassen kann, die seien es doch eigentlich, für die man lebt und in denen man sich wirklich als Mensch fühlt. Darum ist es ja nur natürlich, wenn ein junger Mensch sich dem Joch, unter das man ihn zwingt, zu entziehen sucht, wo er nur irgend kann. Dann erst wird er gern und willig das Joch tragen, ohne es als eine unerträgliche Last zu empfinden, wenn er eingesehen hat, daß gerade diejenigen Stunden, die er unter dem Joch geht, ihn dem eigentlichen Zweck und Ziel seines Lebens wirklich näher bringen, mit einem Wort, wenn es seine eigene festgegründete Ueberzeugung geworden ist, was der Prophet sagt: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage."

Das alles sieht am Ende jeder vernünftige Mensch ein, wenn er sich nicht scheut, der Wahrheit offen ins Gesicht zu sehen. Für den Christen aber — und das sind wir ja doch wohl Alle — hat dieses Wort noch einen viel tieferen Sinn. Als Christen kennen wir alle den, der gesagt hat: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Es ist ja leider nicht so gar selten, daß der junge Mensch, wenn er Elternhaus und Schule verläßt und nun hinaustritt in die Welt, in das Leben mit seinen vielen Anfechtungen und Versuchungen, allmählich immer mehr der Meinung zuneigt: wenn ich nur äußerlich in meinem Dienst und Beruf meine Schuldigkeit thue, so daß man mir nichts vorwerfen kann, so kann ich im Uebrigen denken, thun und lassen, was ich will, und ganz besonders brauche ich in Sachen der Religion nicht mehr Alles zu glauben, was man mir früher gesagt hat, sondern bin alt genug, mir über diese Dinge meine eigene Ansicht zu bilden. Wenn wir's doch nicht so sehr eilig damit hätten, unsern Kinderglauben über Bord zu werfen! Oder sollte hier auch nur ein Einziger unter uns sein, der trotz seiner jungen Jahre schon das Gegentheil von dem erfahren hätte, was der Heiland sagt: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht? O, wenn wir es nur über uns gewinnen könnten, bei ihm auszuharren, so würden wir sehr bald erfahren: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage, das Christus uns auferlegt. Das ist der schlimmste Irrthum, in den wir verfallen können, wenn wir meinen, daß das Tragen dieses Joches unmännlich sei und uns für die Aufgaben und Pflichten des Mannesalters untüchtig mache.

Wer ist ein Mann? — der beten kann und Gott dem Herrn vertraut.
Wenn Alles bricht, er zaget nicht, dem Frommen nimmer graut.

Dem, der das gesungen hat, dem alten Ernst Moritz Arndt, wird man doch wahrhaftig nicht nachsagen können, daß er kein Mann gewesen sei. Gott helfe uns dazu, daß wir allesammt auch solche Männer werden! — Amen.

Rumland.

18.

Estomihi.

Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem.

Evang. Luc. 18, 31—43.

Er nahm aber zu sich die Zwölfe, und sprach zu ihnen: Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden; und er wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden; und sie werden ihn geißeln und tödten; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das Gesagte war. Es geschah aber, da er nahe zu Jericho kam, saß ein Blinder am Wege, und bettelte. Da er aber hörte das Volk, das hindurch ging, forschte er, was das wäre. Da verkündigten sie ihm, Jesus von Nazareth ginge vorüber. Und er rief und sprach: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Die aber vornean gingen, bedräueten ihn, er sollte schweigen. Er aber schrie viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein! Jesus aber stund stille, und hieß ihn zu sich führen. Da sie ihn aber nahe zu ihm brachten, fragte er ihn, und sprach: Was willst du, daß ich dir thun soll? Er sprach: Herr, daß ich sehen möge. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! dein Glaube hat dir geholfen. Und alsobald ward er sehend, und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das solches sah, lobte Gott. Amen.

In dieser Woche beginnt wieder die Passionszeit, die Zeit, in der wir vor Allem des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi gedenken sollen. Das Evangelium des heutigen Sonntages zeigt ihn uns auf dem Wege nach Jerusalem, der Stätte seines Leidens. Er eilt nicht blindlings, ahnungslos in sein Verderben, er weiß genau, was nun kommen wird. Bis in die kleinsten Einzel-

heiten sagt er es seinen Jüngern voraus: „Er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden, und sie werden ihn geißeln und tödten." Und dennoch schreckt ihn das nicht zurück, dennoch kann diese Gewißheit ihn nicht aufhalten auf dem Wege nach Jerusalem.

Etwa deshalb nicht, weil er jetzt nicht mehr zurück kann, auch wenn er wollte, weil er, vielleicht ohne daß er selbst es beabsichtigte, schon zu weit gegangen ist und nun nothgedrungen die Folgen seiner Handlungsweise tragen muß, er mag wollen oder nicht? Ist er das beklagenswerthe Opfer eines blind waltenden Schicksals, daß er trotz verzweifelten Ringens und Kämpfens doch seinem Verhängniß erliegen muß? Nein, nicht bloß mit klarem Bewußtsein, sondern auch mit voller Freiheit geht er in den Tod. „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber", spricht er am Abend vor seinem Tode zu seinen Jüngern. „Ich habe Macht es zu lassen und habe Macht es wieder zu nehmen." Und in der Nacht, da er verrathen ward, als schon die Häscher Hand an ihn legten und einer seiner Jünger mit dem Schwert ihn schützen wollte, wehrte er ihm und sprach: „Stecke dein Schwert an seinen Ort! Meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen."

Das ist's, was ihn vorwärts treibt nach Jerusalem, dem sicheren Tode entgegen. „Es muß Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." Nichts kann ihn aufhalten auf diesem Wege, auch das Widerstreben und der Unverstand seiner Jünger nicht. Sie waren ihm ja schon oft gefolgt hinauf nach Jerusalem zum Osterfest. Aber während sie sonst gern und freudig dem voranschreitenden Meister gefolgt waren, ist ihnen diesmal ganz anders zu Muthe. „Jesus ging vor ihnen, und sie entsetzten sich, folgten ihm nach und fürchteten sich", erzählt uns der Evangelist Markus. Sie ahnen etwas davon, der Weg, den er sie jetzt führt, ist nicht Lebens-, sondern Todesbahn. Zu frisch ist ihnen noch im Gedächtniß, was bei ihrer letzten Anwesenheit in Jerusalem geschehen war, wie da die Pharisäer und die Obersten des Volkes ihren geliebten Meister vor Wuth fast gesteinigt hätten. Darum

haben sie Alles versucht, um ihn zurückzuhalten, und haben schließlich, da er sich nicht halten ließ, nur mit Widerstreben sich gefügt, wie das Wort des Thomas zeigt: „Laßt uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben!“ Nun gehen sie still und nachdenklich hinter ihm her, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der Herr ist ihnen völlig unbegreiflich geworden, sie können sich in sein Verhalten nicht mehr finden. Da ruft er sie plötzlich zu sich heran und nimmt sie von dem Volke besonders, um mit ihnen allein zu reden. Nun, denken sie, wird er ihnen als seinen Vertrauten gewiß Aufschluß geben und Alles erklären. Und der Meister beginnt: „Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird Alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.“ Da leuchten ihre Augen, da schlagen ihre Herzen erwartungsvoll: nun wird er ihnen schildern, wie er seinen Feinden entgegenzutreten gedenkt. Mit dem bloßen Hauch seines Mundes wird er sie zu Boden stürzen, wird ein strenges Gericht über sie halten und dann in der heiligen Stadt das Königreich seines Vaters David in neuer Pracht und Herrlichkeit wieder aufrichten, um als Friedensfürst zu gebieten über die Völker der Erde. So dachten sie sich den verheißenen Messias. Und nun fährt er so ganz anders fort: „Er wird überantwortet werden den Heiden und wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden, und sie werden ihn geißeln und tödten.“ Das ist ihnen völlig unfaßbar. „Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das Gesagte war.“

Auch das noch muß er erfahren und tragen auf seinem Wege nach Jerusalem. Die Geschichte weiß auch sonst wohl zu erzählen von Menschen, die für ihre Freunde, ihr Vaterland, ihr Volk und ihren Fürsten sich selbst geopfert und ihr Leben hingegeben haben in den Tod, um Andere dadurch zu retten. Aber sie Alle wurden auf ihrem Wege geleitet von den Segenswünschen und Dankesthränen der Geretteten, wohl gar von dem jauchzenden Beifall der Menge. Der Heiland der Welt muß den Todesweg für die Seinen gehen, unverstanden selbst von denen, die ihm die Nächsten waren auf Erden, die nun drei Jahre lang bei ihm gewesen und von ihm tiefer eingeführt worden waren in das Geheimniß seiner Person und seines

Reiches als sonst irgend Jemand. Selbst bei ihnen findet er jetzt, wo die Entscheidung naht, auch nicht das geringste Verständniß für das, was er für sie zu thun im Begriff ist. Einsam, ganz allein muß er diesen Weg gehen, von Allen verlassen; kein tröstendes Wort, kein dankbarer Blick wird ihn stärken in dem letzten Kampfe, das zeigt ihm diese Stunde ganz klar. Und doch läßt er auch dadurch sich nicht schrecken und nicht aufhalten auf seinem Wege nach Jerusalem; wenn auch mit schwerem Herzen, so doch ohne Schwanken und Zögern geht er dem Tode entgegen.

Der Zug geht weiter, und je weiter er kommt, um so größer wird die Volksmenge, die ihn geleitet. Vor dem Thore Jerichos sitzt ein blinder Bettler, die Vorübergehenden um eine Gabe anflehend. Er hört das Geräusch, das die vorübergehende Menge verursacht, und fragt, was das zu bedeuten habe. Man antwortet ihm, Jesus von Nazareth gehe vorüber. „Und er rief und sprach: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Die aber vorangingen, bedrohten ihn, er sollte schweigen." Ist's ihnen nicht recht, daß er ihn den Sohn Davids nennt? Aergern sie sich darüber, daß nun schon die Bettler am Wege für ihn eintreten und Zeugniß für ihn ablegen? — O nein, damit waren sie vollständig einverstanden, das war ihnen ganz aus dem Herzen geredet. Auch sie sahen jetzt in ihm den Sohn Davids und liefen ihm nach, um Zeugen dessen zu sein, was er nun in Jerusalem thun würde. Sie verbieten diesem Bettler nur deswegen sein lautes Rufen, weil sie sich über die Zudringlichkeit entrüsten, mit der er eine so hohe Person wie den Sohn Davids auf der Straße anzubetteln und aufzuhalten wagt. Es ist gewiß eine gute Absicht, die sie zu solchem Vorgehen gegen diesen Menschen veranlaßt, sie wollen den Herrn vor solcher Zudringlichkeit schützen. Wie wird er, der Sohn Davids, sich um einen elenden Bettler kümmern? Aber jener läßt sich nicht irre machen. „Er aber schrie viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein!" Und siehe da, sein Rufen ist nicht umsonst. „Jesus aber stand still und hieß ihn zu sich führen."

Wie wunderbar! Er, den weder die Gewißheit des Todes noch die Ueberredungsversuche seiner Jünger aufhalten konnten auf dem Wege nach Jerusalem, bleibt stehen auf den Hülferuf eines blinden

Bettlers. Mögen die Gedanken, die ihn beschäftigen, auch noch so groß und weltbewegend sein, mag er sein Ohr auch noch so fest verschließen gegen die, die ihn von diesen Gedanken abzubringen suchen, für den Hülferuf des Elends ist sein Ohr immer offen. Und wenn es auch nur ein armer Bettler ist, der seiner Hülfe bedarf, er hat auch für ihn ein Herz; denn zu ihm darf Jeder kommen, wer immer es auch sein mag.

Jesus, der Heiland der Welt, auf dem Wege nach Jerusalem stillstehend bei einem blinden Bettler, wie ganz anders sieht doch dieses Bild aus als das, welches so Viele sich von ihm machen! Entweder läßt man ihn überhaupt nur gelten als einen besonders hervorragenden und ausgezeichneten Menschen, der aber seiner Natur nach auch nichts Anderes war als wir, oder man sagt: ich kann nicht glauben, daß der allmächtige Gott, der Schöpfer und Regierer Himmels und der Erde, oder daß der Heiland der Welt sich um jeden einzelnen Menschen kümmern und auf seine besondern Bitten und Wünsche Rücksicht nehmen soll; der hat ganz andere Dinge zu thun. Wenn wir doch nur erst einmal lernen wollten, daß der Heiland nicht bloß so im Allgemeinen für die ganze Welt, sondern für jeden Einzelnen von uns da ist, daß er nicht bloß die Sünde der ganzen Welt getragen hat, sondern daß jeder Einzelne zu ihm kommen darf mit Allem, was ihn besonders quält und drückt, und wäre es an sich auch noch so geringfügig, daß er der Heiland sein will für alle unsere Noth, in welcher Gestalt auch immer sie ihm entgegentreten mag. Das wollen wir festhalten bei Allem, was wir jetzt in der Passionszeit wieder von ihm hören werden, dann werden alle diese alten Geschichten von seinem Leiden und Sterben einen ganz neuen, ungeahnten Werth für uns bekommen, dann werden wir ihn nicht unbeachtet an uns vorübergehen lassen, als ginge uns das Alles gar nichts an, sondern wir werden, wie der blinde Bettler hier vor den Thoren Jerichos, unsere Stimme erheben und ihn anrufen: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ Und er wird auch bei uns stille stehen und thun, was wir begehren. Amen.

Rumland.

19.

Invocavit.

Der Opfertod des Herrn.

Evang. Joh. 11, 49—50.

Einer aber unter ihnen, Kaiphas, der desselben Jahres Hoherpriester war, sprach zu ihnen: Ihr wisset nichts, bedenket auch nichts; es ist uns besser, Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Amen.

Der Hohe Rath ist zu einer Sitzung versammelt; es gilt einer wichtigen Sache, einer Lebensfrage: entweder Jesus von Nazareth oder der Hohe Rath, einer muß weichen. Man ist in großer Zahl erschienen, aber freilich, die große Zahl macht's allein nicht. All' die klugen und geschickten Herren wissen nicht aus noch ein: sie schütteln die Köpfe, sie zucken die Achseln, ein Vorschlag folgt dem andern, dazwischen verlegenes Schweigen: „Was thun wir? Dieser Mensch thut viele Zeichen. Lassen wir ihn also, so werden sie Alle an ihn glauben." — Sie fühlen es Alle: wenn erst das Volk so einem Einzigen anhängt, dann stampfen bald Roms Legionen durch die Straßen Jerusalems und dann — kann der Hohe Rath getrost nach Hause gehen: mit seiner Herrschaft ist es dann aus. Ja, was thun wir? Da springt er auf, der lange schweigend unter ihnen gesessen, Kaiphas, der Hohepriester, und erwartungsvolle Stille legt sich über die Versammlung; was wird er sagen? „Ihr wisset nichts, bedenket auch nichts, es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe!" — Welch' ein Wort! Eine Weissagung nennt's die Schrift, eine Weissagung wider Willen: denn Kaiphas hat's gesprochen, ein Anderer hat's erfüllt, der Andere ist Jesus Christ. „Einer für Alle!" Im Mund des Kaiphas ist das Wort eine gemeine Lüge, er denkt gar nicht an sein Volk, er denkt an sich; im Mund des Heilandes ist's höchste Wahrheit, er denkt nicht an sich, er denkt an die ganze Welt. Dort spricht der Haß: „opfere Andere für dich", hier spricht die Liebe: „opfere dich für Andere". Dort ist der Tod damit gewollt, hier ewiges Leben dadurch

gegeben. Darum: „es ist besser, daß ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe;“ es ist ein Wort, des Nachdenkens und des Nachlebens werth.

Wir fragen: Warum opferte sich der Eine für uns Alle? und die Schrift antwortet:

1. Aus Liebe für uns,
2. zum Leben in ihm.

Vor der Stadt Aulis, so erzählt die Sage, lag die Flotte Griechenlands. Widrige Winde hielten sie zurück, kein Warten, kein Fahrtversuch half, die gekränkte Gottheit zürnte, und die Menschen litten darunter. Da giebt des Priesters Mund den Rath: lieber ein Menschenkind opfern, als daß das Ganze verderbe, und das Königskind, Iphigenie, wird geholt, auf den Altar gelegt, aber als es bluten soll, wird's wunderbar entrückt: das Opfer wird zum Schein. Wie ähnlich, und doch wie ganz anders als dieses Opfer in Aulis' Bucht ist das von Golgatha. Dort, in Aulis, das Ganze nur Schein, hier blutet das Opfer wirklich, dort eine launenhafte Gottheit, die mit Blut nur versöhnt werden kann, hier der ewig gerechte Gott, der auch im Opfer seines eingeborenen Sohnes sich als der barmherzige erweist, dort ein herbeigeholtes unfreiwilliges Opfer, hier ein freiwillig sich darbietendes, dort ein Hinschlachten, hier Hingabe, dort Zwang, hier Liebe! Denn warum opferte sich Christus für uns? Aus Liebe und zwar aus Liebe zu dir und mir, zu uns Allen. Wie denn? Wir Menschen sollen heut noch nach fast zwei Jahrtausenden in Verbindung stehen mit dem Tode Christi auf Golgatha? Allerdings! Wie in einem Körper der Krankheitsstoff bald hier, bald dort zum Ausbruch kommt, wie er aber durch den ganzen Körper sich hinzieht, so zieht sich durch die ganze Menschheit der Krankheitsstoff der Sünde; bald kommt sie bei diesem oder jenem besonders zum Ausbruch, aber vorhanden ist sie überall, ob du nun Hoherpriester oder Matrose, gebildet oder ungebildet bist, ein Sünder bist du im Kittel wie im Prachtgewand. Und weil nun Sünde nicht anders gesühnt werden kann, als dadurch, daß man die Strafe für sie willig leidet, darum opferte sich Christus, der Eine, Reine, für Alle! Warum? aus Liebe für uns! und wozu? zum Leben in ihm! Das ist das Zweite, was wir betrachten wollen.

Was heißt eigentlich „Leben"? Heißt es bloß Essen und Sattwerden, Athmen und Schlafen, heißt es bloß in der Welt umherreisen oder Befehle geben und ausführen? Nein, das heißt es nicht, sondern — hin den Blick auf den, der sich für uns geopfert! — Leben heißt: Anderen Leben gewähren. Nicht an sich denken, nicht für sich Alles hinnehmen, sondern Selbsthingabe, Selbstlosigkeit, Selbstentäußerung, Selbstverleugnung! Kurz, Leben heißt Lieben, nicht an sich, sondern an Andere denken. — Meinest du: dazu bin ich nicht da? Es ist ein alter schöner Seemannsbrauch: wenn es heißt: „Mann über Bord;" der Erste, der es sieht und schwimmen kann, springt ihm nach. Warum? Aus Eitelkeit, aus Ruhmsucht vielleicht? Nein, er thut's, weil er in dem Augenblick gar nicht an sich, an sein Leben, sondern nur an den sinkenden Mann in den Fluthen denkt. Hier gilt's einen hohen Einsatz, ein großes Opfer: das eigne Leben, und wir scheuen uns nicht, machen nicht gern viel Worte davon; und im alltäglichen Leben wollten wir uns scheuen, kleine Opfer zu bringen, in Kleinigkeiten wollten wir's uns zum Verdienst hoch anrechnen, wenn wir Opfer bringen müssen, im Geringen wollten wir sagen: ich muß zuerst an mich denken? Wenn wir nicht bloß Christen für einen Augenblick, sondern alle Tage es sein wollen, wenn wir unter Leben nicht bloß Leben genießen, sondern Leben gewähren verstehen, dann, nur dann wird's ein Leben in dem sein, der auch sich selbst dahingegeben hat für Andere, für uns.

Und der Schluß? Der Hohepriester Kaiphas hat's gesprochen: „Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe", und wie er's gesprochen, da geht er nach Haus, und der Hohe Rath löst sich auf: die Bedenken sind ja gehoben. Ganz einfach: Einer stirbt, damit die Andern leben. „Man hätte auch allein darauf kommen können!" — Und so sind sie denn beim Aeußersten angelangt: ihre Gedanken heißen Tod, ihr Ende ist Tod! Laßt uns nicht, dem Hohen Rath gleich, auseinander gehen, sondern laßt uns die Wahrheit des Wortes bedenken: Christus opferte sich für uns Alle. Warum? Aus Liebe für uns, zum Leben in ihm! Dann werden auch wir angelangt sein bei dem Letzten: Unsere Gedanken heißen Leben, und unser Ziel ist Leben, ewiges Leben! Amen.

Philippi.

20.

Reminiscere.

Gethsemane.

Evang. Luc. 22, 39—46.

Und er ging hinaus nach seiner Gewohnheit an den Oelberg. Es folgten ihm aber seine Jünger nach an denselbigen Ort. Und als er dahin kam, sprach er zu ihnen: Betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Und er riß sich von ihnen bei einem Steinwurf, und kniete nieder, betete, und sprach: Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel, und stärkte ihn. Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde. Und er stund auf von dem Gebet, und kam zu seinen Jüngern, und fand sie schlafen vor Traurigkeit; und sprach zu ihnen: Was schlafet ihr? Stehet auf, und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Amen.

„Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.“ Dieses Wortes wollen wir zuerst gedenken, bevor wir an die Betrachtung der verlesenen Passionsgeschichte herangehen. Bis zu einem gewissen Grade wird das, was sich hier in Gethsemane zugetragen hat, für den menschlichen Verstand stets ein Geheimniß bleiben, wenn uns auch der Herr wohl in keiner Stunde seines Lebens menschlich so nahe steht wie hier.

Was uns vor Allem bei diesem Vorgange in Gethsemane so wunderbar berührt, das ist die große, zunächst ganz unbegreifliche Veränderung, die wir hier an dem Herrn wahrnehmen. Ruhig, ja fast heiter und freudig hat er eben noch bei seinem letzten Zusammensein

mit seinen Jüngern von seinem bevorstehenden Heimgange zum Vater geredet. Hier in Gethsemane, sobald er den Garten betreten hat, fängt er an zu trauern und zu zagen und spricht: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod." Sein ganzes Wesen ist aufs Tiefste erschüttert, er geht angstvoll hin und her, er reißt sich von seinen Jüngern los einen Steinwurf weit, und sie hören ihn laut und flehentlich beten: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir." Was ist die Ursache dieser Seelenangst? Ist es bloß das Vorgefühl dessen, was nun kommen wird, daß nun, wo das Furchtbare so unmittelbar bevorsteht, seine Kraft anfängt zu erlahmen? Ein solches Zagen würde uns aufs Aeußerste befremden müssen an dem, der doch selbst von seinen Jüngern verlangte: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten." Nein, die Furcht vor dem, was seine Feinde ihm anthun werden, kann es nicht sein, die ihn hier erzittern läßt.

Aber wenn es nicht seine Feinde sind, wer ist es dann, der ihm den Kelch darreicht, vor dem ihm hier so graut? — Wir hören die Antwort aus seinem eigenen Munde. Als der Kampf siegreich durchgerungen war, sprach er zu seinen Jüngern: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?" Nicht seine Feinde, sondern der Vater selbst ist es, der diesen Kelch dem Sohne an die Lippen setzt. An den Vater selbst wendet sich des Sohnes Bitte, daß er abstehen möge von dem, was er über ihn in diesem Augenblick nach seinem ewigen Rathschluß zu verhängen Willens ist. „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt", hatte einst Johannes der Täufer von Jesu gesagt. Jetzt ist die Stunde gekommen, wo des Vaters Hand ihm, dem Lamme Gottes, die Sünde der Welt auf die Schultern legt, damit er sie sühnend trage. „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht", sagt der Apostel. Das ist hier geschehen in Gethsemane.

Nun verstehen wir auch das Grauen, das den Herrn hier überkommt. Der Herr schaudert vor der Berührung mit der Sünde zurück. Nicht als wenn er vorher niemals mit ihr in Berührung gekommen wäre; er hat ja fast sein ganzes Leben unter Zöllnern und Sündern zugebracht. Aber er hat vor der Sünde gestanden, wie der Arzt vor einer häßlichen Krankheit, um sie zu heilen. Nun

wird er selbst von dieser Krankheit ergriffen, — „fürwahr, er trug unsere Krankheit;" — nun soll er an seinem eigenen Leibe erfahren, was Sünde und was der Sold der Sünde ist. Davor graut ihm.

Mancher von uns kann sich vielleicht noch darauf besinnen, wie ihm zu Muthe war, als er zum ersten Male in seinem Leben sich bewußt wurde, eine Sünde gethan zu haben, als er zum ersten Mal in seinem Leben sich klar und bestimmt sagen mußte: Sieh, nun bist du auch ein Sünder! Wie pochte uns das Herz, wie stieg uns das Blut heiß in die Wangen vor Scham und Furcht, und es war uns, als müßte Jedermann auf den ersten Blick den Schandfleck sehen, der uns anhaftete. Das sind wir, die wir doch in Sünden schon geboren werden, und die wir aus eigenem Willen zu der uns schon von Natur anhaftenden Sünde immer noch neue eigene Schuld hinzufügen. Was muß danach hier der empfunden haben, der von keiner Sünde wußte, und der nun nach des Vaters Willen die Sünde der ganzen Welt auf sich nimmt!

Der Heilige Gottes, den Niemand einer Sünde zeihen konnte, soll hier nach des Vaters Willen die Sünde der Welt als seine Last auf sich nehmen, von nun an soll die Sünde der Welt seine Sünde sein. — Davor hat er gezittert und gezagt, hat den Vater flehentlich gebeten: „Mein Vater, es ist dir Alles möglich. Ueberhebe mich dieses Kelches!" Er hofft, der Vater, dem doch Alles möglich ist, wird auch noch einen anderen Weg wissen, die Welt zu erlösen, als diesen. Aber des Vaters Wille ist unabänderlich, weil es einen anderen Weg zur Erlösung nicht giebt. Doch sendet er ihm einen Engel, der ihn stärkt, daß er nicht zusammenbricht unter der furchtbaren Last. Da beugt der Sohn sich unter des Vaters Willen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Das ist die Entscheidung, die Gethsemane gebracht hat. Hier hat der Sohn, wie die Schrift sagt, Gehorsam gelernt, den Gehorsam, von dem der Apostel Paulus sagt: „Gleich wie durch eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden viele Gerechte."

Ja, siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt! Als Jesus aufstand vom Gebet, da erhob er sich, beladen mit

der Sünde der ganzen Welt. Er trägt sie für uns, um sie zu sühnen mit seinem Blut, und wir dürfen nun von ihm singen:

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
Der Welt und ihrer Kinder;
Es geht und büßet in Geduld
Die Sünden aller Sünder.
Es geht dahin, wird matt und krank,
Ergiebt sich auf die Würgebank,
Entzieht sich allen Freuden;
Es nimmt an sich Schmach, Hohn und Spott,
Angst, Wunden, Striemen, Kreuz und Tod
Und spricht: Ich will's gern leiden!

Und wie schwer hat er an dieser Last zu tragen! „Es kam, daß er mit dem Tode rang, und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde." Hier können wir lernen, was Sünde eigentlich ist. So schwer trägt der Heiland, der Sohn Gottes, an der Sünde, an unserer Sünde, mit der wir es doch so leicht nehmen. Wir häufen unbedenklich mit jedem Tage neue Schuld auf unser Haupt und merken es gar nicht einmal, wie die Last mit jedem Tage wächst. Wir meinen, weil wir es so leicht nehmen mit der Sünde, wird Gott der Herr es auch einst so leicht damit nehmen und Nachsicht üben. Wenn wir es nur nicht zu arg getrieben haben, wird er schon ein Auge zudrücken und unsere kleinen Schwachheiten, wie wir unsere Sünde so gern nennen, uns verzeihen. Welch ein verderblicher Irrthum das ist, das sollen wir hier in Gethsemane lernen. So furchtbar ernst nimmt es der heilige Gott mit unserer Sünde, daß selbst des eingeborenen, geliebten Sohnes heißes Flehen ihn auch nicht um ein Haar breit abgehen läßt von dem, was er um seiner Gerechtigkeit willen fordern muß. Solch eine furchtbare Last ist die Sündenschuld für den, der sie in ihrer ganzen Schwere zu tragen hat, daß selbst der Sohn Gottes schier darunter zusammenbricht. Wir aber sind oft schon so gleichgültig, so unempfindlich geworden gegen die Sünde, daß wir sie überhaupt kaum noch als eine Last empfinden, daß wir vielmehr im Gegentheil gerade das, was Gott uns verboten hat, am meisten begehren, daß gerade die verbotene Frucht

uns am süßesten schmeckt. Da soll uns das Todesringen des Herrn hier in Gethsemane die Augen öffnen für die ungeheure Größe unserer Schuld, und wenn sie uns hier nicht aufgehen, so ist kaum noch Hoffnung vorhanden, daß es überhaupt noch jemals hier in diesem Leben geschehen wird. Darum wenn irgendwo, so können wir hier es lernen, was unser Luther gesungen hat:

Mitten in der Höllen Angst uns're Sünd' uns treiben,
Wo sollen wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben?
Zu dir, Herr Christ, alleine!
Vergossen ist dein theures Blut,
Das genug für die Sünde thut.
Heiliger Herre Gott! Heiliger, starker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!
Laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost!
Kyrie eleison! Amen. Rumland.

21.

Oculi.

Des Menschen Sohn in den Händen der Sünder.

Evang. Matth. 26, 45—57.

Da kam er zu seinen Jüngern, und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? Siehe, die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird. Stehet auf, laßt uns gehen; siehe, er ist da, der mich verräth. Und als er noch redete, siehe, da kam Judas, der Zwölfe einer, und mit ihm eine große Schaar mit Schwertern und mit Stangen, von den Hohenpriestern und Aeltesten des Volks. Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben, und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist's; den greifet. Und alsbald trat er zu Jesu, und sprach: Gegrüßet seist du, Rabbi! und küßte ihn. Jesus aber sprach zu ihm: Mein Freund, warum bist du kommen? Da traten sie hinzu, und legten die Hände an Jesum, und griffen ihn.

Und siehe, einer aus denen, die mit Jesu waren, reckte die Hand aus, und zog sein Schwert aus, und schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm ein Ohr ab. Da sprach Jesus zu ihm: Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen. Zu der Stunde sprach Jesus zu den Schaaren: Ihr seid ausgegangen, als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fahen. Bin ich doch täglich gesessen bei euch, und habe gelehret im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen. Aber das ist Alles geschehen, daß erfüllet würden die Schriften der Propheten. Da verließen ihn alle Jünger, und flohen. Die aber Jesum ergriffen hatten, führeten ihn zu dem Hohenpriester Kaiphas, dahin die Schriftgelehrten und Aeltesten sich versammelt hatten. Amen.

Der äußere Vorgang, um den es sich hier handelt, ist sehr einfach. Daß Jesus sterben sollte, war bei den Pharisäern und Hohenpriestern beschlossene Sache. Es handelte sich für sie jetzt nur noch darum, wie sie ihn in ihre Gewalt bekämen; um einen Grund für seine Verurtheilung würden sie dann schon nicht verlegen sein. Aber seine Ergreifung stieß auf unerwartete Schwierigkeiten. Es wird uns erzählt, Jesus habe den Tag über im Tempel gelehrt und für die Nacht habe er sich dann immer zurückgezogen auf den Oelberg. Wo er sich dort aber aufhielt, das wußten nur seine Jünger, seinen Feinden war es unbekannt. Des Morgens aber, wenn er wieder in die Stadt kam, zog ihm das Volk schon in aller Frühe entgegen, und so vor den Augen des ganzen Volkes ihn zu ergreifen, das wagten sie nicht, denn vor dem Volke fürchteten sie sich; sie meinten, die Menge würde zweifellos für ihn Partei ergreifen. Darum hatten sie die Parole ausgegeben: „Ja nicht auf das Fest, daß nicht ein Aufruhr werde im Volk." Weil sie so auf dem Wege des Rechts ihm nichts anhaben konnten, darum suchten sie ihn heimlich, mit Hinterlist aus dem Wege zu räumen; aber bisher hatten sie vergeblich auf eine günstige Gelegenheit gewartet.

In dieser Verlegenheit kommt ihnen nun Hülfe von einer Seite, von der sie solche am allerwenigsten erwartet hätten, nämlich aus dem engsten Kreise der Anhänger Jesu selbst. Judas, einer der Zwölfe, denen der Aufenthalt Jesu während der Nacht wohl bekannt war, wird mit ihnen eins, daß er ihnen Zeit und Gelegenheit angeben will, wo sie ihn fangen können, ohne daß die Menge etwas davon gewahr wird. Dieses Anerbieten kommt ihnen sehr gelegen. Haben sie bis dahin die Absicht gehabt, mit der Ergreifung des Herrn bis nach dem Feste, wenn die Menge der Fremden sich wieder verlaufen haben würde, zu warten, so beschleunigen sie dieselbe jetzt, da sie das Volk nicht mehr zu fürchten haben, um so mehr, um wo möglich noch vor dem Feste den ganzen Handel aus der Welt zu schaffen. Unter Führung des Verräthers brechen noch in derselben Nacht die Diener der Hohenpriester, verstärkt durch eine Schaar Soldaten von der Tempelwache, auf, um den Verhaßten zu ergreifen. Um ja recht sicher zu gehen, vor allen Dingen, um zu verhindern, daß Jesus selbst in der Dunkelheit entkäme, während vielleicht einer seiner Jünger statt seiner ergriffen würde, hatte Judas ein Zeichen mit ihnen verabredet: „Welchen ich küssen werde, der ist's. Den greifet!"

Also die Vorbereitungen sind auf das Umsichtigste getroffen, ein Fehlschlagen ihres Unternehmens ist nach ihrer Meinung so gut wie ausgeschlossen. Und wie verhält sich Jesus diesem feinen Gewebe von Hinterlist und Verrätherei gegenüber? Er hat ja längst gewußt, was sie vorhaben, es wäre ihm also ein Leichtes gewesen, ihnen aus dem Wege zu gehen und ihren Plan nun doch noch zu Schanden zu machen. Gerade das Gegentheil thut er. Sobald er den Schein ihrer Fackeln sieht und das Geräusch ihrer Schritte hört, weckt er seine schlafenden Jünger, um den Häschern entgegen zu gehen und spricht: „Siehe, die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird."

Des Menschen Sohn in den Händen der Sünder! Das könnte man als Ueberschrift setzen über Alles, was nun kommt, über die ganze Geschichte seiner Leiden. Es ist auffallend, wie oft in der heiligen Schrift das immer wieder betont wird, daß der Herr während seiner Leiden in die Hände der Menschen oder der Sünder gegeben war. Er selbst hat in seinen Leidensverkündigungen gerade

darauf immer wieder hingewiesen: „Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede, denn des Menschen Sohn muß überantwortet werden in der Menschen Hände.“ Und hier in unserm Texte berichtet der Evangelist ausdrücklich: „Da traten sie hinzu und legten die Hände an Jesum und griffen ihn.“ Das ist kein bloßer Zufall, es liegt zweifellos eine ganz bestimmte Absicht darin.

Jesus in den Händen der Sünder! das ist der große Wendepunkt, der hier mit seiner Gefangennahme eintritt. Bis dahin ist er in seines Vaters Hand gewesen, von dem Bewußtsein erfüllt, daß ihm kein Leid widerfahren könne, weil beständig seines Vaters Hand schützend über ihm ausgestreckt war. Ruhig schlummert er im Schiffe dort auf dem See Genezareth, als seine Jünger, die von Jugend auf mit Sturm und Wetter wohl vertrauten Männer, jede Hoffnung auf Rettung bereits aufgegeben hatten; furchtlos geht er durch die aufgeregte Menge, unbekümmert darum, daß sie schon Steine aufheben, ihn zu tödten; ohne Hast entzieht er sich ihren Händen, als sie ihn in seiner Vaterstadt den Berg hinabstürzen wollen, auf dem ihre Stadt gebaut war. So oft er auch in Gefahr gewesen ist in seinem Leben, niemals nehmen wir auch nur die geringste Spur von Angst und Furcht an ihm wahr. Warum nicht? Weil er mit dem Psalmisten beständig sprechen konnte: „Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir die Menschen thun? — Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ Dieses unbedingte Vertrauen auf den Schutz seines Vaters gab ihm jene Sicherheit, die wir so oft an ihm bewundern. Und nie hat dieses Vertrauen ihn getäuscht. Sie haben oft schon den Versuch gemacht, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, aber bisher ist es ihnen nie gelungen. Mehr als einmal berichten uns die Evangelisten: „Da suchten sie ihn zu greifen; aber Niemand legte die Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen.“ Sie durften sich nicht an ihm vergreifen, so lange seines Vaters Hand schützend über ihm ausgestreckt war.

Jetzt soll das anders werden, jetzt zieht der Vater seine Hand von ihm zurück, jetzt „ist die Stunde hier, daß des Menschen Sohn überantwortet werde in der Sünder Hände“. Schutzlos ist er

jetzt ihren rohen Händen preisgegeben, sie sollen nun an ihm thun dürfen, was sie wollen. Das ist's, wovor er eben noch gezittert hat; das ist's, was ihn wenige Schritte weiter, dort im Garten Gethsemane, so heiß und flehentlich beten ließ: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir." Als der König David einst sich durch seinen Ungehorsam an Gott versündigt hatte, sprach der Herr zu dem Propheten Gad: Gehe hin und rede mit David. So spricht der Herr: Dreierlei bringe ich zu dir; erwähle dir deren eins, das ich dir thue. Gad kam zu David und sagte es ihm an und sprach zu ihm: Willst du, daß sieben Jahre Theurung in dein Land komme? Oder daß du drei Monate vor deinen Widersachern fliehen müssest, und sie dich verfolgen? Oder daß drei Tage Pestilenz in deinem Lande sei? Da sprach David zu Gad: Es ist mir sehr angst; aber laß uns in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß. Ich will nicht in der Menschen Hände fallen. Wie schrecklich es ist, in die Hände der Menschen, der Sünder, zu fallen, das empfand also ein David schon, der doch selbst ein Sünder war, wie viel mehr mußte es der empfinden, der von keiner Sünde wußte.

Des Menschen Sohn in den Händen der Sünder! Der schnell zufahrende Petrus macht noch einen Versuch, mit dem Schwerte für ihn einzutreten, und schlägt dabei einem Knechte des Hohenpriesters ein Ohr ab. Aber das sind nicht die Waffen, mit denen der Kampf, um den es sich hier handelt, ausgefochten werden kann und soll; hier soll und darf kein anderes Blut vergossen werden als sein eigenes. Wie Lukas uns berichtet, spricht der Herr deshalb zu seinen Jüngern: Lasset sie doch so ferne machen. Und er rührte sein Ohr an und heilte ihn. Noch einmal braucht er seine Wunderkraft, um den geringen Schaden, den der Schwertschlag seines unbesonnenen Jüngers angerichtet hat, sofort wieder gut zu machen, dann streckt er ihnen freiwillig die Hände entgegen, um sich von ihnen fesseln zu lassen.

Wir wissen, was er unter ihren rohen Händen gelitten hat. Und doch kommt kein Laut der Klage über seine Lippen. Geduldig trägt er Alles, was sie ihm anthun, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem

Scherer und seinen Mund nicht aufthut. Nur einmal ruft er in unerträglicher Qual: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Des Menschen Sohn, von Gott verlassen, in den Händen der Sünder! Das ist das innerste Wesen der Passion, das ist der tiefste Grund seines Leidens. — Seinen Leib überläßt er widerstandslos den Händen der Sünder, seinen Geist befiehlt er sterbend in seines Vaters Hände.

Und warum das Alles? — Damit hier offenbar werde, daß unsers Gottes Barmherzigkeit und unsers Heilands Liebe doch noch größer ist als des Teufels Bosheit und der Menschen Sünde.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

Amen. Rumland.

22.

Lätare.

Bist du Gottes Sohn?

Evang. Luc. 22, 66—71.

Und als es Tag ward, sammelten sich die Aeltesten des Volks, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und führeten ihn hinauf vor ihren Rath, und sprachen: Bist du Christus? sage es uns. Er aber sprach zu ihnen: Sage ich's euch, so glaubet ihr's nicht; frage ich aber, so antwortet ihr nicht, und lasset mich doch nicht los. Darum von nun an wird des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft Gottes. Da sprachen sie alle: Bist du denn Gottes Sohn? Er sprach zu ihnen: Ihr saget es, denn ich bin's. Sie aber sprachen: Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Wir haben's selbst gehöret aus seinem Munde. Amen.

Um ein eigentliches Verhör, eine Untersuchung handelt es sich bei dieser denkwürdigen Gerichtssitzung, von der der Evangelist uns hier erzählt, nicht mehr, sondern nur noch um den Urtheilsspruch. Es ist durchaus nicht die Absicht dieser Richter, die Wahrheit an den Tag zu bringen und, falls die Wahrheit für den Angeklagten sprechen sollte, diesem zu seinem Rechte zu verhelfen, sondern das Urtheil steht schon vor dem Beginn der Verhandlungen fest, es handelt sich hier nur noch darum, einen Rechtsgrund dafür zu finden. Der Evangelist Matthäus sagt ausdrücklich: „Die Hohenpriester aber und Aeltesten und der ganze Rath suchten falsches Zeugniß wider Jesum, auf daß sie ihn tödteten.“ Das ist das Ziel, das unter allen Umständen erreicht werden soll; durch welche Mittel es erreicht wird, das kümmert sie wenig. Aber bis dahin sind ihre Bemühungen umsonst gewesen. So viele falsche Zeugen auch gegen Jesum auftraten, ihr Zeugniß stimmte nicht überein. Auf ihre Aussagen konnte also ein verdammendes Urtheil nicht gegründet werden.

Jesus hat zu alledem bisher geschwiegen; solchem Zeugniß gegenüber braucht er sich gar nicht erst noch zu vertheidigen. Aber nun fragt man ihn selbst ganz direkt: „Bist du Christus? Sage es uns.“ Christus ist griechisch dasselbe, was hebräisch Messias ist, beides heißt: „der Gesalbte“. Wenn man ihn also fragt: „Bist du Christus?“ so verlangt man damit von ihm eine bestimmte Erklärung darüber, ob er der Messias sei, den Gott seinem Volke verheißen hat, und von dem die Schriften des alten Bundes reden. Jesus weiß, daß es völlig zwecklos ist, zu seiner Vertheidigung noch irgend etwas anzuführen. Er mag sagen, was er will, an seinem Schicksal wird damit doch nichts mehr geändert. Darum lehnt er die Antwort auf diese Frage rundweg ab: „Sage ich es euch, so glaubt ihr es nicht; frage ich aber, so antwortet ihr nicht und laßt mich doch nicht los.“ Aber um diesem unwürdigen Spiele, das man mit ihm treibt, ein Ende zu machen, fährt er fort: „Von nun an wird des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft Gottes.“ Also nicht bloß der Messias, so wie sie ihn sich dachten, behauptet er zu sein, sondern er beansprucht für sich göttliche Macht und Herrlichkeit. Sie begreifen sofort, daß er mit seiner Antwort weit hinausgeht über das, was sie ihn gefragt haben. Darum richten sie

nun allesammt wie aus einem Munde die Frage an ihn: „Bist du denn Gottes Sohn?“ Und er antwortet rund und klar: „Ihr sagt es, denn ich bin es.“ Da sprachen sie: „Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Wir haben es selbst gehört aus seinem Munde.“ Nun haben sie, was sie so lange vergeblich gesucht hatten, einen Ausspruch Jesu selbst, auf den sie von Rechts wegen das Todesurtheil gründen können. Auf Gotteslästerung stand in Israel die Todesstrafe, und daß es eine Gotteslästerung ist, was sie soeben aus seinem Munde gehört haben, das zu beweisen halten sie gar nicht erst für nothwendig.

So ist also dies Eine ganz scharf und klar durch diese denkwürdige Gerichtsverhandlung herausgestellt worden: das einzige Verbrechen, dessen man Jesum beschuldigen kann, ist, daß er behauptet, Gottes Sohn zu sein. So viel Mühe man sich auch gegeben hat, irgend etwas in seinem Leben zu finden, worauf sich eine Anklage von Rechts wegen hätte gründen lassen, es fand sich auch nicht das Geringste. Ganz rein und makellos steht sein ganzes Leben vor uns, das haben selbst seine Feinde wider ihren Willen ihm bezeugen müssen eben durch diese Gerichtsverhandlung. Nicht was er gethan hat, sondern einzig und allein, was er gewesen ist, das hat ihm den Tod gebracht. Das sollte nach göttlichem Rathschluß durch diese Gerichtsverhandlung bewiesen werden, und eben darum hat der Herr beharrlich auf alle ihre Anschuldigungen geschwiegen. Sie sollen sehen, daß alle diese Anschuldigungen in sich selbst zusammenfallen müssen, auch ohne daß er sich dagegen vertheidigt. Aber jetzt, wo die Verhandlungen den Punkt, um den es sich eigentlich hier handelt, klar und scharf herausgestellt haben, kann er nicht mehr schweigen. Jetzt antwortet er, obwohl er weiß, daß von seiner Antwort Tod und Leben für ihn abhängt.

Nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für uns hängt von dieser Antwort Tod und Leben ab. Es giebt nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist dieser Jesus wirklich das, was er zu sein beansprucht, nämlich Gottes Sohn, oder er hat hier falsch geschworen und ist mit vollem Recht verurtheilt worden als Gotteslästerer. Entweder es ist wahr, was die Schrift sagt: „Um unserer Sünden willen ist Christus dahingegeben,“ oder seine Richter haben Recht

gehabt, und sein Tod kann uns eben so wenig helfen wie der Tod irgend eines anderen Menschen. Ein Drittes giebt es nicht; für eins von beiden müssen auch wir uns entscheiden.

Daß Jesus hier wider besseres Wissen die Unwahrheit gesagt habe, wird nur von einigen besonders erbitterten Feinden des Christenthums behauptet. Eine solche Behauptung ist zu sinnlos, als daß sie bei einigermaßen ruhiger Ueberlegung geglaubt werden könnte. Einen bewußten Betrug begeht ein Mensch wohl, wenn er einen Vortheil davon zu haben glaubt, aber nicht, wenn er weiß, daß er ihm weiter nichts als einen qualvollen Tod einbringen wird.

So wird also nur übrig bleiben, daß wenigstens Jesus selbst für seine eigene Person fest davon überzeugt gewesen ist, er sei wirklich Gottes Sohn. Wir würden es dann hier, wo nicht mit einem Wahnsinnigen, so doch mit einem religiösen Schwärmer zu thun haben, der zwar das Beste gewollt hat, über dessen sonderbare Ideen aber ein halbwegs vernünftiger Mensch doch nur mitleidig lächelnd den Kopf schütteln kann. Und das ist in der That heut zu Tage die Ansicht Vieler. Daß Jesus selbst es durchaus ehrlich gemeint habe, giebt man gern zu. Man preist ihn sogar als den besten und edelsten aller Menschen, die jemals gelebt haben; man stellt ihn hin als das unerreichte Vorbild aller menschlichen Tugenden; man bewundert den Muth und die Freudigkeit, womit er in den Tod ging für seine Ueberzeugung: kurz, man läßt Alles gelten, was die Bibel von ihm sagt. Aber Gottes Sohn — nein, das widerspricht doch zu sehr aller Vernunft und aller Wissenschaft, als daß man das glauben könnte!

Und doch, mit dieser Frage, ob Jesus wirklich Gottes Sohn gewesen ist oder nicht, steht und fällt das ganze Christenthum. Was wir von Gott und göttlichen Dingen wissen, das verdanken wir der Lehre Jesu; die Vorstellungen, die wir uns von Gott machen, gründen sich auf das, was er uns von Gott gesagt hat. Welchen Werth hat denn aber überhaupt noch seine Lehre, wenn er in einem Punkte von so schwerem Irrthum befangen war, daß er sich selbst allen Ernstes für Gottes Sohn hielt? Können wir ihm in diesem einen Punkte, den er noch dazu mit einem feierlichen Eidschwur vor dem obersten Gerichtshof seines Volkes bekräftigt hat, nicht glauben, was

sollen wir ihm dann überhaupt noch glauben? Dann ist Alles, was er uns gesagt hat, nichts als Vermuthung und Menschenmeinung; dann wissen wir überhaupt nichts Sicheres über Gott und göttliche Dinge; dann wankt Alles; dann haben wir Niemand mehr, der für uns eintreten kann, wenn unser Gewissen, wenn unsere Sünden uns verklagen; dann haben wir keinen Heiland und Erlöser mehr; dann sind wir Christen, wie der Apostel Paulus sagt, die elendesten unter allen Menschen.

Das ist unser Glaube, wenn Jesus nicht der war, als den er sich feierlich bezeugte: Gottes Sohn, und so stellt uns die heutige Passionsandacht vor die ernste Entscheidung, von der Alles für uns abhängt, unser Halt im Leben, unser Trost im Sterben. Daß doch unser Herz frei würde von allem Zweifel und Spott der Welt, für die auch heute noch die Knechtsgestalt und das Kreuz Christi eine Thorheit ist, so wie sie einstmals dem sterbenden Erlöser ins Angesicht lästerte: „Bist du Gottes Sohn, so steig' herab vom Kreuz!" Wohl uns, wenn wir in ihm den gefunden haben, der uns mehr bringt als die Größten und Besten, die wir kennen, der allein unser Herz froh und stark macht durch den Frieden Gottes und der allein uns den Weg bahnt ins himmlische Vaterhaus droben, von dem er selbst einst ausgegangen ist in diese Welt! Selig, wenn wir in täglichem Gebet zu ihm, in ernster Betrachtung seines Wortes, in gläubigem Genuß seines heiligen Sakraments immer wieder einstimmen müssen in das Bekenntniß seiner Apostel und der Gläubigen aller Jahrhunderte: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" Amen.

Rumland.

23.

Judica.

Pilatus und Herodes.

Evang. Luc. 23, 1—12.

Und der ganze Haufe stand auf, und führeten ihn vor Pilatus; und fingen an, ihn zu verklagen, und sprachen: Diesen finden wir, daß er das Volk abwendet, und verbietet,

den Schoß dem Kaiser zu geben, und spricht, er sei Christus, ein König. Pilatus aber fragte ihn und sprach: Bist du der Juden König? Er antwortete ihm und sprach: Du sagst es. Pilatus sprach zu den Hohenpriestern und zum Volk: Ich finde keine Ursache an diesem Menschen. Sie aber hielten an und sprachen: Er hat das Volk erreget, damit daß er gelehret hat hin und her im ganzen jüdischen Lande und hat in Galiläa angefangen bis hierher. Da aber Pilatus Galiläa hörte, fragte er, ob er aus Galiläa wäre. Und als er vernahm, daß er unter Herodes' Obrigkeit gehörte, übersandte er ihn zu Herodes, welcher in denselbigen Tagen auch zu Jerusalem war. Da aber Herodes Jesum sah, ward er sehr froh; denn er hätte ihn längst gerne gesehen; denn er hatte viel von ihm gehöret, und hoffte, er würde ein Zeichen von ihm sehen. Und er fragte ihn mancherlei; er antwortete ihm aber nichts. Die Hohenpriester aber und Schriftgelehrten standen, und verklageten ihn hart. Aber Herodes mit seinem Hofgesinde verachtete und verspottete ihn, legte ihm ein weiß Kleid an und sandte ihn wieder zu Pilatus. Auf den Tag wurden Pilatus und Herodes Freunde miteinander; denn zuvor waren sie einander feind. Amen.

Von dem obersten geistlichen Gerichtshofe in Israel, dem Hohen Rathe, ist das Urtheil über Jesum gesprochen, einstimmig haben sie ihn als Gotteslästerer zum Tode verurtheilt. Nun handelt es sich darum, dieses Urtheil zu vollstrecken, und zwar so schnell wie möglich, da in wenigen Stunden das Osterfest beginnt. Sie selbst können das Todesurtheil nicht vollziehen, denn die Gewalt über Leben und Tod steht ihnen nicht mehr zu, seit die Römer die Herren im Lande sind. Darum auf, zu dem Vertreter der Staatsgewalt, dem römischen Statthalter Pontius Pilatus! „Und der ganze Haufe stand auf und führeten ihn vor Pilatus."

Der heidnische Machthaber tritt zunächst ganz unbefangen an die Sache heran. Was bringt ihr für Klage wider diesen Menschen? fragt er sie. Und siehe, wie fein sie die Sache einzufädeln wissen. Sie wissen, mit der Anklage der Gotteslästerung

bringen sie hier nicht durch, damit würden sie von dem heidnischen Obersten ohne Weiteres abgewiesen werden. Darum sprechen sie: „Diesen finden wir, daß er das Volk abwendet und verbietet, den Schoß dem Kaiser zu geben, und spricht, er sei Christus, ein König." Sie beschuldigten ihn also als Aufrührer und Empörer. Und damit haben sie sich nicht verrechnet. Auf diese Anklage geht Pilatus ein, das muß näher untersucht werden. Er wendet sich zu dem Angeklagten, um ihn zu verhören. Aber wie er Jesum so vor sich stehen sieht, da zeigt ihm schon dessen ganze Erscheinung, daß die Staatsgewalt von diesem Menschen sicher nichts zu befürchten hat. Halb verwundert, halb spöttisch spricht er: „Du bist der Juden König?" Aber Jesus antwortet ihm ruhig und bestimmt: „Du sagst es," — ja, ich bin es. Von dem Augenblick an steht des Pilatus Urtheil über Jesum fest: Ein überspannter Kopf, ein wunderlicher Heiliger, aber auf keinen Fall ein staatsgefährlicher Verbrecher, sondern ein ganz harmloser Mensch, dem gegenüber der vornehme Römer sogar ein gewisses mitleidiges Wohlwollen empfindet.

Das ist der erste Eindruck, den der Heiland der Welt auf denjenigen macht, der in Israel die höchste weltliche Macht in Händen hat. Die Sache ist viel zu unbedeutend, als daß ein Mann von dem Ansehen und der Stellung eines Pilatus sich ernstlich damit zu beschäftigen hätte. Dem entspricht nun auch die Behandlung, die dem Herrn von dem Landpfleger zu Theil wird. Er tritt heraus und spricht zum Volke: Ich finde keine Ursache an diesem Menschen. Er meint, diese bestimmte Erklärung wird genügen, die Ankläger zum Schweigen zu bringen. Aber darin hat er sich gründlich getäuscht; so leicht lassen sie sich nicht abweisen. „Sie aber hielten an und sprachen: Er hat das Volk erreget damit, daß er gelehrt hat hin und her im ganzen jüdischen Lande, und hat in Galiläa angefangen bis hierher." Nun merkt Pilatus, daß sie zum äußersten Widerstande entschlossen sind, darum sucht er die Sache von sich abzuschieben. „Da aber Pilatus Galiläa hörte, fragte er, ob er aus Galiläa wäre. Und als er hörte, daß er unter Herodes' Obrigkeit gehörte, übersandte er ihn zu Herodes, welcher in denselben Tagen auch zu Jerusalem war." Der König Herodes war der Beherrscher Galiläas, der engeren Heimath Jesu. Pilatus, der

Statthalter des römischen Kaisers in Judäa, stand schon lange mit dem Könige auf gespanntem Fuße. Wenn er nun Jesum zu Herodes schickt, damit dieser die Sache entscheide, so wird er nicht bloß selbst den ganzen lästigen Handel auf gute Manier los, sondern er hat noch obendrein die erfreuliche Aussicht, sich durch dieses höfliche Entgegenkommen die Freundschaft des Königs wiederzuerwerben, was ihm nach dem Bericht des Evangelisten auch thatsächlich gelungen ist.

So gleichgültig ist einem Pilatus derjenige, der sich ihm gegenüber nicht nur als den König der Juden, sondern als den König der Wahrheit bezeichnet hat, daß er ihn nicht bloß ruhig seinen erbitterten Feinden preisgiebt, sondern sogar sein Unglück ausnutzt, nicht etwa, um einen wirklichen Gewinn davon zu haben, sondern lediglich im Dienste rein äußerlicher, werthloser Höflichkeit, um sich einem Manne, an dessen Freundschaft ihm im Grunde herzlich wenig gelegen war, gefällig zu erweisen. Das muß sich der von dem heidnischen Landpfleger gefallen lassen, von dem geschrieben steht: Alle Heiden werden kommen und anbeten vor dir.

Und doch ist das, was der Herr hier von dem Heiden Pilatus erfahren mußte, das bei Weitem Erträglichere gegenüber dem, was ihm widerfuhr an der Stätte, zu der nun sein Leidensweg ihn führt, im Palaste des jüdischen Königs Herodes. Es hat zunächst den Anschein, als dürften wir bei Herodes eine größere Theilnahme für Jesum erwarten als bei Pilatus, denn der Evangelist erzählt uns: „Da aber Herodes Jesum sah, ward er sehr froh, denn er hätte ihn längst gern gesehen." Wie? War sein Wunsch, Jesum zu sehen, etwa aus demselben Verlangen hervorgegangen wie der jenes Zöllners Zachäus, der sich nicht schämte, auf einen Baum zu steigen, um den vorüberziehenden Jesus besser sehen zu können? — Nein, ein Herodes hat ganz andere Dinge im Sinne, wenn er sich auf den Anblick Jesu freut. „Er hatte viel von ihm gehört und hoffte, er würde ein Zeichen von ihm sehen." Hat Pilatus Jesum benutzt im Dienste rein äußerlicher Höflichkeit, so benutzt ihn Herodes zur Kurzweil und Unterhaltung. Ein Zeichen hofft er von ihm zu sehen. Das wäre noch einmal eine willkommene Unterbrechung der trostlosen Langenweile gewesen, die über dem Hofe dieses Schattenkönigs brütete! Zu sehen bekommt er freilich nichts, aber vielleicht giebt es etwas

zu hören, wobei man sich belustigen kann. Er fragte ihn mancherlei, berichtet uns der Evangelist. Was Herodes den Herrn gefragt hat, das hat er uns freilich nicht überliefert, offenbar mit Absicht nicht, er hätte damit den Spöttern und Lästerern aller Zeiten nur neuen Stoff und willkommene Anleitung geboten. Wir können uns aber ungefähr denken, welcher Art die Fragen gewesen sein mögen, die der nach Zeitvertreib lüsterne König dem Herrn vorgelegt hat. Und was thut dagegen Jesus? — So viel Herodes auch fragen mag, über des Herrn Lippen kommt auch nicht ein einziges Wort. Der Evangelist erzählt uns: „Er antwortete ihm aber nichts. Er, der sonst Worte unendlichen Erbarmens redete selbst zu den verlorensten Sündern, die nach ihm verlangten, der noch unter den Qualen des Kreuzestodes den reuigen Schächer an seiner Seite begnadigte, er schweigt vor dem Spötter Herodes, dessen Gewissen doch keiner besseren Regung mehr fähig ist, weil er es völlig ertödtet hat in den Lüsten dieser Welt. Denken wir uns einmal, Jesus hätte nicht geschwiegen, sondern hätte geantwortet auf des Herodes Fragen. Meinen wir etwa, der König und seine Höflinge würden dann einen andern Ton angeschlagen haben? Nein, jedes Wort aus dem Munde Jesu würde für sie nur ein willkommener Anknüpfungspunkt für neuen Spott und somit Anlaß und Ursache zu neuer Versündigung geworden sein. Darum schweigt der Herr, weil er durch beharrliches Schweigen allein ihrem Fragen ein Ende machen will.

Ihrem Fragen hat er freilich dadurch ein Ende gemacht, aber nicht ihrem Spott. Zu sehen hat es nichts gegeben, zu hören auch nichts, das wird ihnen langweilig. Aber ganz will sich Herodes die erhoffte Kurzweil doch nicht entgehen lassen, er will seinen Höflingen wenigstens zu guter Letzt noch eine Augenweide bereiten. „Aber Herodes mit seinem Hofgesinde verachtete und verspottete ihn, legte ihm ein weißes Kleid an und sandte ihn wieder zu Pilatus.“ So findet sich derselbe Zug hier wieder: sobald die Anwesenheit des Herrn am Hofe des Herodes als langweilig und lästig empfunden wird, entledigt man sich seiner. Man schickt ihn wieder dahin zurück, woher er gekommen ist.

Das ist die Beurtheilung und Behandlung, die dem König der Wahrheit von Seiten dieser beiden weltlichen Machthaber zu Theil

wird. Zwar keine Spur von dem grimmigen Haß der Juden und ihrer Obersten, aber auch ebenso wenig von der Liebe, die Jesus in den Herzen der Seinen zu entzünden sucht, sondern nur die vollkommenste Gleichgültigkeit: man weiß nichts mit ihm anzufangen. Das sind diejenigen, die über das Schicksal des Heilandes der Welt zu entscheiden haben! Was der Herr darunter zu leiden gehabt hat, davon können wir wenigstens etwas ahnen, wenn wir jenes Wortes aus dem Munde der ewigen Wahrheit gedenken: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde." Ja, mit vollem Recht stehen im zweiten Artikel unsers Glaubensbekenntnisses die Worte: „Gelitten unter Pontius Pilatus." — Amen. Rumland.

24.

Palmarum.

Jesus oder Barrabas?

Evang. Matth. 27, 15—25.

Auf das Fest aber hatte der Landpfleger die Gewohnheit, dem Volk einen Gefangenen loszugeben, welchen sie wollten. Er hatte aber zu der Zeit einen Gefangenen, einen sonderlichen vor anderen, der hieß Barrabas. Und da sie versammelt waren, sprach Pilatus zu ihnen: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barrabas oder Jesum, von dem gesagt wird, er sei Christus? Denn er wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten. Und da er auf dem Richtstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm, und ließ ihm sagen: Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel erlitten im Traum von seinetwegen. Aber die Hohenpriester und die Aeltesten überredeten das Volk, daß sie um Barrabas bitten sollten, und Jesum umbrächten. Da antwortete nun der Landpfleger und sprach zu ihnen: Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben? Sie sprachen:

Barrabas. Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich denn machen mit Jesu, von dem gesagt wird, er sei Christus? Sie sprachen alle: Laß ihn kreuzigen! Der Landpfleger sagte: Was hat er denn Uebels gethan? Sie schrieen aber noch mehr und sprachen: Laß ihn kreuzigen! Da aber Pilatus sah, daß er nichts schaffte, sondern daß ein viel größer Getümmel ward, nahm er Wasser, und wusch die Hände vor dem Volk, und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet ihr zu! Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder! Amen.

Jedes Menschenleben hat Entscheidungsstunden in großen und in kleinen Dingen. In großen! Solche Entscheidungsstunde war's, als du dir deinen Beruf wähltest. Denn du entschiedest dich: „So lange meine Kräfte reichen, will ich bis ins Alter hinein durch dieses Handwerk, durch diesen Dienst mich nützlich machen." Solche Entscheidungsstunde war es im Großen, als wir zum ersten Mal in See gingen; es galt, liebe Menschen zu verlassen, vom Vaterland sich zu trennen, den Gefahren der See sich auszusetzen. Die Entscheidungsfrage war: Werde ich die Heimath wiedersehen? — Aber es giebt auch Entscheidungsstunden im Kleinen. Jeder Befehl, den man uns giebt, bringt uns vor die Entscheidung: Werde ich's können oder nicht? Jedes Vertrauen, das man in uns setzt, stellt uns vor die Frage: Werde ich mich dessen würdig oder unwürdig erweisen? Jede Versuchung, in die man uns lockt, führt uns vor die Entscheidung: Werde ich widerstehen oder schwächlich unterliegen? — In großen und in alltäglichen Dingen also Entscheidungsstunden, und doch! das sind Alles keine Entscheidungen für immer. Es kann der Mensch und hat's schon oft gethan, seinen Beruf ändern, es wird der Seemann, und wir hoffen's doch bei der ersten Fahrt Alle, die alte Heimath wiedersehen, es kann der eine Befehl befolgt, der andere uns unmöglich werden, ja selbst verscherztes Vertrauen kann wiedergewonnen und manche schlecht bestandene Versuchung kann das nächste Mal besser überwunden werden, aber eine Entscheidung giebt's, da ist keine Aenderung „bald so, bald so," kein Mittelweg, kein vorläufiger Beschluß, keine Schwankung über Halb und Halb

möglich, da heißt es: Entweder — oder. — Was ist das für eine Entscheidung? Es ist die: Wie soll ich leben: mit Gott oder ohne Gott? wie soll ich über die Erde wandern: Tag für Tag immer mehr zu Gott hin oder von Gott weg? — Welches ist aber der Weg zu Gott hin für einen Christen? Jesus Christus ist dieser Weg. Also die Entscheidung heißt: Willst du Christus wählen oder nicht?

Pilatus steht in unserer Geschichte auch vor dieser Lebensfrage, aber er entscheidet sich nicht klar und deutlich. — Er ist zu feige, um fromm zu sein, d. h. Jesus zu wählen, aber er ist auch zu feige, um gottlos zu sein, d. h. Christus ohne Weiteres preiszugeben. Er entscheidet sich lieber für die sogenannte goldene Mittelstraße. Laßt uns sehen, wohin der goldene Mittelweg bei der Lebensfrage: Christus oder nicht Christus? führt. Er führt:

1. von der Unentschlossenheit
2. über die Verlegenheit
3. zum Verlorengehen.

Pilatus gab zum Passahfest alljährlich einen Gefangenen frei. Dieses Mal schwankte er zwischen Jesus und Barrabas, einem Straßenräuber. Schlimm, daß er überhaupt bei dieser Wahl schwankt, aber schlimmer, daß er selbst nicht entscheiden will, sondern an das Volk appellirt, das vor seinem Palast wie die unbeständigen Meereswellen auf- und abwogt. Was für ein Volk ist dies? Bei einem Volksauflauf pflegen die Anständigen und Guten fortzubleiben; was sich zusammenrottet, ist allemal die Hefe des Volkes, Leute, die nichts zu verlieren, nichts zu thun, nichts zu urtheilen haben. Und bei diesen Menschen der Gasse fragt der römische Statthalter an: Christus, der Wohl- und Wunderthäter, oder Barrabas, der Raubmörder? Das war die Frage. Pilatus nimmt die Frage und wirft sie unentschlossen unter's Volk: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barrabas oder Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus?

Recht kläglich, nicht wahr? und doch: ob's nicht heute noch und hier vielleicht solche unentschlossenen Naturen giebt? Ist's nicht so bei

uns oft? Nicht wir, sondern die Masse mag entscheiden, ob ich Christus wählen soll oder nicht! Ist die Mehrzahl für ihn, dann wollen wir's auch sein, aber nur nicht auffallen als ein „Frommer"! — Was das allgemeine Urtheil, Standesurtheil oder Vorurtheil, sagt, das soll Recht sein, wenn auch die eigene Ueberzeugung uns sagt: es ist nicht Recht. Behüt' uns Gott der Herr davor, daß wir bei der Frage: Christus oder nicht Christus nach der Mehrheit, nach der Zeitströmung schielen, daß wir andere Menschen erst fragen, ob wir glauben, wie wir handeln sollen! Volkesstimme ist nicht immer Gottesstimme. Hier vor dem Pilatuspalast ist sie es nicht gewesen, und so ist es meist. Nein, was Gottes Wort dir vorschreibt, was dein Gewissen dir bezeugt, das thue, das glaube und sei nicht unentschlossen; denn von der Unentschlossenheit geht's weiter auf der goldenen Mittelstraße bergab zur Verlegenheit, wie es Pilatus hier ergeht.

Pilatus hat gefragt, und die Mehrheit soll entscheiden. Nun muß er weiter fragen. Er ist in wirklicher Verlegenheit: „Was soll ich denn machen mit Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus?" Da blitzt es ihm aus den funkelnden Augen der Menge, da braust es ihm aus den rauhen Kehlen der Rotte entgegen: „Laß ihn kreuzigen!" Zuerst hat er verlogen gefragt, nun muß er verlegen fragen. Es ist allemal so. Wählst du nicht selbst, sondern richtest dich nach Andern: soll ich Christum erwählen oder nicht? dann mußt du sehr bald verlegen fragen: was soll ich denn machen mit Jesus? Ist Christus dir nur ein guter Mensch — die sogenannten Aufgeklärten sagen ja so —, was sollst du dann mit ihm machen, wie kann er dir dann noch Erlöser, Seligmacher sein? Ist Christus nicht auferstanden, sondern im Grabe vermodert — in den gelehrten Büchern steht ja so etwas —, was soll's dann heißen, daß du auf seinen Namen getauft bist und zu ihm betest und um seinetwillen im Abendmahl Sündenvergebung erhoffst? Was soll ich machen mit Jesus? Eine verlegene Frage bei Pilatus; wohl uns, wenn wir, ihm ungleich, die Antwort darauf wissen: Ich weiß, was ich mit ihm mache. Zu meinem Heiland will ich ihn machen, d. h. zu dem, in dem ich leben, auf den ich sterben, zu dem ich einst kommen will. Dann und dann allein

würden wir auch das Dritte nicht erleben: Unentschlossen — verlegen — verloren!

Pilatus ist verloren. Zwar will er sich herausreden. Er nahm Wasser und wusch die Hände vor dem Volk und sprach: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten; sehet ihr zu!“ — Ja, wasche nur deine Hände in Unschuld, Pilatus! Einem nimmst du doch nicht den klaren Blick, deinem Richter droben, das Brandmal wäschst du doch nicht von deinem Namen; so lange Christen leben, werden sie bekennen: gelitten unter Pontius Pilatus! Armer Pilatus, deinen guten Ruf für alle Zeit, dein gutes Gewissen für Lebenszeit, die Seligkeit für alle Ewigkeit, Alles, Alles verloren!

Das ist das Ende der sogenannten goldenen Mittelstraße. Wenn wir unentschlossen, ja wenn wir verlegen sind, laßt uns nicht Pilatuswasser holen, d. h. sagen: ja die Anderen sind daran schuld. Man hat mich nicht zu Haus fromm genug erzogen, oder: die schwierigen Verhältnisse sind schuld, oder: mein Temperament ist nun einmal so! — Wo die Erziehung vielleicht bei uns nicht gottgemäß war: das Leben nachher und Persönlichkeiten, die wir anderswo kennen und achten gelernt, weil es Menschen waren fest in Gott, hätten uns erziehen können; warum halten wir uns nicht an die? Wo dein Temperament es dir vielleicht schwerer macht als anderen, christlich zu leben: frage dich nur einmal selbst, ob du mit Gebet und Geduld deine Fehler nicht überwinden kannst, ob du dich durch Gottes Gebot und Gnade und Geist nicht ändern kannst, wie es Hunderte vor dir gethan? Kurz, wasche dich nicht rein, wo du allein schuld hast, sonst geht es dir wie Pilatus: verloren, Alles verloren!

Zum Schluß: Eine Entscheidungsstunde war's für Pilatus hier. Er hat zu seinem Verderben entschieden, weil er Christus verwarf und Barrabas erwählte. Wir aber wollen Barrabas verwerfen und Christus erwählen als den alleinigen Weg zu Gott hin. Das Sprüchwort sagt zwar: Viele Wege führen nach Rom. Aber nach dem himmlischen Jerusalem, zu Gott hin, giebt's nur einen Weg. Das ist nicht die sogenannte goldene Mittelstraße, sondern der schmale Weg, der zum Leben führt. Den wähle, Jesus Christus ist der Weg. Darum wollen wir beten:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn;
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ' uns an der Hand
Bis in's Vaterland!
Amen. Philippi.

25.

Charfreitag.

Die Todesstunde des Herrn.

Evang. Luc. 23, 44—49.

Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsterniß über das ganze Land bis an die neunte Stunde. Und die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei. Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesaget, verschied er. Da aber der Hauptmann sah, was da geschah, pries er Gott und sprach: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen! Und alles Volk, das dabei war und zusah, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust, und wandten wieder um. Es standen aber alle seine Verwandten von ferne, und die Weiber, die ihm aus Galiläa waren nachgefolget, und sahen das Alles. Amen.

So oft der Charfreitag herankommt, geht ein Zug stiller Trauer durch die ganze Christenheit. Wo immer in allen fünf Welttheilen Christen versammelt sind, in den Gemeinden am Lande, auf den Schiffen im weiten Ocean, gedenken sie an diesem Tage des gekreuzigten Heilands und bilden eine große Gemeinde unter dem Kreuz. Da kann man es deutlich merken: das Kreuz von Golgatha ist der Mittelpunkt der Welt! — Auch wir wollen uns einreihen in

diese große Gemeinde, wollen andächtig und ehrfurchtsvoll hören, was an jenem ersten Charfreitag geschehen ist. Gleich jenen Verwandten des Herrn und den Weibern aus Galiläa, von denen unser Evangelium erzählt, wollen wir das Alles mit ansehen, was sich auf Golgatha in der Todesstunde des Herrn zutrug. Da erbebte die Natur, da entschlief der Erlöser, da erwachten die Gewissen.

Die Natur erbebte. Himmel und Erde bewegten sich, als der Heiland starb. Als er einst in Bethlehem geboren wurde, hatte mitten in der Nacht die Klarheit des Herrn die Hirten umleuchtet; als er jetzt auf Golgatha starb, lagerte mitten am Tage Finsterniß über den Landen. Die Sonne verlor ihren Schein, als ob sie nicht mit ansehen mochte, was dem Menschensohne von Menschen angethan ist. Wenn wir eine Frevelthat als besonders schrecklich bezeichnen wollen, so sagen wir von ihr, daß sie finster war wie die Nacht. Hier war die finsterste, ungeheuerste Frevelthat, die je begangen worden ist, und die Menschen vollbrachten sie unter Lästerung und Hohn. Da ging jenes Wort in Erfüllung, das der Heiland einst seinen Gegnern zurief, als sie die jubelnde Menge bedrohten: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“ Das Hosianna der Menschen hat sich in Lästerung verkehrt, aber die erbebende Erde redet eine gewaltige Sprache.

„Und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei.“ Nun konnte ein Jeder, auch der Geringste im Volke, hineinsehen in das Allerheiligste, in das sonst nur der Hohepriester einmal im Jahr hatte eingehen dürfen. Das ist ein Zeichen von tiefer Bedeutung. Alle Welt sollte merken, daß Gott, seit er seinen Sohn herniedergesandt, nicht mehr im geheimnißvollen Dunkel thront, sondern uns allen nahe und zugänglich ist, wie ein Vater seinen Kindern. Ein Jeder hat Zutritt zu dem Allerheiligsten, zu dem Herzen Gottes, seit Christus sich für uns geopfert hat, nur daß wir diese Gabe recht gebrauchen lernen und häufig hineilen zu Gott im Gebet.

Unter solchen Zeichen stirbt Jesus Christus, wahrlich nicht wie ein Verbrecher, dem das Kreuz gebührte, sondern in majestätischer Macht und Würde, nicht wie einer, der unterliegt, sondern als Sieger und Held.

„Und Jesus rief laut.“ Sonst geht es leise auf Sterbebetten zu. Ein Stöhnen, ein Flüstern, ein leiser Hauch, dann ist es vorbei. Hier heißt es ausdrücklich: „Und Jesus rief laut.“ Als jener tapfere Feldherr — Ernst von Mansfeld — seine Sterbestunde herankommen sah, ließ er sich noch einmal seine Rüstung anlegen und sich vom Lager aufrichten. Stehend erwartete er den Tod. Hier ist noch größere Kraft. Ein Siegesruf erschallt vom Marterpfahl. Nun wußten es Alle, die unten standen, daß er bis zum letzten Augenblick festhielt an dem, was er gelobt und gelehrt. Getreu bis an den Tod ist er den Seinen auch im Tode vorangegangen.

Der Evangelist berichtet uns auch das letzte Wort des Herrn: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.“ Mit einem Bibelspruch, einem Worte des 36. Psalms auf den Lippen, ist der Heiland gestorben. Wohl uns, wenn wir das von unserm Herrn lernen! Auf einem Schlachtfelde des letzten Krieges fand man einmal nebeneinander die Leichen eines Zuaven und eines deutschen Soldaten. Jeder von beiden hielt ein Buch in den Händen. Als man näher zusah, waren die verglasten Augen des Zuaven auf ein gemeines Bild gerichtet, der Deutsche aber umfaßte noch im Tode sein Neues Testament. Von seinem Heiland hatte er sterben gelernt. Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Doch laßt uns noch auf den Inhalt des Wortes achten, das Jesus Christus im Tode auf den Lippen hatte: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Man kann dieses Wort nicht hören, ohne an das erste Wort zu denken, das uns von dem zwölfjährigen Jesusknaben erhalten ist: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?“ Was ist das für ein Leben, das zwischen diesen beiden Worten liegt? Wenn wir unser Leben betrachten, wie viele Irrthümer und Enttäuschungen, wie viele Irrwege, bis wir auf den rechten Weg kommen; wie Viele, die über einen verfehlten Beruf klagen, und wie viele Andere, die erst lange suchen müssen, bis sie das richtige Lebensziel finden! Und nun schaut dagegen des Heilands Leben. „Zum Vater!“ das ist sein erstes Wort, und „Zum Vater!“ ist auch sein letztes Wort. So ist sein Leben vom ersten bis zum letzten Augenblick ein einziger großer Gottesdienst. Er war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Gehorsam, ergeben, auf Gott ver-

trauend, ein sieghafter Held und ein demüthiges Gotteskind, so entschläft der Heiland.

Als aber Jesus verscheidend die Augen schließt, da erwachen die Gewissen. Er erweckt durch seinen Tod unsere todte Seele. Zuerst wird der Hauptmann unter dem Kreuze erweckt. Er war nach Golgatha hinausgegangen, weil es ihm befohlen war. Gern ist er nicht hinausgezogen, denn wer thut gern solchen Dienst? Anfangs war ihm der Gekreuzigte wohl gleichgültig gewesen, aber je länger er zusah, wie er sein Kreuz trug, und je mehr er hörte von den Segensworten, die der Schmerzensmann da droben für Alle übrig hatte, desto ernster war er geworden. Und als nun Jesus starb mit Siegesruf und Gebet, als die Erde erbebte und die Sonne ihren Schein verlor, da erfaßte ein ungeheurer Schrecken das tapfere Manneskerz. „Wehe, was hast du gethan?" rief es in ihm. „Dieser ist ein frommer Mensch gewesen, er war wahrlich Gottes Sohn." Da war die Stimme des Gewissens in ihm erwacht.

Auch allerlei Volk stand unter dem Kreuz. Als sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um. Warum schlugen sie an ihre Brust? Wahrlich nur, weil ihnen in der Brust ihr Gewissen schlug und sie anklagte, so laut und so heftig, daß sie es nicht überhören konnten. Wohl dem, der ihnen darin gleicht! Wohl dem, dem der Anblick des Kreuzes so durch das Herz geht, daß er den festen Vorsatz faßt umzukehren und dem Heiland zu folgen, der für uns gekreuzigt und gestorben ist. Wohl dem, dessen Gewissen am Charfreitag erwacht!

Endlich standen noch Verwandte Jesu und fromme Frauen unter dem Kreuz. Von denen heißt es nur kurz: Sie sahen das Alles, sahen, wie die Natur erbebte, der Heiland entschlief, die Gewissen erwachten. Aber sie sehen das Alles nicht nur mit den Augen, sondern nehmen es auch auf in ihre Herzen, jeder, auch der kleinste Zug prägte sich ihnen unvergänglich ein. So wollen auch wir heute diese Todesstunde Christi mit ansehen, mit durchleben, daß wir dadurch bewegt werden, sein Bild in unsere Herzen einzuprägen. Doktor Martin Luther sagte einmal, er könne kein Kruzifix ansehen, ohne daß er im tiefsten Herzen dadurch bewegt werde; soll an uns die Todesstunde unseres Heilands spurlos vorübergehen? Das wolle

Gott verhüten; lieber wollen wir dem Kriegsmann unter dem Kreuz zur Seite treten und mit ihm aus vollem Herzen bekennen: „Dieser ist ein frommer Mensch gewesen, er war wahrlich Gottes Sohn.“ Amen.

Rogge.

26.

1. Osterfeiertag.

Jesus lebt.

Evang. Marc. 16, 1—8.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria, des Jakobus Mutter, und Salome Spezerei, auf daß sie kämen, und salbeten ihn. Und sie kamen zum Grabe am ersten Tage der Woche sehr frühe, da die Sonne aufging. Und sie sprachen untereinander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Und sie sahen dahin, und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzet war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab, und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein lang weiß Kleid an; und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden, und ist nicht hier; siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin, und saget es seinen Jüngern und Petrus, daß er vor euch hin gehen wird nach Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen schnell heraus, und flohen von dem Grabe; denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen; und sagten Niemand nichts; denn sie fürchteten sich. Amen.

Kein größerer Wechsel und Umschlag im ganzen Kirchenjahr als vom Charfreitag zum Osterfest! Am Charfreitag sind in unsern Kirchen Altar und Kanzel wohl schwarz behangen, am Osterfest leuchten sie in hellen, weißen oder rothen Farben. Am Charfreitag grüßt die Gemeinde voller Schmerz und Wehmuth im Gesange das

Haupt voll Blut und Wunden, am Osterfeste aber singt sie Siegeslieder: Jesus lebt, mit ihm auch ich. Tod, wo sind nun deine Schrecken?

„Jesus lebt“, das ist die Osterbotschaft, zuerst den Weibern verkündet, aber bis auf den heutigen Tag auch für uns zu beherzigen. „Jesus lebt“, predigt die Ostergeschichte, und wir wollen ihrer Predigt lauschen, indem wir die Ostergemeinde, die Osterfrage und die Osterkunde miteinander betrachten.

Die Ostergemeinde besteht aus denselben Personen, die am Charfreitag unter dem Kreuze standen. Nur wer den Gekreuzigten lieb hat, wird den Auferstandenen finden, — Liebe treibt diese Frauen zum Grabe hin. Ihr Glaube erstarb, als Jesus, von dem sie hofften, er würde Israel erlösen, am Kreuze hing; ihre Hoffnung sank dahin, als sein Auge im Tode brach; aber ihre Liebe war größer als ihr Glaube und ihre Hoffnung. Rechte Liebe hört nimmer auf, das zeigt sich auch bei diesen Frauen. Konnten sie Jesus nicht mehr wie sonst in ihrer Mitte haben, so wollten sie doch wenigstens dem Todten alle erdenkliche Liebe erweisen. Sie kauften Spezerei, auf daß sie kämen und salbten ihn.

Den Frauen muß darin gleichen, wer rechte Ostern feiern will. Nur wer Jesus lieb hat, wird erkennen, daß er auferstanden ist. Wen die Liebe nicht wenigstens zum Grabe Christi treibt, wie soll der erfahren, was in diesem Grabe vorgegangen ist? Die Osterkunde findet bis auf den heutigen Tag so viele verschlossene Ohren, weil so viele Herzen der Liebe Christi verschlossen sind. Man sollte freilich meinen, daß Jeder den Herrn lieben müßte, der einmal von ihm gehört hat, daß Niemand anders könnte, als ihn von Herzen lieb gewinnen, wenn ihm jemals das Bild Jesu in seiner Größe und Schönheit vor Augen gestellt wird. Aber heute, wie damals, gilt jenes ernste Wort: „Die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht.“ Jede Zerstreuung, jede Versuchung findet bereite Herzen, aber die Botschaft von der Liebe Jesu fällt oft auf harten Boden; jede Aufforderung zur weltlichen Lust, zu Spiel und Unterhaltung findet offene Ohren, aber die Kunde, daß wir einen lebendigen Heiland haben, geht oft zu dem einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Mehr Liebe zu Jesu! Darin

können auch starke Männer von jenen schwachen Frauen lernen, die am Ostermorgen in der Frühe zum Grabe wandern, den Leichnam des Herrn zu salben.

Auf ihrem Wege quält diese Frauen eine bange Sorge, die Osterfrage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Am Abend des Charfreitags, als sie Jesus zu Grabe getragen hatten, war vor das Grab eine große Steinplatte gelegt, um es zu schließen und zu schützen. Nun sorgen die Frauen, daß sie überhaupt nicht an den Herrn heran können. Sie kehren aber deswegen nicht um; ihre Liebe treibt sie vorwärts, wiewohl ihre Herzen ungewiß sind, ob ihre Liebesmühe nicht verloren ist.

Die Frauen sind darin das Abbild vieler Christen. Sie möchten zwar auch gern zu Jesus kommen, sie haben den ernsten Wunsch, etwas von dem Heiland zu erfahren, den die Gläubigen dankend preisen, aber neben diesem Wunsch ist in ihren Herzen auch viel Zweifel. Die einen stoßen sich an einzelnen kleinen Verschiedenheiten in der heiligen Schrift und machen daraus sofort große Widersprüche; andere meinen, was da erzählt wird, sei überhaupt unglaublich; noch andere haben sich so in ihre eigene Sorge und Trübsal eingesponnen, daß sie immer nur an ihren Kummer denken und den für so groß halten, daß ihn Niemand ihnen abnehmen könne. Diese alle möchten wohl Ostern feiern, sie sehnen sich danach, ihren Erlöser zu finden, aber sie sorgen sich mit den Frauen: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“

Die Frauen erhielten auf ihre Frage schnell eine Antwort. Sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war. Es ging mit ihrer Sorge wie mit den meisten Sorgen; wenn man nur recht ernstlich auf sie zugeht, weichen sie zurück und verschwinden. Das Grab war offen, und ein Bote vom Himmel verkündete ihnen die fröhliche Osterkunde: „Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier.“

Das ist die fröhliche Osterkunde, die auch uns verkündet wird. Das ganze Neue Testament ist darin einig: „Jesus lebt!“ Alle Frommen und Gläubigen von Anbeginn der Kirche bis auf unsere Zeit bekennen gemeinsam: „Jesus lebt!“ Durch alle Lieder unseres Gesangbuches klingt der frohe Ton hindurch: Es war getödtet

Jesus Christ, und sieh, er lebet wieder! Wir brauchen darum nicht zu zweifeln, ob wir einen Heiland haben: Jesus lebt. Wir brauchen nicht zu sorgen und zu trauern: Jesus lebt und ist stärker als unsere Sorge. Wir brauchen nicht zu jammern und zu verzweifeln an den Gräbern unserer Lieben, bei dem Gedanken an unsern eigenen Tod: Jesus lebt, nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben. Wenn Doktor Luther sehr traurig und voller Sorgen war, nahm er wohl Kreide und schrieb an alle Thüren: vivit d. h. er lebt. Und wenn ihn seine Frau dann fragte, warum er solches thue, gab er fröhlich zur Anwort: „Das soll bedeuten, daß mein Herr Jesus Christus lebt und ich darum nicht trauern, sondern fröhlich sein soll und ihm meine Sache anheimstellen.“ Das ist ein rechter Osterglaube, darum bringt er auch rechte Osterfreude in das Herz. Von den Frauen in unserem Evangelium heißt es zwar: „Es war sie Zittern und Entsetzen angekommen und sagten Niemand nichts, denn sie fürchteten sich.“ Zu unerwartet war ihnen die Osterkunde, zu unerhört, was sie sahen und hörten, als daß es sie nicht in tiefster Seele erschreckt hätte. Aber der Schrecken wich bald, und die Freude blieb. Schon vom Abend des Ostertages heißt es: „Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.“ Osterbotschaft bringt Osterfreude. Gott wolle geben, daß auch unsere Herzen heute und allezeit so recht froh werden, und daß wir uns in guten und in bösen Tagen, in Freud und Leid, im Leben und Sterben der Osterkunde getrösten: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!“ Amen.

Rogge.

27.

2. Osterfeiertag.

Das Geheimniß des Charfreitags im Glanze des Osterlichtes.

Röm. 4, 25.

Christus ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket. Amen.

Ein Gottesgericht ist es gewesen, das am Charfreitag auf Golgatha vollzogen worden ist; Gott hat sein Gericht ergehen lassen

über die Sünde. Von Gott verstoßen und verlassen, hinausgeworfen werden in die äußerste Finsterniß, das ist die Strafe der Sünde, das ist das Gericht, das über die Sünder ergehen wird, wenn Gott über alle Sünde und Ungerechtigkeit der Menschen zu Gericht sitzen wird am jüngsten Tage. Auf Golgatha ist dieses Gericht bereits ergangen über Einen, Jesum Christum, und die Zeichen des jüngsten Tages, die seinen Tod begleiten, der Todesschrei auf seinen Lippen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ bezeugen es uns, daß er diesen Kelch bis auf die Neige geleert hat. Aber nicht für seine eigene Sünde und Schuld hat er das Alles erlitten, sondern für uns, an unserer Statt. So glauben wir.

Wie kommen wir zu solchem Glauben? Wer giebt uns das Recht, solches zu glauben? — Das giebt uns die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi vom Tode; sie ist uns die Bürgschaft für die sühnende Kraft seines Todes. Um unserer Sünden willen ist Christus dahingegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen ist er auferwecket. Weil wir wissen, daß Christus auferstanden ist vom Tode, darum dürfen wir glauben, daß wir durch seinen Tod erlöst sind von aller Schuld. So sei denn das heut unsere Osterfeier, daß wir in dem Glanze des Lichtes, das aus dem offenen Grabe unseres Herrn Jesu Christi hervorbricht, das Geheimniß des Charfreitags verstehen und daran glauben lernen.

Diesen Weg sind auch die Jünger des Herrn gegangen. Ihnen war das, was auf Golgatha geschehen war, zunächst ein völlig unbegreifliches Räthsel. Der Herr hatte ja freilich oft genug mit ihnen darüber gesprochen und ihnen klar und deutlich vorausgesagt, was nun kommen würde, aber sie hatten seinen Worten, wenn er auf diesen Gegenstand kam, immer vollkommen verständnißlos gegenübergestanden; denn das, was er ihnen von der Bedeutung und der Nothwendigkeit seines Leidens und Sterbens gesagt hatte, war so sehr das Gegentheil von dem, was sie hofften und erwarteten, daß sie sich auf keine Weise in seine Worte und Gedanken zu finden vermochten. Darum kam ihnen das Entsetzliche, als es nun wirklich eintrat, völlig unerwartet und überraschend. Erst in Gethsemane, als die Häscher ihn gebunden aus ihrer Mitte hinwegführten, fingen sie an zu begreifen, um was es sich eigentlich handelte, und so groß war ihre

Ueberraschung und ihr Entsetzen, daß sie wie eine Heerde, der man den Hirten genommen hat, kopflos nach allen Seiten auseinander flohen. Nachher haben sie sich dann freilich wieder zusammengefunden, aber sie hielten sich ängstlich verborgen hinter verschlossenen Thüren, aus Furcht, daß ihnen von den Juden ein gleiches Schicksal bereitet werden könnte wie ihrem Herrn und Meister. In welcher Stimmung sie sich damals befunden haben, das sehen wir am besten aus den Worten, die jene beiden nach Emmaus wandernden Jünger im heutigen Evangelium zu dem unerkannt mit ihnen gehenden Herrn sagten: „Wir hofften, er sollte Israel erlösen". Ja, das war ihre Hoffnung gewesen, aber damit war es nun aus. Mit ihm haben sie alle ihre Hoffnungen zu Grabe getragen. Wenn selbst er ihnen nicht hat helfen können, wenn selbst er des Todes Beute geworden ist, wer soll dann noch helfen? Nein, der Psalmist hat Recht behalten mit seinem Wort: „Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott Jemand versöhnen. Denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen anstehen ewiglich". Es hat freilich einmal Einer unternommen, das große Werk zu vollbringen, und sie hatten es ihm auch zugetraut, daß er es vollbringen würde. Aber der ist nun auch dahin, der Bosheit seiner Feinde zum Opfer gefallen, die Sünde und der Tod haben auch über ihn triumphirt, und es bleibt Alles beim Alten. Es war ein schöner Traum, in dem sie fast drei Jahre lang befangen gewesen waren, aber auf diesen Traum ist nun ein entsetzliches Erwachen gefolgt. — Das etwa war die Stimmung der Jünger nach dem Tode des Herrn. So dunkel und hoffnungslos wie jetzt war ihnen das Leben noch niemals erschienen.

Und in diesen Jammer und diese Verzweiflung hinein tönt nun am Ostermorgen die Kunde: Der Herr ist auferstanden! Wir können uns kaum einen Begriff davon machen, welchen Eindruck diese Kunde damals auf die Jünger gemacht haben muß. So ist nun doch Alles wahr, was er ihnen gesagt hat, und doch Alles in Erfüllung gegangen, was sie gehofft und ersehnt hatten, nur noch viel schöner und herrlicher, als sie es sich überhaupt hatten denken können! Nicht die Sünde und der Tod, sondern Jesus ist Sieger geblieben, siegreich hat er des Todes Macht durchbrochen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. So ist sein Tod also auch

etwas ganz Anderes als der Tod aller derer, die vor ihm gestorben sind. Hätte er sterben müssen wie alle Anderen, weil der Tod auch seiner Sünde Sold war, so wäre er auch des Todes Raub geblieben, wie alle Anderen. Nun der Tod ihn nicht hat halten können, wissen wir: nicht um seiner eigenen, sondern um unserer Sünden willen ist Christus dahingegeben. Diese Schlußfolgerung ist auch von den Aposteln aus der Osterthatsache gezogen worden, und zwar mit solcher Sicherheit, daß sie nun als Ankläger auftreten konnten wider seine Mörder und sprechen: „Ihr habt verleugnet den Heiligen und Gerechten und batet, daß man euch den Mörder schenkte, aber den Fürsten des Lebens habt ihr getödtet. Den hat Gott auferwecket von den Todten und aufgelöst die Schmerzen des Todes, nachdem es unmöglich war, daß er vom Tode sollte gehalten werden".

So ist die Auferstehung Jesu Christi von den Todten in erster Linie seine eigene Rechtfertigung. Als Gotteslästerer und Missethäter ist Jesus von seinem Volke zum Tode verurtheilt worden, und Gott hat das ungehindert geschehen lassen. Aber indem er ihn auferweckt von den Todten, bekennt er sich zu seinem Sohne als zu dem, der doch Recht hat, und der das Alles nur geduldet hat aus Liebe zu uns, weil es so seines Vaters Wille war.

Aber noch einen Schritt weiter führt uns unser Text. Nicht bloß, daß Jesus selbst gerechtfertigt dasteht vor der Welt, liegt in den Worten des Apostels, sondern sie sagen uns auch ausdrücklich, daß seine Auferstehung auch unsere Rechtfertigung uns verbürgt. Um unserer Sünden willen ist Christus dahingegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen ist er auferwecket. Wenn der Schuldner nicht bezahlen kann, wird derjenige, der für ihn die Bürgschaft übernommen hat, ins Gefängniß geworfen. Ist die Schuld bezahlt, so ist auch der Bürge frei. Jesus hat die Bürgschaft übernommen für unsere Schuld. Daß wir sie nicht bezahlen konnten, brachte ihn in des Todes Gewalt. Daß der Tod ihn nicht hat halten können, ist der Beweis dafür, daß der Tod nun an uns keine Ansprüche mehr hat, daß unsere Schuld bis auf den letzten Heller bezahlt ist. Jesus hat sie bezahlt mit seinem Blute. So ist seine Auferstehung der Beweis dafür, daß das Opfer, das Jesus für uns

gebracht hat, indem er sein Blut für uns vergoß am Kreuz, genügt hat, unsere Schuld zu bezahlen. Wir sind nun um seinetwillen wirklich frei von aller Schuld. Ohne Ostern wäre das, was am Charfreitag geschah, auch heute noch, ebenso wie damals für die Jünger, ein dunkles, unbegreifliches Räthsel, und wir hätten kein Recht zu glauben, daß der Tod dessen, der da auf Golgatha am Kreuze starb, für uns auch nur das Geringste mehr zu bedeuten hat als der Tod irgend eines anderen Menschen. Die Osterthatsache erst ist dieses Räthsels Lösung. Nun wissen wir, was der Tod Christi für uns zu bedeuten hat: „Um unserer Sünden willen ist Christus dahingegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen ist er auferwecket".

Darum kommt auf diese Thatsache Alles an. Die Apostel haben deshalb auch gerade auf sie das allergrößte Gewicht gelegt. „Jesum von Nazareth, den ihr getödtet habt, den hat Gott auferweckt, deß sind wir alle Zeugen." Kein Stück unseres Glaubensbekenntnisses ist deshalb auch von Seiten des Unglaubens jeder Zeit so nachdrücklich angegriffen worden wie dieses: „am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten". Und doch stehen diese Worte auch heute noch felsenfest. Keine Thatsache der Weltgeschichte ist besser bezeugt als diese. Der Apostel Paulus hat im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes die Zeugen alle aufgeführt, die Jesum nach seiner Auferstehung mit eigenen Augen gesehen haben. Zuerst haben sie allesammt es nicht glauben wollen. Der ungläubige Thomas mit seinem: „Es sei denn, daß ich meinen Finger in seine Nägelmale lege, so will ich's nicht glauben", ist ja sprichwörtlich geworden. Jene Männer waren eben keine aufgeregten Schwärmer und Phantasten, sondern ruhige, nüchterne und verständige Leute, einfache Fischer und Handwerker. Aber schließlich haben sie glauben *müssen*.

Ihr Zeugniß ist glaubwürdig genug, wir können uns wohl darauf verlassen. Aber freilich wirklich überzeugt, so daß man auf seine Ueberzeugung nun auch leben und sterben kann, wird man nicht durch fremdes Zeugniß, sondern durch eigene persönliche Erfahrung. Dann erst werden wir Ostern recht feiern können, wenn wir die Wirkung des auferstandenen Heilandes, die Kraft, die von ihm ausgeht, an unserem eigenen Herzen erfahren haben. Und daß wir sie erfahren

mögen allesammt, die wir hier versammelt sind, das sei heut unsere Osterbitte und unser Ostergebet.

Wir sehen dein freundliches Angesicht
Voll Huld und Gnade wohl leiblich nicht,
Aber unsere Seele kann's schon gewahren,
Du kannst dich fühlbar genug offenbaren
Auch ungesehn. —
Du reichst uns deine durchgrabene Hand,
Die so viel Treue an uns gewandt,
Daß wir beim Drandenken beschämt dastehen,
Und unser Auge muß übergehen
Vor Lob und Dank. — Amen. Rumland.

28.

Quasimodogeniti.

Die rechte Weihe des irdischen Berufs.

Evang. Joh. 21, 1—3.

Darnach offenbarte sich Jesus abermal den Jüngern an dem Meer bei Tiberias. Er offenbarte sich aber also. Es waren bei einander Simon Petrus und Thomas, der da heißet Zwilling, und Nathanael von Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und andere zween seiner Jünger. Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will hin fischen gehen. Sie sprachen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und traten in das Schiff alsobald, und in derselbigen Nacht fingen sie nichts. Amen.

Das Wort, mit dem unser Text beginnt: „Darnach offenbarte sich Jesus abermal den Jüngern an dem Meer", soll zugleich die Ueberschrift über unsere Sonntagsandachten zwischen Ostern und Pfingsten sein.

Die Offenbarung des lebendigen Christus Jesus am Meer sollen sie uns aus der Textgeschichte zeigen, nachdem das vor=

angehende Kapitel des Evangeliums uns seine Offenbarung im Heiligthum gezeigt hat. Nachdem sich Jesus seinen Jüngern am stillen Abend des Ostersabbaths einmal und das andre Mal acht Tage später als den Lebendigen erwiesen hat, darnach offenbart er sich ihnen nun hier abermal an dem Meer. Dort drinnen bei verschlossenen Thüren, hier draußen am offnen, freien Meer; dort in der Stille seiner kleinen Betgemeinde, hier mitten im Leben, in der Arbeitsgemeinschaft seiner Jünger. Dort Sabbathsstimmung, die zum Werke weist: „Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“, hier Werkeltagsstimmung, die zur Feierstunde führt: „Kommt und haltet das Mahl.“

Es ist köstlich und tröstlich zugleich, daß nicht bloß das „Bete“, sondern auch das „Arbeite“ eine Offenbarungsstätte des auferstandenen Herrn ist, wo er seinen Jüngern sein Losungswort zuruft: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Was dem irdischen Beruf, was dem täglichen Leben des Christen die rechte Weihe giebt, wollen wir aus unserm Texte lernen. Frisch ans Werk und fest zusammengehalten beim Werk! das ist die Doppellosung, die er uns zuruft, das ist das irdische Bild, das der Text uns zeigt. Darüber aber ist der Wiederschein der hinter dem Horizont stehenden Ostersonne ausgegossen: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!“ —

Wartezeit ist es für Jesu Jünger; sie warten auf die Zeit der Fülle, auf den Geist aus der Höhe, auf ihre große Mission für das Reich Gottes, als Boten des Herrn hinauszugehen bis an der Welt Ende. Aber die Wartezeit ist für sie nicht so sehr Ruhezeit, als vielmehr Rüstzeit, Rüstzeit für die großen Aufgaben des Lebens und auf die große Gabe des Herrn hierzu. Daß auch für die Apostel des Herrn der irdische Beruf nicht bloß Ausgangspunkt, sondern auch Offenbarungsstätte für den himmlischen, ewigen Beruf ist, das ist das Große und Tröstliche unserer Textgeschichte für uns Alle. Rastzeit ist Rüstzeit! ruft sie uns zu. Darum frisch ans Werk! „ich will hin fischen gehen“, und wiederum: fest zusammengehalten beim Werk! „so wollen wir mit dir gehen“.

Petrus geht rasch entschlossen voran; die Andern folgen ebenso entschlossen ihm nach zur Arbeit. Also rüsten sie sich in ihrem irdischen Fischerberuf auf ihren Apostelberuf als Menschenfischer;

also warten sie auf die Verheißung des Vaters aus der Höhe. Es giebt keine größere Gefahr gerade für Jesu Jünger damals und jetzt, als müßig die Hände in den Schoß zu legen und also zu „warten“ auf den Herrn. Sturm und Windstille sind die beiden reißenden Thiere der Salzfluth, die unzählige Opfer verschlingen, aber der echte Seemann fürchtet die Windstille viel mehr als den Sturm. Hier kann er sich wehren, kann er kämpfen als ein Mann; da ist er ohnmächtig wie ein Kind. Wartezeit ist für den Christenmenschen nicht leere Zeit. Rast' ich, so rost' ich. Rasttage sollen stets zugleich Rüsttage für Jesu Jünger sein.

Die „Ruhetage“
Verspart auf jene Zeit;
Jetzt aber wage
Sich Jedes in den Streit!
Und sollt' sich's auch dabei verzehren:
Wer kann sein Leben dem Leben wehren?

Darum frisch ans Werk! Ich will hin fischen, ich will in meinem Berufe wirken gehen, und: fest zusammengehalten beim Werk! „so wollen wir mit dir gehen“, das ist Rast- und Rüstlosung für Alle, die auf die Verheißung des Herrn warten. —

Nun sind sie wieder, die Jünger, wie bei der alten Arbeit, so in der alten, lieben Heimath, am heimischen Gestade des großen, herrlichen Sees Genezareth. Hier Kana und Bethsaida, dort der Berg der Seligkeiten, wo Jesus ihnen zuerst sein großes, seliges Reichsgesetz proklamirt hat. Die alte Lebensgewohnheit: „sie gingen hinaus und traten in das Schiff“, auch die alte Lebenserfahrung, die sie oft hatten machen müssen: „und in derselbigen Nacht fingen sie nichts“, und doch — man spürt's dem Texte und den Menschen ab: es ist so ganz anders wie vordem; das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden. Wohl ist es Nacht im Texte und doch kein Nachtbild; denn darüber steht schon als Ueberschrift von des Auferstandenen Hand selbst: „Er offenbarte sich aber also.“ Noch zittert ja in ihren Herzen sein Ostergruß nach: Friede sei mit euch! Wer das von dem lebendigen Christus Jesus erfahren, wie jene: da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen, der wird still, auch wenn er, wie die Jünger bei ihrer Arbeit, den

Herrn nicht sieht; der hat wohl Mangel wie andere Menschenkinder, erfährt auch wohl Enttäuschungen bei seiner Arbeit, aber er klagt nicht; denn er weiß: „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“ So ist es dasselbe Bild wie damals bei Petri erstem Fischzug und doch ein ganz anderes; denn das Osterlicht ist darüber ausgegossen, ob auch die Ostersonne selbst nicht scheint, so wie das Nordlicht wunderbar leuchtet, wenn Alles winterlich und erstorben scheint, und die Sonne im Norden sich nicht mehr sehen läßt. Es ist, als wollte es wie ein Priester des Höchsten hinausrufen in die starrende Felsenwelt am einsamen Nordstrand, zu den in Todesöde und Todeskälte vergessen und verlassen scheinenden Kindern des ewigen Vaters dort: Er vergißt und verläßt auch euch nicht; die Sonne kommt doch wieder; das Licht scheint für Gottes Kinder auch mitten in der Finsterniß, auch mitten im kalten Winter.

Das ist Kraft und Licht und Trost auch für den unscheinbarsten Beruf, auch für die dürftigsten Verhältnisse, auch für die dunkelsten Zeiten des Lebens. Nicht darauf kommt es an, was für einen Beruf man hat, sondern wie man ihn treibt; nicht darauf, ob man hoch oder niedrig stehe, übrig habe oder Mangel leide, sondern daß man es lerne, das tägliche Leben mit seiner Mühe und Arbeit, mit seinem Segen oder Mangel, mit seinen Freuden oder Enttäuschungen, mit seinen tausend Kleinigkeiten, die nur zu oft die Seele zerstreuen und gefangen nehmen, in das rechte Licht von oben zu stellen, unter die eine große, selige Erfahrung, die Jesu Jünger als festgehaltenen, sieghaften Grundton mit hineinnehmen und hindurchtragen müssen durch allen Kampf des Daseins, auch durch alle die große und kleine Misere des Daseins: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!“ Nicht der Beruf an sich macht Glück oder Unglück des Menschen, Werth oder Unwerth des Lebens aus, auch nicht die Verhältnisse machen es; sondern der Mensch macht's, die Persönlichkeit thut's auch in dem schlichtesten Beruf, auch in den einfachsten Verhältnissen; nämlich daß man sein ganzes, auch das alltägliche Leben immer mehr durchdringen läßt von der christlichen Heilserfahrung: mein Heiland lebt, mein Helfer ist da, auch wenn ich ihn nicht schaue mit den Augen und ihn nicht vor mir hertrage auf den Lippen. So muß das Kleinste im Leben in lebendigen Zusammenhang gesetzt werden mit

dem Größten, sonst stirbt es ab und — wir mit ihm. — Warum sind so Viele untüchtig in dieser unserer Viel und Großes fordernden Zeit? Weil sie hinaus wollen aus den gottgegebenen Verhältnissen des Berufs, aus den gottgewiesenen Schranken des Lebens, und weil sie, unmuthig und zerfallen in sich, darum auch nicht einmüthig sind beim gemeinsamen Werk: „so wollen wir mit dir gehen"; sondern zerfallen und zerfahren auch untereinander nach alter deutscher Unart. Und das Alles, weil der größte Bildner jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit und zugleich der einzige wahre Mittel- und Einigungspunkt Aller, der lebendige Christus Jesus, verschwunden ist aus dem Herzen und der Lebenserfahrung Tausender und Abertausender in unserm Volke. Da soll das Textwort ernste Mahnung sein: Frisch zum Werk, zu deinem Werke, auch zum schlichtesten Werke! „ich will hin fischen gehen"; und alsdann: Fest zusammengehalten beim Werk, beim gemeinsamen Werke! „so wollen wir mit dir gehen".

Das lernt man, wenn irgend wo, am Meer und auf dem Meer. Nirgends ist Kleines und unermeßlich Großes, der Einzelne und die Gesammtheit, rascher Entschluß, das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit auch an geringster Stelle und fester Zusammenhalt Aller so unzertrennlich miteinander verbunden wie bei einer gut gezogenen Schiffsmannschaft und in einer gut gepflegten Schiffsgemeinschaft. Aber vergessen wir nicht, der lebendige Christus Jesus muß dahinter stehen als der Fels mitten in der Brandung, als die Sonne, die des Seemanns bester Freund ist.

So wollen auch wir es wieder lernen: Rastzeit ist Rüstzeit für den Christenmenschen. Darum frisch ans Werk! und: fest zusammengehalten beim Werk! Amen.

D. Richter.

29.

Misericordias Domini.

Es ist der Herr!

Evang. Joh. 21, 4—7.

Da es aber jetzt Morgen war, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war. Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffs, so werdet ihr finden. Da warfen sie und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische. Da spricht der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr. Amen.

Nacht war es in dem ersten Bilde, das unsre Textgeschichte am vergangenen Sonntag uns vor Augen stellte, Nacht draußen und doch nicht Nacht drinnen. Heute nun heißt es: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. Da es aber jetzt Morgen war, stand Jesus am Ufer, sagt der Text. Das erste Morgengrauen, die Schleier der Morgendämmerung sind noch über das Textbild gebreitet. Die Nebel wallen und weben noch in wunderlichen Gestalten. Es ist ein Helldunkel draußen und drinnen. Die Morgenschauer gehen noch durch Leib und Seele. Zwar ist die Sonne nicht mehr unter dem Horizont, wie in unsrer vorigen Betrachtung. Schon sehen wir ein erstes Aufflammen im Osten. Da stand Jesus am Ufer, heißt es. Aber noch liegen die Nebelschleier über der Seinen Augen. „Die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war.“ Johannes ist der erste, der ihn erkennt. Es ist der Herr, ruft er aus, das heißt, es ist die Sonne, die hindurchbricht durch Nebel und Morgengrauen. Es ist der Herr der Herrlichkeit, der sich seinen Jüngern „abermal offenbart an dem Meer“.

So wollen auch wir denn miteinander das Bild der Morgendämmerung andächtig betrachten: Da stand Jesus am Ufer. Wir sehen auch an uns das gehaltene Auge, das nicht wußte, daß

es Jesus war, und erbitten auch für uns das geöffnete Auge: „Es ist der Herr!"

Das gehaltene Auge! Es war nicht Glaubenslosigkeit oder Hoffnungslosigkeit, die der Jünger Augen hielt, daß sie es nicht wußten, daß der Herr der Herrlichkeit vor ihnen stand, derselbe, von dem sie doch erst vor wenigen Tagen erfahren hatten: Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Noch weniger war es Stumpfheit ihres inneren Empfindens. — Auch ein Petrus, auch ein Johannes wußten nicht, daß es der Herr war. Auch ihnen galt der in der Morgendämmerung am Ufer Stehende als ein Fremdling. Sie schauten nur mit dem natürlichen Auge, und das war keineswegs immer und überall geöffnet für das Uebernatürliche in der Erscheinung des Herrn, das er seit seiner Auferstehung an sich trug. Das Auge ist des Leibes Licht, sagt die Schrift. Erst in der Ewigkeit, wo auch unser Leib Licht sein wird, werden wir ihn schauen, „wie er ist." Hier auf Erden ist Helldunkel die Farbengebung auch für Gottes Kinder. Das Licht von oben fluthet wohl auch in dunkle Erdenthäler hin, ja es dringt an siebenhundert Fuß auch in den tiefen Schlund des Meeres hinein, aber es findet doch überall hienieden an Ort und Zeit seine endliche Begrenzung. Es ist ein großer Trost für uns, daß es auch von den Jüngern, und zwar nach der Auferstehung des Herrn, nachdem sie ihn zweimal geschaut hatten, nun da er sich ihnen abermal, zum dritten Mal, dort am Meer offenbarte, heißt: „Aber die Jünger wußten es nicht, daß es der Herr war."

Im Tagestreiben, im irdischen Leben, in den täglichen Geschäften des Berufs übersieht man ihn ja so leicht, auch wenn er vor oder neben uns steht. Wo Herz und Sinn naturgemäß nach der Außenseite des Lebens gehen, ist der innere Sinn leicht gehalten. Man sieht und sieht doch nicht. Das leibliche Auge sieht, aber das geistige ist oft gehalten. Man sieht den Herrn wohl auch, aber man weiß nicht, daß es Jesus ist. Man sieht in ihm nur einen Menschen wie alle anderen. Er gilt uns als ein Fremdling; denn man weiß nicht, daß es Jesus ist, der Helfer in aller Noth, der Heiland unsrer Seele.

Darüber zürnt er nicht. Nur daß man sich von ihm führen, verinnerlichen, Auge und Herz öffnen, aus dem Umkreise immer

wieder in den Mittelpunkt des Lebens, aus der Zerstreuung immer wieder in die Einheit, aus dem Geschwirr der Tagesstimmen immer wieder ins Ewige, das ist zu ihm, führen lasse. —

Und wie, wodurch geschieht dies? wie wird auch unser Auge geöffnet, daß auch wir ihn erkennen mitten im Leben, mitten in den Geschäften des Berufs?

Es ist gar tröstlich, daß schon mitten im Mangel, da sie nichts gefangen hatten, der Herr den Jüngern nahe steht, ob sie auch nicht wußten, daß es Jesus war. Erst die Hülfe verkündigt ihnen, daß der Helfer in aller Noth da ist; erst der Segen verkündet ihn, der allein segnen kann. Da sie einen großen Zug thaten, da sprach der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petro: „Es ist der Herr!" Johannes mit dem Adlerblick, weil mit dem Tiefblick der Liebe, erkennt den Herrn zuerst; aber auch er erkennt Jesu Person erst an Jesu Werk. Wohl sind die Jünger schon viel weiter am innern Menschen gekommen, wie bei jenem ersten wunderbaren Fischzug. Nicht braucht der Herr mehr zu ihnen ins Schiff zu steigen — er steht räumlich fern —; nicht brauchen sie seine Predigt zu hören, wie damals, „da er lehrte das Volk aus dem Schiff." Sie sind schon viel feinfühliger geworden für die Berührung mit dem Göttlichen, für die Heils- und Lebenserfahrung der Kinder Gottes: es ist der Herr! Nicht das Wort des Herrn, sondern sein Werk öffnet ihnen das Auge. Die christliche Heilserfahrung wird zur unmittelbaren Lebenserfahrung, ohne die das Wort Christi nimmer eine bereite Stätte bei uns finden würde. Wer der ist, den so Viele auch heute verworfen haben, der so oft auch vor unsern Blicken unerkannt steht; daß er nicht in dem Helldunkel menschlichen Meinens über ihn, nicht in der Halbdämmerung des natürlichen Erkennens dort stehen bleibe als ein Mensch, wie alle anderen, ja als ein Fremdling gegenüber unserm innersten Sehnen und Bedürfen; sondern daß es wie der erste Lichtstrahl der Frühsonne unser Auge trifft, wie ein elektrisches Fluidum mit unmittelbarster Gewißheit uns durch die Seele geht: es ist der Herr! der lebendige Christus Jesus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, der vor uns steht, der bei uns ist, der nimmer von uns läßt: das Alles erkennt man an dem,

was er Wunderbares für uns und an uns gethan hat und immer neu thut. —

So selig führt auf Erden Keiner,
So königlich belohnt nur Einer:
Es ist der Herr! —

Und da ist der Jünger, dessen Herz am tiefsten von der Liebe des Herrn berührt ist, auch mit dem Auge, auch mit dem inneren Sinn, auch in der Erkenntniß des göttlichen Waltens in den irdischen Dingen den andern immerdar voran. Gottes Kinder sehen mit dem Herzen. Irdische Dinge muß man erkennen, um sie zu lieben; himmlische Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen. Und dazu gehört vor Allem die Heilserkenntniß auch in allen irdischen Führungen des Lebens: es ist der Herr!

So wollen auch wir denn den Herrn um dies geöffnete Auge bitten, daß es auch von uns heiße: darnach offenbarte sich Jesus abermal seinen Jüngern an dem Meere. Ja am Meer und auf dem Meer wird Herz und Auge wunderbar geöffnet für die Erkenntniß: es ist der Herr! Gerade auf See wird die Seele wie selten sonst erhoben aus der Engigkeit irdischer Schranken, aus der engen Schiffskammer und dem engen Schiffsleben über das Endliche hinweg bis an die Grenze des Ewigen, zur heiligen Ahnung des Göttlichen. Gerade auf See wird's Einem gepredigt nicht mit Worten und doch überwältigend, tausendfältig bei Tag und Nacht, in schwersten wie in stillsten Stunden des Lebens: „Es ist der Herr!" Die See ist wie ein Wunderland, über das auch solch ein Helldunkel ausgegossen ist wie über unsern Text, so ein Hauch der Morgendämmerung von der ersten Schöpfung her, so ein geheimnißvolles Unberührtsein der großen Gottesnatur, so ein wunderbares Ahnen der Nähe Gottes selbst — so fern und so hoch und doch wieder so ganz nahe seine Wundergegenwart! — Fürwahr, wer hier nicht erkennt: es ist der Herr! dem wird Auge und Herz schwerlich je dafür erschlossen werden.

Und wenn wir dies auf unserer Seefahrt empfinden, was ist schließlich unser ganzes Erdenleben, als eine Reise zur Ewigkeit auf schwankem Kahn, im Helldunkel hienieden und doch schon in der ersten Morgendämmerung von oben. Selig, wer da weiß in allen und

allerlei Tagen und Lagen des Lebens: Jesus steht am Ufer. Ob auch Vieles wankt und schwankt unter uns und um uns her, ja in uns selbst, Er ist da, Er steht am Ufer, auf festem Land der ewigen Heimath, Er hat's schon versorgt. Er streckt uns schon seine Hand entgegen hier auf dem unruhigen Meere des Lebens, bis wir droben angelandet sind und es dann noch gar anders erkennen werden nicht im Glauben, sondern im Schauen: Es ist der Herr! Amen.

D. Richter.

30.

Jubilate.

Hindurch, weil hinan!

Evang. Joh. 21, 7.

Da Simon Petrus hörte, daß es der Herr war, gürtete er das Hemd um sich (denn er war nackend) und warf sich ins Meer. Amen.

Große Zeiten erzeugen und erziehen große Männer. Des Vaterlandes größte Noth war auch der Väter große Zeit, und wir blicken mit Bewunderung zu den ehrwürdigen Häuptern auf, den großen Führern unsres Volkes bis hin zu unserm alten, in Gott ruhenden Heldenkaiser. Vorwärts war ihre Losung, weil aufwärts ihr Sinn; allzeit voran, weil allzeit im Herrn! Des Vaterlandes Wiedergeburt stammt aus der Wiedergeburt des religiösen Sinnes in der Tiefe des deutschen Gemüths.

Auch die Jünger des Herrn sind zu großen Aposteln, zu Säulen der Kirche Gottes erzogen worden durch die größte Zeit, die es auf Erden gegeben hat, die Zeit der Erscheinung Jesu Christi hienieden. Petrus voran. Das Textwort: „Da warf sich Petrus in das Meer", zeigt nicht bloß einen ungewöhnlichen Menschen, der ungewöhnliche Wege geht, sondern mehr als das, einen ganzen Mann, von schnellem Entschlusse und feuriger Thatkraft. Fürwahr ein herrliches Vorbild für Jeden, der ein Mann sein will und das Herz auf dem rechten Flecke hat, nicht zum Wenigsten für den

Soldaten, für den Seemann. Es soll auch uns heute lehren, daß wir sie allezeit bewähren, die Doppellosung: Hindurch, weil hinan! Hindurch durch die Wogen, weil hinan von Ihm gezogen!

Hindurch durch die Wogen! Petrus wirft sich in das Meer, da das Schiff noch zweihundert Ellen, wie weiter erzählt wird, vom Ufer entfernt ist. Da er hört: es ist der Herr! duldet es ihn nicht länger im Schiff. Allzeit voran! ist die Losung des raschen Jüngers. Darum wirft er sich ins Meer, um schwimmend das Ufer zu erreichen und der Erste beim Herrn zu sein.

Das ist so recht ein Typus der Männer der That. Im Leben bedeutender Menschen, im Leben auch der Völker giebt es solche entscheidenden Augenblicke, solche bahnbrechenden Thaten, wo Allen unerwartet und von der Menge kleiner Geister unverstanden, Ungewöhnliches geschieht, ungewohnte Wege betreten werden, wo die Losung heißt: Hindurch durch die Wogen, auch gegen den Strom; wo die Kraft wächst mit den Hemmnissen, die sich ihr entgegenstellen. Da zeigt es sich, wer ein Schwächling und wer ein Mann ist.

Das Meer insonderheit erzieht und erprobt den Mann, auch den bedeutenden, den ungewöhnlichen Mann, weil nirgends mehr als hier Ungewöhnliches zu überwinden, Ungewöhnliches auch zu leisten ist. Das Meer macht frei. Wie klein kommen einem da alle die Zäune und Schlagbäume vor, welche Kleinlichkeit und Engherzigkeit und Selbstsucht zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet haben. Das Meer macht stark. Ein altes Volksmärchen erzählt von einem gespenstischen Ungeheuer, das dem Zurückweichenden nachgeht und dabei immer größer und schrecklicher wird, aber vor dem, der muthig darauf zugeht, sich immer mehr zurückzieht und zuletzt vernichtet zusammensinkt. Mit dem wachsenden Muthe der Seefahrer schwinden die Gefahren. Das schwellte des großen Kurfürsten Brust, als er die brandenburgische Flagge zuerst auf See hißte: „Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Muth; auch uns gehört die große wogende Meeresfluth.“ Das machte den großen Admiral de Ruiter zum löwenstarken Helden in zweiunddreißig Seeschlachten, zum größten aller Führer auf See, zum „Schirm und Schild des Vaterlands“, wie ihn sein dankbares Volk nannte, diese feurige Entschlossenheit, dieser kühne Wagmuth, der vor keinem Hinderniß zurückweicht.

Seine Büste ist in der Walhalla bei Regensburg, der deutschen Ruhmeshalle, aufgestellt, aber mehr noch, sein Bild lebt im Herzen eines jeden braven Seemanns fort. Das ist die Schule des Meers, in der große Männer erzeugt und erzogen worden. Das ist auch deutsche Stammesart. Ist es nicht, als ob unsere Altvordern, jenes reckenhafte, wagmuthige, thatkräftige Geschlecht der alten Wikinger immer wieder uns mahnte in dieser oft so kleinlichen Zeit, unter diesem oft so kleinen Geschlecht: Seid groß! seid fest! seid der Väter würdig! hindurch durch die Wogen! allzeit voran! nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein! —

Doch mehr noch und Größeres soll das Vorbild des Jüngers im Texte, soll das Wort uns lehren: „Da warf sich Petrus in das Meer." Das „Allzeit voran!" hat den Petrus noch keineswegs zum Führer der Apostel, zu dem Felsenmann gemacht, auf dem die Kirche Jesu Christi erbaut ist. Es muß das „Allzeit im Herrn und zum Herrn!" als zweite Losung, als Triebkraft in der Thatkraft hinzukommen. Es ist der Herr! das ist das Ziel, das ist der Regulator seines raschen Handelns, seines ungewöhnlichen Weges. Feuergeister sind keineswegs an sich schon gute Geister, sondern nur, wenn es auch von ihnen heißt: Christus, der Meister, heiligt die Geister. Ungewöhnliche Wege nach dem Urtheil der großen, das ist, der kleinen Menge sind nur dann rechte Wege, wenn sie von ihm eingegeben sind und zu ihm führen, der gesagt hat: Ich bin der Weg. Ungewöhnliche Menschen sind nur dann große Männer, wenn sie hinan zu ihm gezogen werden, der nicht bloß der Schönste, sondern auch der Größte unter den Menschenkindern ist, und ohne dessen heiligen und heiligenden Geist Ungewöhnliches nur Ungestaltes, vor Allem aber für die Menschheit Unfruchtbares ist.

Wie ist der Petrus in unserm Text auch hierfür ein herrliches Vorbild! Man spürt es ihm in jedem, auch dem kleinsten Zuge des Textbildes ab, daß er eigentlich nur eine Losung hat in dem „Hindurch! und Hinan!" nämlich die: „Wenn ich Ihn nur habe!" und „wo ich Ihn nur habe!" Wie ist er gewachsen seit jenem ersten Fischzug, der ihn zum Menschenfischer berief! Damals warf er sich nach dem reichen Fang Jesu zu Füßen: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch! Er sagt das in der Erkenntniß seiner

Glaubensschwachheit, in der Verwirrung seines Gemüthes ob des reichen Segens, den der Herr ihnen geschenkt hatte. Jetzt findet er alles Wunderbare in dem irdischen Segen so ganz natürlich; denn es ist der Herr! Damals war ihm zu Muthe, als könne er die Nähe des Heiligen nicht ertragen, jetzt ist er darüber hinweg. Wohl weiß er es und empfindet es doppelt nach seinem tiefen Fall: Ich bin ein sündiger Mensch; aber gerade darum ist es seine Losung, nicht: hinweg von ihm! sondern hin zu ihm, dem Sünderheiland! Er weiß es: Ich bin ein sündiger Mensch; aber gerade darum klammert er sich fest an den Herrn: Du weißt es, daß ich dich lieb habe. Da ist kein Wenn und kein Aber, kein Zweifeln und kein Versinken mehr, wie jenes Mal, da er dem Herrn über die Wogen entgegeneilen wollte. Nur eins ist in ihm das Allbeherrschende geworden, der Drang seiner Liebe zum Herrn. Darum: Hindurch durch die Wogen, weil hinan von Ihm gezogen!

Und siehe, wie ist seine Liebe nicht bloß so stark, sondern auch so zart, nicht bloß so fest, sondern auch so feinfühlig. Da Petrus hörte, daß es der Herr war, heißt es, gürtete er sein Hemd, den Fischerkittel, den er bei der Arbeit abgeworfen hatte, um sich aus Ehrfurcht vor dem Herrn, und also erst warf er sich in das Meer. Bei jenem ersten Fischzug war ihn ein Schrecken angekommen, wie das Evangelium erzählt. Jetzt hat die völlige Liebe die Furcht ausgetrieben, jetzt ist nur Ehrfurcht das zarte Kleid seiner Liebe zum Herrn. Das ist in dem großen Zuge des Jüngers nach außen ein feiner Zug nach innen, in dem raschen Handeln auch wieder ein bedächtiger Zug. Ueber Beidem aber steht mit leuchtenden Buchstaben: Darnach offenbarte sich Jesus seinen Jüngern an dem Meer.

Ja, das Meer macht nicht bloß frei und stark, sondern auch innerlich und sinnig, führt nicht bloß hinaus und hindurch, sondern auch hinein und hinauf, erzieht nicht bloß tapfere, sondern auch fromme Männer, nicht bloß Männer ohne Furcht, sondern auch Männer voll Ehrfurcht. Ein großer Mann kann nicht Jeder sein oder werden — behüte uns Gott davor! — wohl aber ein ganzer Mann, das heißt im Sinne unseres Textes und nach dem Vorbild des Petrus: ein tapferer und ein frommer Mann. Es kommen auch

im Leben des schlichten Mannes Augenblicke, Stunden der Entsagung, wo es gilt: Hindurch! und es nur eine Lösung aller Schwierigkeiten giebt: Hinan und hinauf zu ihm, dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens! Wagmuth draußen und Demuth drinnen dürfen für den Christen nicht getrennt sein. Das ist auch germanische Art. Deutsch sein heißt tapfer sein und fromm sein. Kühner Sinn und doch zarter Sinn, das ist Petri Sinn, das ist Christensinn, das soll auch Seemannssinn sein. Amen.

D. Richter.

31.

Cantate.

Der Werth schlichter Treue.

Evang. Joh. 21, 8.

Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiffe, (denn sie waren nicht ferne vom Lande, sondern bei zwei hundert Ellen,) und zogen das Netz mit den Fischen. Amen.

Das ist so recht ein anderes Bild, das der „andern“ Jünger in unserm kurzen, heutigen Textwort, als das des einen Jüngers, von dem wir in der vorigen Predigt hörten. Und doch trägt auch dies Bild wieder dieselbe gemeinsame Ueberschrift aller unsrer andächtigen Betrachtungen über unsere Textgeschichte: Darnach offenbarte sich Jesus seinen Jüngern abermal an dem Meer. Es sind zwei Züge in demselben Gesammtbilde, zwei Strahlen derselben Lebenssonne, und wir möchten neben dem Bilde des stürmischen Petrus, der sich in das Meer wirft dem Herrn entgegen, nimmer das Bild der andern Jünger entbehren, von denen es schlicht und gelassen im Texte heißt: Sie kamen auf dem Schiff und zogen das Netz mit den Fischen. Es ist so recht ein Mannschaftsbild, während das vorige ein Führerbild war, Mahnung und Trost zugleich für die Schiffsmannen, wie für die Mannen Jesu Christi: Nur treu! nur treu!

Den Werth schlichter Treue will uns der heutige Text lehren. Noch zeigt er uns nicht, wie selig schlichte Treue ist — das soll einer späteren Andacht vorbehalten bleiben —, heute wollen wir nur lernen, wie nöthig sie ist sowohl für die irdische, als für die ewige Ordnung der Dinge. Schlichte Treue ist nöthig, zeigt uns unser heutiges Gotteswort, um strikten Kurs zu halten und um stramme Arbeit zu leisten überall im Reiche Gottes. Das erste Wort eine Mahnung für die Schiffer, damit sie ans Ziel kommen; das zweite Wort eine Mahnung für die Fischer, damit sie nicht mit leeren Händen kommen.

Strikten Kurs innezuhalten ist für das Schiff und den Schiffer von der größten Wichtigkeit. Daß er seinen Pfad durch den unermeßlichen Ocean finde, dazu dient ihm der Kompaß. Daß er sich orientire auf der endlosen Wasserfläche, dazu helfen ihm die Gestirne, die Sonne am Tage, die Sterne in der Nacht. Nicht selten steuert der Matrose, welcher das Ruder handhabt, nach einem vorn aufflimmernden Stern; denn es läßt sich nach einem solchen der Schiffskurs trefflich innehalten.

Wer sein Ziel nicht fest im Auge behält, kann auch nicht rechte, stetige Wege ziehen auf der Lebensreise. Das Ziel war für die Jünger das Land — sie waren nicht fern vom Lande, heißt es im Texte —, und der Stern, der ihnen leuchtete und sie führte, war der Herr. Hin zum Herrn! das war ihr Kurs, und doch gerade darum „kamen sie auf dem Schiff“; denn was wäre aus dem Schiff geworden, zumal in der Nähe des Landes, wo die Riffe und Untiefen und Sandbänke sind, wenn sie Alle gleich Petrus sich in das Meer geworfen hätten. Freilich auch Petrus geht nicht eigene Wege, sondern nur ungewohnte und ungewöhnliche. Auch sein Weg durch die Wogen ist ein rechter Weg, weil in dem Herrn und zum Herrn. Aber — wie tief und schön ist es, daß daneben im Text steht: „Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiff“, das heißt, hielten stetig vorwärts die gewohnten Wege und den eingeschlagenen Kurs inne; denn was würde sonst aus dem Schiff und — vielleicht auch aus den Schiffern geworden sein! Der Herr muß eben beiderlei Arten in seinem Reiche haben, im irdischen, wie im himmlischen Beruf, bahnbrechende Geister und ruhige, bedächtige Geister, wenn nur derselbe

Heiland es ist, der Alle zieht und erzieht. Die Andern sollen den Einen nicht meistern, weil er ungewohnte Wege geht, und der Eine soll sich nicht über die Andern überheben, weil sie die gewohnten Wege nicht verlassen, wenn nur Beides im Dienst desselben Herrn steht. Der Petrus im Text ist weder ein Vorbild der Sonderlinge, noch die andern Jünger ein Vorbild der Dutzendmenschen, sondern Beide nur ein Abbild des Gotteswortes: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist! Auch die andern Jünger kommen gerade so zum Herrn wie Petrus, und beim Feiermahle kommt dieser jenen nicht zuvor. Darum: nur treu! nur treu! mahnt und tröstet unser Textwort auch die schlichten Menschen, auch die bedächtigen Naturen, auch die still gelassenen Seelen, die nicht zu denen gehören, welche „das Himmelreich mit Gewalt an sich reißen". Nur strikten Kurs gehalten gerade auf den Herrn zu, der Kompaß und leuchtender Stern zugleich ist: ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit! So wollen auch wir's uns gesagt sein lassen: die andern Jünger aber kamen auf dem Schiff; und wenn es auch manchmal scheinen möchte, daß Petrusnaturen uns zuvorkommen, und die Wege stiller Treue uns zu lang für unsere Ungeduld erscheinen möchten, getrost! wir sind nicht fern vom Land, und da steht der Herr und winkt und führt uns.

Gilt's auch noch manche Ruderschläge,
Getrost! wir sind auf rechtem Wege:
Es ist der Herr! —

Und diese goldene Erkenntniß, die uns vor Ungeduld, aber auch vor Kleinmuth bewahren soll, wird noch vermehrt durch das zweite Wort des Textes: Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiff und zogen das Netz mit den Fischen. Es zeigen uns diese letzten Worte, wie nöthig schlichte Treue ist nicht bloß für die Schiffer, damit sie ans Ziel, sondern auch für die Fischer, damit sie nicht mit leeren Händen kommen. Es gilt für den Seemann, auch für die Mannen Jesu Christi, nicht bloß strikten Kurs zu halten, sondern auch stramme Arbeit zu leisten; strikten Kurs, denn wir sind „nicht fern vom Lande", stramme Arbeit, denn es gilt, „das Netz mit den Fischen zu ziehen". Was hätte, so fragen wir wieder, nicht bloß aus dem Schiff, sondern auch aus den Fischen

werden sollen, wenn die andern Jünger sich gleich Petrus ins Meer geworfen hätten. Das Schiff wäre auf den Sand gelaufen; das Netz wäre an einem Riff zerrissen worden, und die Fische verloren gegangen.

Welch eine goldene Wahrheit enthält das große Gotteswort für alle die kleinen und großen Verhältnisse des Lebens! Was würde aus allen den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, was aus dem Hause, dem Staate, dem Reiche Gottes werden ohne das große und doch so schlichte Wort von treuer, stetiger, stiller Arbeit: „Und zogen das Netz mit den Fischen.“ Es zeigt uns die Arbeit als des Lebens Würze, als den Adelsbrief für Jesu Jünger damals und jetzt, ob im Purpur oder im schlichten Kittel. — Warum sind der Schäden so viele und große in unserm Volksleben? Gewiß, weil so Mancher, der vorangeht durch die Wogen, und so Viele, die nachkommen auf dem Schiff, nicht stetig und fest das eine große Ziel im Auge behalten: Zum Herrn! aber ebenso gewiß, weil so Viele die ehrliche, schlichte, stramme Arbeit, die unser kleines Vaterland groß und unser genügsames Volk zufrieden drinnen und angesehen draußen gemacht hat, gering schätzen und verlassen haben. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, das ist Erdenloos vom Throne bis zur Hütte; und darum das Reichwerdenwollen eine der größten Versuchungen gerade für unser Volk, das Goldfieber in den Adern so Vieler, das viel mörderischer ist und verheerender wirkt als das gelbe Fieber in den Tropen. Da soll uns das Textwort wieder an die schlichte, ehrliche Arbeit mahnen: „Und zogen das Netz mit den Fischen.“ Da soll uns die See, das harte, wortkarge, schlichte, wetterfeste, bedachte und bedächtige, arbeitsgewohnte Geschlecht der Schiffer und Fischer wieder mahnen: Nur treu! Verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu.

Und wird's auch manchmal uns noch sauer werden, getrost! wir sind „nicht fern vom Land“. Da steht der Herr, da winkt die Feierstunde nach der Arbeit. Darum nur treu!

Gilt's auch noch manchen schweren Zug,
Nicht fern vom Land: das sei genug!
Es ist der Herr! Amen.

D. Richter.

32.

Rogate.

Die Siegesbeute im Netz des Herrn.

Evang. Joh. 21, 9—11.

Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen geleget und Fische drauf, und Brot. Spricht Jesus zu ihnen: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt. Simon Petrus stieg hinein, und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundert und drei und fünfzig. Und wiewohl ihrer so viel waren, zerriß doch das Netz nicht. Amen.

„Nicht fern vom Lande" zeigte uns unsre letzte andächtige Betrachtung die Jünger. Die heutige führt sie und uns einen Schritt vorwärts, indem sie anhebt: „Als sie nun austraten auf das Land." Es war die bedeutsame Stunde der Heimkehr vor der Feierstunde des Mahls, welche uns die nächste Sonntagspredigt zeigen soll.

Heimkehr! Wir wissen, was dies Wort in sich birgt für den Schiffer, dessen liebste Musik es doch einmal ist, wenn die Ankerkette durch die Klüse rasselt im heimischen Hafen. Aber auch für den Fischer ist die Stunde der Heimkehr vom Fang hochbedeutsam. Wie schaut Alles aus nach den kleinen Segeln am Horizont, wenn sie näher und näher kommen! Werden sie, die Väter und Söhne und Kameraden mit vollen oder mit leeren Händen kommen? Das ist die große Frage, die Lebensfrage, die Alle bewegt; denn das Fischergewerbe ist ja der Lebensnerv für viele Tausende an der Küste. Und nun sind sie da; Alles steht um die Netze her und sieht auf die Beute, die heimgebracht wird.

Auch wir stellen uns um das große Schleppnetz, das jene galiläischen Fischer hinter ihrem Schiffe herziehen. Das Netz mit seinem Inhalt ist der Mittelpunkt der Betrachtung damals und jetzt, das Netz so voll — voll großer Fische, sagt der Text —, das Netz so fest: „und wiewohl ihrer so viele waren, zerriß doch das Netz nicht." So voll nach innen, so fest nach außen! Und wir spüren es auch hier wieder in diesem kleinen Zug der Geschichte: es

ist der Herr, der auch dadurch sich seinen Jüngern offenbarte an dem Meer. Es ist die Siegesbeute im Netz des Herrn, große Beute, sichere Beute, die seinen Jüngern damit vor Augen gestellt werden soll.

Große Beute! Es ist vor der Feierstunde bei Jesu Mahl die Freudenstunde, welche der Text uns zeigt, die Freudenstunde, wenn der Fang, ein guter, ja ein großer Fang, sicher ans Land gebracht wird. Man fühlt förmlich den Jüngern ihre Freude ab über dem Worte: „Das Netz war voll großer Fische", also daß sich Petrus nicht enthalten konnte, sie zu zählen, und Johannes nie diese Zahl vergessen hat: hundert und drei und fünfzig. Es schien ihnen Alles so wunderbar und doch wieder so natürlich. Für Gottes Kinder ist ja alles Wunderbare natürlich und alles Natürliche wunderbar; denn über Beidem steht geschrieben: Es ist der Herr! Es ist wie eine Weissagung auf den Segen, der den Menschenfischern in der Nachfolge des Auferstandenen beschieden sein sollte, Segensarbeit und Arbeitssegen wie im irdischen, so im himmlischen Berufe. Der Herr hatte es ja selbst ihnen im Gleichniß gesagt: Das Himmelreich ist gleich einem Netz, damit man allerlei Gattung fängt. Da schaut er schon als Abbild des unendlichen Meeres das große Völkermeer, die weite, wogende Menschenwelt, durch die er, der große Menschenfischer, sein allumspannendes Netz zieht, so wunderbar und doch so natürlich, drinnen „so viele" und draußen so fest: „dennoch zerriß das Netz nicht"; denn es ist der Herr, der mit seiner wunderstarken Hand es zusammenhält und dadurch sich seinen Jüngern abermal offenbaren will an dem Meer.

So viele im Netz des Herrn! und zwar nicht faule und todte Fische, die ein Ballast für das Netz sind, sondern lebende und große Fische, die mitschwimmen mit dem Schleppnetz. Wohl ist das Meer ein Riesenkirchhof, ein Massengrab, wie kein zweites, und doch für den, der es mit dem rechten Auge ansieht, eine Lebensstätte, wie keine zweite auf Erden. Es ist die Mutter und die Wiege alles Lebendigen, wie schon der Weise des Alterthums es genannt hat. Das gilt von der wunderbaren Fülle von Lebewesen, die es in seinem Schoße birgt, das gilt auch von der wunderbaren Fülle im Völkermeere, durch welche der große Menschenfischer sein Fangnetz zieht. So viele

darin! und doch vor ihm ist ihre Zahl gezählt, wie die Haare auf unserm Haupte.

Nicht wir haben dich erwählet,
Du selbst hast unsre Zahl gezählet
Nach deinem ew'gen Gnadenrath.

Und darum, wenn der Abfall von dem lebendigen Gott auch noch so groß ist, und der Elias-Kleinmuth manchmal auch die Besten überkommen möchte: Ich bin allein übergeblieben; es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele! — da steht es, das große Gotteswort, das nimmer hinfallen kann, von den sieben Tausend, die auch heute noch ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben, und unser Wort vom Netz des Herrn, das „voll großer Fische" ist.

Es kennt der Herr die Seinen
Und hat sie stets gekannt,
Die Großen und die Kleinen
In jedem Volk und Land.

Das ist die Erfüllung der Weissagung beim Propheten: Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben. Das macht Jesu Jünger immer wieder froh und stark in der Arbeit für den Herrn; denn die Beute ist groß, die Beute ist aber auch sicher.

Wiewohl ihrer so viele waren, heißt es im Evangelium, zerriß das Netz doch nicht. Was der Herr den Seinen schenkt, soll ihnen nicht wieder verloren gehen. Wunderbare Gottesfülle und doch wunderbare Gottesordnung, das ist die Signatur seines Reiches. So viele! und doch zerreißt das Netz nicht. Bei jenem ersten großen Zuge an derselben für sie so denkwürdigen Stätte am galiläischen Meer, da er sie zuerst zu Menschenfischern berief, erhielten sie zwar auch wunderbaren Segen von der Hand des Herrn; sie beschlossen eine große Menge Fische, heißt es; aber damals konnten und sollten sie den ganzen Segen noch nicht bergen. Zwar sanken die Schiffe darunter, so groß war der Fang; aber „das Netz zerriß", hieß es damals. Und hier nun das gerade Gegentheil: „Dennoch zerriß das Netz nicht." Wohl erkennt das Auge des Glaubens über beiden wunderbaren Fischzügen: Es ist der Herr! Aber dort ist es der Herr in Knechtsgestalt, am Anfang seines Erdenwirkens,

hier ist es der verklärte Herr am Ende desselben; der Herr, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Dort sind die Ordnungen seines Reiches und seiner Jünger auf Erden vorgebildet; Alles so echt menschlich: viel Zagen, aber auch viel Glauben; viel Sünde, aber auch viel Sünde vergebende Gnade, viel Sorge, aber auch viel Segen, also daß die Schiffe sanken, und doch — das Netz zerreißt: ein Bild der streitenden Kirche! Hier ist der unverlierbare, der Ewigkeitsgehalt des Reiches Gottes und der Jüngerarbeit dargestellt, als Ausblick schon in die triumphirende Kirche, als Vorklang schon von dem Triumphlied der oberen Gemeinde: dennoch zerriß das Netz nicht!

Ihr müßt ihn doch den Herren nennen,
Und alle Welt soll's noch erkennen:
Es ist der Herr!

Das ist tief erbaulich und hoch tröstlich für Alle, die am Netz des Herrn mitzuziehen haben, — und wer von uns Allen wäre an seiner Stelle nicht auch dazu berufen? —

Wohl ist die Arbeit oft gar sauer und enttäuschend. Kämpft doch auch der Fischer mit Entbehrungen aller Art, ja mit fast übermenschlichen Anstrengungen, wenn er die Schätze der Tiefe heben und das große Schleppnetz, das die Beute umschließt und dessen Zerreißen ein schwerer, oft unersetzlicher Verlust für ihn ist, sicher ans Land bringen will. Und doch zerreißt das Netz gar oft noch zuletzt; der Segen wird verschüttet, und der Fang oder doch ein Theil desselben geht verloren. — Wer hätte nicht ähnliche Enttäuschungen im Leben schon erfahren? Das ist Erdenloos auch für Jesu Jünger hienieden. Nur nicht die Hände darum in den Schoß gelegt! Schlimmer als faule Fische sind faule Fischer für das Netz des Herrn. Wohl wird es noch oft heißen für Jesu Jünger: Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich; aber da sollen wir des ganz gewiß sein, wir arbeiten nie vergeblich in der Nachfolge des Herrn. Was unser Ringen und Arbeiten, Mühen und Sorgen wirklich als Segen von der Hand des Herrn empfängt, das birgt ewigen Gehalt in sich, das ist unverlierbarer Besitz, das kann uns Niemand und nichts rauben, darüber steht das große, stille Gotteswort: „Und doch zerriß das Netz nicht."

Und wenn uns ob der Risse im Netz des Herrn hienieden oft tieftraurig zu Muthe werden möchte, wenn wir sehen, wie ungeschickte, eigenwillige und eigenmächtige Menschenhände, auch Jüngerhände, es bald rechts und bald links ziehen und zerren und daran reißen, also daß es zerreißen möchte und auch wirklich zerreißt: getrost! ob auch das Netz der Kirche Gottes auf Erden hier und da zerreißt, der Herr der Kirche hat sein eigenes, großes Fangnetz, und darüber steht geschrieben sein großes, stilles Gotteswort von der Gemeinschaft der Heiligen, von der verklärten Kirche, von der oberen Gemeinde: „Und doch zerriß das Netz nicht!“ Amen. D. Richter.

33.

Himmelfahrt.

Aufwärts die Herzen.

Evang. Luc. 24, 50—53.

Er führte sie aber hinaus bis gen Bethanien; und hub die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel. Sie aber beteten ihn an, und kehreten wieder gen Jerusalem mit großer Freude; und waren allewege im Tempel, priesen und lobeten Gott. Amen.

Unausrottbar liegt in der Seele des Menschen ein Trieb, der über die Erde hinausstrebt. Der aufrechte Gang, der des Menschen Angesicht emporschauen läßt in die Höhe, so daß es den Boden noch beherrscht, aber nicht mehr am Boden haftet, ist ein Abbild der Sehnsucht der Seele nach oben hin. Darum können wir auch niemals auf der Erde ganz heimisch, ganz glücklich werden. Selbst wenn es uns ginge, wie dem reichen Manne im Gleichniß, und wir alle Tage herrlich und in Freuden leben könnten, so wäre uns damit noch nicht geholfen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und wie viele leere und gebrochene Herzen klopfen auch hinter seidenen Gewändern. Und wer alle Weisheit besäße, die hier auf Erden zu erreichen ist, wäre dadurch noch nicht glücklich. Unser Wissen ist Stückwerk, unser Herz aber will etwas Ganzes haben. Ja, wer das Höchste fände,

was die Erde zu bieten vermag, ein Herz, das sich ganz ihm zu eigen giebt, und ein trauliches Heim, wo er ausruhen darf im Kreise der Seinen von des Tages Last und Hitze, — siehe, auch dieses Glück kann vergänglich sein, selbst so hohe Gaben tilgen nicht die Sehnsucht des Herzens.

Umsonst, kein Wort, sei's noch so groß,
Macht dich des tiefen Dranges los,
Den heißen Durst der Seele stillt
Kein Brunnen, der auf Erden quillt.
Du trägst, der Erde stiller Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt.

Unausrottbar liegt in der Seele der Menschen ein Trieb, der über die Erde hinausstrebt. Im Gleichniß hat es ein Dichter dargestellt. Er schildert einen Jüngling, der die Alpen erklimmt, in der Hand eine Fahne mit der Aufschrift: Noch höher hinauf! Ihn locken die Hütten, ihn warnen die Freunde, er kann nicht anders, er muß immer vorwärts: noch höher hinauf! Und als ihn die Mönche am Sankt Bernhard erfroren finden, da leuchtet Friede von seinem Antlitz,

Umklammert hielt fest die eisige Hand
Sein Banner, auf welchem der Wahlspruch stand:
Noch höher!

Noch höher hinauf! Aufwärts die Herzen! das ist auch Himmelfahrtslosung.

Aufwärts schauten die Alten zum blauen Himmelszelt empor, das sich über ihnen wölbte. Wie war es so glänzend, so hell und so schön wie ein leuchtend Gewand, das noch mehr Licht ahnen ließ! Da zog die Sonne ihre strahlende Bahn, und des Nachts, wenn Tausende von Sternen leuchten und funkeln, ward die Brust so weit, erfüllten das Herz Schauer der Ewigkeit. Dann ahnt die Seele die Nähe des Unnahbaren, da ist Unendlichkeit, Klarheit, Ewigkeit, da muß das ersehnte Land sein, da findet die Seele die Heimath, die Ruh, — nur der blaue Himmel kann Gottes Thron sein. So haben Jahrhunderte gläubig hinaufgeschaut und gehofft:

Ueber den Sternen, da wird es einst tagen,
Da wird dein Hoffen, dein Sehnen gestillt.

Aber die Menschheit wächst heran wie der einzelne Mensch. Da ich ein Kind war, sagt St. Paulus, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Es kam ein Tag, da löste sich vor dem mit dem Fernrohr bewaffneten Auge das blaue Himmelszelt in Luft auf. Die Sterne da oben, die ausgesehen hatten, als seien sie die Fenster einer besseren Welt, wurden selbst unendlich weit entfernte, mächtig große Welten. Wo ist nun der Himmel? fragten bange die Frommen. Wo ist euer Himmel? fragten siegesbewußt die Gottesleugner. „Ich habe mit meinem Riesenfernrohr den ganzen Weltraum durchforscht, einen Gott habe ich nicht gefunden," spottete selbst ein großer Gelehrter.

Sollte wirklich so leicht unser Glaube zu Schanden werden? Die Vorstellung, die früher die Menschen vom Himmel hatten, ist als irrig erwiesen, aber ist damit die Sehnsucht nach dem Himmel selbst etwas Falsches geworden? Ist mit solchem Wissen der Durst der Seele gestillt, die über dies irdische Leben hinausstrebt? Ist durch diese Entdeckungen, so groß sie auch sind, auch nur ein Herz still und ruhig geworden, das ängstlich pochte in Hoffnung und Furcht? Brecht diesen Tempel ab, — so hatte der Heiland einst auf seinen Leib zeigend prophetisch gerufen, — und ich will ihn in drei Tagen wieder aufbauen. Reißt den Himmel, wie ihn die Väter in kindlicher Unschuld dachten, herunter, ein neuer wird sofort an seiner Stelle erstehen. So lange noch eine Seele seufzt, ermüdet vom Staube der Erde, so lange noch ein Herz danach ringt, erlöst zu werden von den Fesseln der Sünde, so lange noch ein mühseliges, mattes Geschöpf stöhnt unter dem Druck von Jammer und Noth, so lange noch ein Mensch im Gebet danach strebt, Gottes Herzen zu nahen, so lange wird Niemand es vermögen, der Menschheit die Sehnsucht nach einem bessern Land, nach dem Himmel zu rauben.

Aber wo ist nun der Himmel, dieses bessere Land? Das blaue Himmelszelt ist es nicht, überhaupt kein Ort wie die Länder der Erde. Das ahnte schon der König Salomo, als er sprach im Gebet: „Der Himmel und aller Himmel Himmel vermögen dich, Herr, nicht zu fassen." Das zeigt uns deutlich das neue Testament, wenn es von der Stadt Gottes sagt: sie bedarf keiner Sonne noch des

Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie. Was den Himmel erstrebenswerth macht, ist allein die Nähe Gottes. Gott wohnt aber nicht in Tempeln mit Händen gemacht, Gott wohnt auch nicht an einem Orte der Welt, sondern er erfüllt die Welt, er trägt die Welt, in ihm leben, weben und sind wir, er ist hier wie dort, ist allgegenwärtig. Und er will gegenwärtig sein und wohnen in unsern Herzen. Hier, wo wir sind, wo wir sitzen und beten, hier ist der Himmel, denn hier ist Gott. Nicht erst, wenn wir gestorben sind, sollen wir in den Himmel kommen, nein, schon hier auf der Erde können wir ein Stück Himmel im Herzen tragen.

Nun verstehen wir erst, was Christi Himmelfahrt bedeutet, und warum wir in unserm Glauben bekennen: aufgefahren gen Himmel. Christi Ziel war erreicht, die Erziehung der Jünger vollendet. Seit er neben den Jüngern von Emmaus unerkannt gewandelt und sich ihnen scheidend geoffenbart, seit Thomas erfahren, daß sein Herr und Gott lebte, seit die Jünger gemerkt, daß er um sie war, auch ungesehn, seit er ihnen verheißen: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, seitdem hatten sie gelernt, nicht sehen und doch glauben. Darum war es auch nicht nöthig, daß sie ihn noch sahen. So kehrte er zurück zu der Herrlichkeit, aus der er gekommen, dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Er ist im Himmel, das heißt bei Gott.

Wo aber das Haupt ist, sollen die Glieder auch sein. Der Himmel ist und bleibt der Menschheit Sehnsucht, aber Christus öffnet ihn uns.

Weil er gezogen himmelan
Und große Gab' empfangen,
Mein Herz auch nur im Himmel kann,
Sonst nirgends Ruh erlangen.

Das ist der Christen selige Hoffnung: wir werden ihn sehen, wie er ist, und werden also bei dem Herrn sein allezeit. Nichts Anderes bedeutet es, wenn wir sagen: wir werden in den Himmel kommen.

Solch' einen Himmelssinn möge auch dies Himmelfahrtsfest in uns wecken. Mancherlei kindliche Anschauungen mögen fallen, aber der kindliche Sinn soll bleiben, der sich danach sehnt, in Zeit und Ewigkeit beten zu dürfen: Unser Vater, der du bist im Himmel. Amen.

Rogge.

34.

Exaudi.

Die Feierstunden im Jüngerleben.

Evang. Joh. 21, 9—14.

Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen geleget und Fische drauf, und Brot. Spricht Jesus zu ihnen: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt. Simon Petrus stieg hinein, und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundert und drei und fünfzig. Und wiewohl ihrer so viel waren, zerriß doch das Netz nicht. Spricht Jesus zu ihnen: Kommt und haltet das Mahl. Niemand aber unter den Jüngern durfte ihn fragen: Wer bist du? denn sie wußten es, daß es der Herr war. Da kommt Jesus, und nimmt das Brot, und giebt's ihnen, desselbigengleichen auch die Fische. Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbaret ward seinen Jüngern, nachdem er von den Todten auferstanden war. Amen.

Unser heutiges Textwort ist der Höhepunkt der ganzen heiligen Geschichte, die unsern Sonntagsbetrachtungen zwischen Ostern und Pfingsten zu Grunde gelegt worden ist. Wie der Tempel Gottes drei Räume hat, Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes, so schauen wir die Jünger zuerst „nicht fern vom Land", sodann „am Land" und nun heute „beim Mahl". Und wie durch eine vielgestaltige Symphonie sich wohl ein festgehaltener Grundton, eine durchgehende Melodie verfolgen läßt, die immer klarer, immer volltöniger heraustritt, so ist es hier mit der Jünger Beziehung zum Herrn. „Aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war", so hebt es leise an in der Frühdämmerung des Morgens. Danach das erste Aufblitzen der Erkenntniß: Es ist der Herr! Ob auch noch zweihundert Ellen fern von ihm, fern vom Land, dennoch das erste Erkennen des Glaubensauges, das erste Eilen des Fußes hin zu ihm — Petrus wirft sich

in das Meer, während die Andern nachkommen auf dem Schiff. Nun aber sind sie Alle beim Herrn vereint, und wie vollgesättigt von des Herrn Segen kehrt der Schluß der Erzählung wieder zum Anfang zurück: „Niemand aber unter den Jüngern durfte ihn fragen: Wer bist du? Denn sie wußten es, daß es der Herr war." — Ja, seliges Schweigen der Lippen, wenn das Herz übervoll ist und feiert in dem, der es geschaffen hat! Seliges Gezogen- und Erzogenwerden vom Nichtwissen zum Wissen: Es ist der Herr!

So wollen wir denn auf dieser letzten Station unserer Erzählung miteinander von den Feierstunden im Jüngerleben sprechen. Das Wort Jesu: „Kommt und haltet das Mahl!" sei der Mittelpunkt unserer Andacht. „Kommt!" das weist auf des Herrn freundliche Ladung; „haltet das Mahl!" das weist auf der Jünger volles Genügen hin. —

„Die Ruhetage verspart auf jene Zeit!" sagte uns die erste unserer Andachten aus dem Munde des nimmer rastenden und doch im Herrn stillen Grafen Zinzendorf. Nicht Ruhetage begehren wir für uns in der Nachfolge Christi auf Erden; wohl aber Erquickungszeiten, Feierstunden im Jüngerleben. Nach aller Mühsal der Arbeit, nach allem Hindurchdringen durch die Wogen, nach allem Ziehen am Netz ist es des Herrn freundliche Ladung selbst, die den Jüngern diese Feierstunde bereitet, die ihnen zuruft: „Kommt!"

Und seine Liebesweisheit ist um so größer hierbei, als er zu seiner Ladung: kommt zu mir! noch die andere hinzufügt: bringt auch ihr! „Bringt her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt!" Auch von dem Ihren sollen sie also hinzubringen, und — war doch auch Alles dies nur Gnadensegen seiner Hand! Was ist es, das wir nicht empfangen hätten von ihm, und doch wir sollen's und müssen's hinzubringen zu ihm, damit wir Leben und volles Genügen haben bei ihm und selig feiern können in ihm. Dem Stumpfsinn und der Trägheit des Herzens bleibt es verschlossen, auch wenn Jesus, der verklärte Herr, sich seinen Jüngern, wie oft am Lande, so hier nun abermal offenbart am Meer. Auch wir dürfen nicht bloß kommen in dieser heiligen Stunde auf des Herrn freundliche Ladung, sondern wir müssen auch etwas mitbringen von dem Unsern, zum Mindesten ein aufgeschlossenes Auge und ein

empfängliches Herz; sonst spüren wir nichts, auch gar nichts von dem Hauch der unsichtbaren Gottesnähe: Es ist der Herr!

Und so ist's im Christenleben überall. Alles Genießen in Jesu Lebensgemeinschaft ist Segensgeschenk und Segensarbeit zugleich; alles Feiern in ihm ein Kommen zu seiner Gnadenfülle und doch auch ein Mitbringen von dem Unsern, auf daß er uns die Freude mehre an der eigenen Arbeit und zu neuer Arbeit für ihn erziehe.

Es ist ein Stück seiner herablassenden Freundlichkeit, daß wir von dem Unsern mitbringen dürfen, damit wir Leben und volles Genügen haben in ihm. Kommt und haltet das Mahl! ruft er seinen Jüngern zu. „Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen gelegt und Fische darauf und Brot.“ Sie finden das Frühmahl nach Fischerweise schon von ihm bereitet, der wie ein Hausvater mitten unter ihnen waltet. Er hat's schon versorgt, noch ehe sie den Ertrag ihres Sorgens und Mühens hinzubringen. Er hat ihnen schon den Tisch gedeckt mitten in ihrer Arbeit. Seine Jünger haben immerdar in seiner Lebensgemeinschaft volles Genügen.

So freundlich ist auf Erden Keiner,
So herzbeweglich sorgt nur Einer:
Es ist der Herr!

Theilt er auch nicht selbst ihr Mahl; trennt auch die Schranke geheimnißvoller, himmlischer Verklärung ihn von dem Erdendasein, dem sie noch angehören, also daß sie ihn nicht zu fragen wagten: Wer bist du? sie durften ihn nicht fragen und — sie bedurften es auch nicht; „denn sie wußten es, daß es der Herr war“, der ihnen eine Erquickungsstunde für den Leib, eine unvergeßliche Feierstunde für die Seele bereitet hatte. —

Ob auch wir sie kennen, jene unvergeßlichen Feierstunden und Feierstätten für Jesu Jünger? jene Stunden und Stätten, über denen es wie ein ahnungsvoller Zauber, wie ein Hauch der Verklärung aus einer höheren Welt, wie der Morgenglanz der Ewigkeit liegt; jene Stunden und Stätten, wo die Seele nur stumme Zwiesprache hält mit dem, der sie selig macht, wo man nicht mehr fragt, sondern nur feiert; nicht mehr fragt den, der uns nahe ist, ganz nahe, ob auch unser Auge ihn nicht schaut: Wer bist du? sondern wo wir's wissen unmittelbar, ahnungsvoll und doch so gewiß als uns selbst:

Es ist der Herr! Du kannst dich fühlbar genug offenbaren, auch ungesehen!

Ja, es ist der Herr, der sich auch uns auf dem Meer geoffenbart hat. Wenn der Himmel in eine Fluth von Licht und Glanz getaucht schien unter den Strahlen der aufgehenden Sonne; wenn wir Länder sahen, die keinen Herbst und keinen Winter kennen, und wo die Blumen das ganze Jahr hindurch blühen; wenn unser Auge wunderbar herrliche Sternennächte schauen durfte, da feierte die Seele in ihm und durfte nicht mehr fragen: „Wer bist du? du, der meiner Seele so ganz nahe ist, sie ausfüllt wie nichts sonst, sie stille macht und stark, froh und friedevoll?“ denn sie wußte es, daß es der Herr war!

Unvergeßliche Feierstunden und Feierstätten dies, wo der Herr selbst seinen Jüngern sich offenbart an dem Meer und auf dem Meer!

Und wie hier, so ist unser ganzes Christenleben durchzogen von solchen Erquickungsstunden beim Herrn, solch tiefem Athemholen aus der Ewigkeit, wo die Seele ihre Schwingen ausspannt in der Nähe des Herrn, wie der Vogel sich wiegt in der Luft. Und wären es auch nur Augenblicke, es sind die unerläßlichen Feierstunden für Jesu Jünger im Drange der Alltäglichkeit, in der Mühsal des täglichen Berufs, im harten Kampf des Daseins. Wenn der Hausvater seine Kinder wie die Oelzweige um seinen Tisch her sammelt: Kommt und haltet das Mahl! und dann sein tägliches Brot segnet mit dem: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! wenn der Landmann seine Kappe beim Schall der Betglocke andächtig zieht: Segne unser täglich Brot, segne unser Thun und Lassen! wenn der Christ im Allerheiligsten des Tempels am Tisch des Herrn es wieder hört: Kommt und haltet das Mahl! und es durch seine innerste Seele zieht: Hilf, daß ich doch nicht vergebens, oder mir vielleicht zum Schaden sei zu deinem Tisch geladen! dann feiert die Seele in ihm, der ihr ganz nahe ist; dann lösen sich alle Fragen des Lebens, große und kleine, in der einen auf: Wer bist du? du, der sich meiner Seele herzlich angenommen hat, daß sie nicht verdürbe; du, der mich geführt hat wunderbar auf Schritt und Tritt, durch gute und durch böse Zeit, auch durch alle meine Sünden und Thorheiten hindurch? Und siehe, auch dieser einen Frage, in der alle Antwort beschlossen ist und alle Lebensräthsel

gelöst sind, bedarf es dann nicht mehr; denn in solchen Augenblicken und Stunden weiß man es: Es ist der Herr! der Herr, der mich geschaffen, der mich erlöst, der mich selig gemacht hat.

Dies soll das reife und reiche Ergebniß unserer Lebensarbeit und unserer Lebensführung, der schweren Zeit, vor Allem aber der Feierstunden im Leben, dies auch das unvergeßlich Bleibende unserer Sonntagsandachten auf See sein. Ueber allen soll leuchtend und unvergeßlich das eine große, erste und letzte Wort der Textgeschichte stehen: Danach offenbarte sich Jesus abermal den Jüngern an dem Meer. Niemand aber unter ihnen durfte ihn fragen: Wer bist du? denn sie wußten es, daß es der Herr war. Amen.

D. Richter.

35.

1. Pfingstfeiertag.

Menschen ohne Furcht und Tadel.

2. Timoth. 1, 7.

Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht. Amen.

Große und köstliche Gaben hat Gott der Herr in die Menschheit und in jedes einzelne Menschenherz hineingelegt, Gaben, mit denen wir die Erde beherrschen und den Weg zum Himmel finden können, Gaben, welche jeden Einzelnen fördern und die ganze Menschheit verbinden können. Keinem Menschen fehlen solche Gaben. Ob uns Gott Gesundheit des Leibes oder Kraft des Geistes, ob er uns geschickte Hände oder ein gutes Gedächtniß oder irgend welche anderen Gaben gegeben hat, wir tragen damit ein werthvolles Gut in uns, über dessen Verwendung wir einst Rechenschaft geben müssen. — Aber eine Gabe hat Gott der Christenheit gegeben, die überragt alle anderen an Werth und Bedeutung. Das ist jenes köstliche Geschenk, von dem das Pfingstfest uns heute erzählt, daß Gott seinen Geist über uns ausgegossen hat. Gottes Geist im Menschenherzen! Das ist eine

große, unfaßliche Gabe: Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnet?

So wollen wir denn heute miteinander betrachten die Pfingstgabe Gottes, den heiligen Geist. Unser Textwort zeigt uns deutlich, was der heilige Geist aus uns machen will, nämlich

Menschen ohne Furcht und Tadel.

Menschen ohne Furcht, denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft; Menschen ohne Tadel, denn Gott hat uns gegeben den Geist der Liebe und der Zucht.

Gott will, daß wir Menschen ohne Furcht sind. Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Ein Christ kann unverzagt sein, denn der Geist Gottes, der in ihm wohnt, ist ein Geist der Kraft. „Der in euch ist", sagt der Apostel Johannes zu seinen Christen, „ist größer, denn der in der Welt ist", es ist eben ein Geist der Kraft und Stärke, ein gewisser neuer Geist. Ist Gott der Allmächtige, der Schöpfer und Erhalter der Welt und unser Aller, größer und stärker als alles Andere, so kann auch sein Geist, wenn er in unserem Herzen wohnt, die Welt in uns und um uns bezwingen. Warum sollt ich mich denn grämen, hab ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen? Herr Gott, mache uns zu Menschen ohne Furcht, voller Kraft.

Sind wir solche Männer ohne Furcht? Als Soldaten und Seeleuten ziemt es uns, Männer ohne Furcht zu sein. Vielerlei ist es, was den Menschen Furcht und Schrecken einjagt oder sie ängstlich macht. Der Eine zittert schon vor geringen Schmerzen, der Andere bei dem Gedanken an den Tod, hier bangt Jemand vor einem Verlust, der ihm bevorsteht, und dort fragt ein Anderer bei Allem, was er vornimmt, ängstlich, was wohl die Menschen dazu sagen werden. Dieser fürchtet sich, offen seine Meinung auszusprechen, und Jener schweigt, weil ihn Jemand auslachen könnte. Tausend und abertausend große und kleine Dinge, die uns auf Schritt und Tritt begleiten, flößen gar Manchem Furcht ein. Da lehrt uns der Pfingstgeist, solche Furcht in den Herzen zu überwinden; denn er weckt in uns einen starken Glauben an Gott, der da kraftvoll und zuversichtlich spricht: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wer solchen Glauben hat, ist ohne Furcht, voller Kraft.

Ein Mensch ohne Furcht, voller Kraft, das möchte jeder brave Mann sein, aber damit ist es noch nicht genug. Auch der wilde Trotz ist ohne Furcht, und doch ist er nicht von Gott, sondern vom Teufel. Es giebt manche „Ritter ohne Furcht", die noch lange nicht „Ritter ohne Tadel" sind. Viele meinen ja, es gehöre zur rechten Furchtlosigkeit, daß der Mensch sich „austobe", wie der beschönigende Ausdruck lautet. Ohne Furcht und ohne Tadel, beides zusammen macht erst den rechten Christen. Das ist die Gabe, die Gott uns durch den Pfingstgeist verleiht, den Geist nicht der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.

Liebe und Zucht gehören unzertrennlich zusammen, wie der Gärtner den Stamm, den er am liebsten hat, am sorgfältigsten zieht. Liebe ohne Zucht ist nur Schwachheit, Zucht ohne Liebe finstere Strenge, aber wer Liebe und Zucht recht zu vereinen weiß im eigenen Leben, wie im Umgang mit den Anderen, den wollen wir einen Mann ohne Tadel nennen.

Liebe und Zucht gilt es zu vereinen im eigenen Leben. Es giebt eine falsche Eigenliebe, die ist der Fluch des Menschen und macht ihn zu allem Guten untüchtig. Aber es giebt auch eine rechte Eigenliebe, die gelernt wird in der Schule des heiligen Geistes, des Geistes der Liebe und Zucht. Die falsche Eigenliebe läßt dich nachsichtig sein dir selbst gegenüber, sie ist eine Liebe ohne Zucht. Hast du dich wahrhaft lieb, so wirst du lernen, Leib und Geist in Zucht zu halten. Der Geist der Pfingsten erschien an den Jüngern wie flammendes Feuer, zum Zeichen, daß er die Herzen reinigen will von aller Unsauberkeit und Bosheit, auf daß wir in Züchten unser Leben führen. Liebe und Zucht miteinander vereint machen allein den Menschen ohne Tadel.

Liebe und Zucht sollen auch unserem Verkehr mit den übrigen Menschen ihr Gepräge geben. Es giebt Menschen, die Alles nur mit Strenge machen wollen. Sie fahren Jeden an, der ihnen irgendwie mißfällt, und möchten am liebsten Jeden vernichten, der anderer Meinung ist wie sie. Das ist eine traurige Art mit Menschen umzugehen, da fehlt der Geist der Liebe, da wird darum auch auf die Dauer nichts erreicht. Aber eben so thöricht ist es, alle Schwächen unseres Nächsten immer nur mit dem Mantel der Liebe zu bedecken

und schwächliche Nachsicht zu üben, wo ernste Rüge mit Wort oder That am Orte ist. Das ist nicht im Geiste des Herrn, unseres Gottes, der sich einen eifrigen starken Gott nennt und doch gleichzeitig unser Vater im Himmel ist; das ist nicht im Sinne Jesu Christi, der ein lockendes Selig, aber auch ein drohendes Wehe über die Menschen zu rufen wußte. Herr, lehre du uns selbst durch deinen Geist Liebe und Zucht zu vereinen, mache uns zu Menschen ohne Tadel.

Die Pfingstgeschichte zeigt uns einen Mann ohne Furcht und Tadel in dem Apostel Petrus. Ohne Furcht that er seinen Mund auf vor den Juden, die eben seinen Herrn gekreuzigt hatten; voller Kraft verkündete er ihnen das Wort, also daß bei dreitausend Seelen gläubig wurden. Er redete zu ihnen voller Liebe, denn seine Worte gingen ihnen durchs Herz, wie Sankt Lukas erzählt, und doch fehlte es ihm nicht an Zucht, sondern er predigte ihnen mit vollem Ernste: Thut Buße! Woher nahm Petrus diese Macht? Er erhielt sie von dem Pfingstgeist, der ihn beseelte, der seinen Geist und seine Seele erfüllte. Ach, daß wir ihm ähnlich würden! Herr Gott, gieb auch uns deinen Geist, den Geist nicht der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht, damit wir rechte christliche Männer werden, Männer ohne Furcht und ohne Tadel! O heilger Geist, kehr bei uns ein und laß uns deine Wohnung sein! Amen. Rogge.

36.

2. Pfingstfeiertag.

Der Segen der Kirche.

Apostelgesch. 2, 42.

Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Amen.

Pfingsten ist der Geburtstag der christlichen Kirche. Ein Geist, der heilige Geist, kam herab auf alle Gläubigen, erfüllte ihre Herzen und band sie dadurch zusammen, daß sie nun eine Gemeinde waren, unzertrennlich vereint, wie die Glieder eines Leibes. So heißt es

ja auch in unserm Glaubensbekenntniß: „ich glaube an den heiligen Geist", und gleich darauf weiter: „eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche." Freilich, ihrer irdischen Gestalt nach ist die Kirche nicht so einig und rein geblieben, wie sie es am ersten Pfingsttage war. Sie hat sich gespalten in große Bekenntniß-Gemeinschaften, und Sekten sind von ihr abgesplittert. Gläubige und Ungläubige, wahre und Scheinchristen, Weizen und Unkraut sind heute nebeneinander in unseren Kirchen. Aber Jesus Christus kennt doch darin seine Glieder, und wo in einem Menschen auch nur noch eine Spur geistlichen und göttlichen Lebens ist, da ist er noch verbunden mit der Kirche Christi. Ihre treuen Glieder, ihre dankbaren und glaubensfrohen Kinder sollen wir sein. So wollen wir uns in dieser Feierstunde in Erinnerung rufen, was wir der Kirche an Gaben und Gütern verdanken.

Dabei denken wir zuerst daran, daß nur durch die Kirche die Botschaft von unserm Heiland auf uns gekommen ist. Wir besitzen und brauchen heute unsere Bibel, und es kommt uns selbstverständlich vor, daß wir sie haben, aber wir hätten sie nicht ohne die Kirche, besonders nicht ohne unsere evangelische Kirche. Von jenen ersten Christen am Pfingstfest wird erzählt: Sie blieben in der Apostel Lehre. Die Besten und Geeignetsten unter ihnen schrieben auf, was sie von den Aposteln über den Herrn gehört hatten. Die Gemeinden haben diese Schriften erhalten und gesammelt; die Gemeinden, die Kirche haben dann wieder die Spreu von dem Weizen gesondert; die Kirche hat die Bibel durch Abschriften und sorgfältige Behandlung durch Jahrhunderte hindurch gerettet; unsere evangelische Kirche hat Luthers köstliche Uebersetzung unserm deutschen Volke dargereicht; aus der Kirche sind die Bibelgesellschaften hervorgegangen, welche die heilige Schrift verbreiten bis in die kleinste Hütte, bis in das entfernteste Land. Daß heutzutage ein Jeder von uns in der Bibel forschen kann, daß uns von Kind auf das Bild unsers Heilandes in die Herzen gemalt ist, daß wir rechte Pfingsten im Geiste heute feiern können wie damals, das Alles verdanken wir der Kirche, vor Allem unserer evangelischen Kirche.

Der Kirche verdanken wir zum Andern die Erziehung zum Glauben. Als am ersten Pfingsttage Petrus seine große Pfingst-

predigt gehalten hatte, kamen bei dreitausend Seelen zum Glauben, und alle diese ersten Christen blieben im Gebet. Die Väter übergeben der Apostel Lehre, Glauben und Gebet den Kindern, und die Kinder den Enkeln. So lernen auch wir glauben durch die Erziehung unserer Kirche. Ehe wir selbst etwas ahnten und verstehen konnten von der Gnade Gottes, wurden wir in der Taufe liebend aufgenommen in die Gemeinschaft Gottes und seiner Kirche. Von Klein auf lernten wir im Haus von der Mutter, in der Schule vom Lehrer, in dem Gotteshaus inmitten der Gemeinde beten, Gott fürchten, lieben und vertrauen. Die Kirche ist die große Erziehungsanstalt für unser ganzes Volk. Weit breitet sie ihre Arme aus, um Alle zu umfassen. Kein Dorf ist so entlegen, kein Stadttheil so verrufen, daß nicht ihre Botschaft vom Heilande dahin gelangte. In alle Welt hinaus ziehen ihre Missionare, das Evangelium zu verbreiten; eigentlich sollte ein Jeder von uns ein Missionar sein, der durch keusches und reines Leben, durch Gottesfurcht und Bruderliebe zeigt, was es bedeutet, ein Christ zu sein, und der dadurch Andere für den Glauben gewinnt. Die große erzieherische Thätigkeit der Kirche wird um so besser geleistet, je mehr jedes einzelne Glied der Kirche sich erziehen läßt zum Glauben und Beten. So mahnt uns dieses Pfingstfest, daß wir jenen ersten Christen gleich werden und festhalten an der Apostel Lehre und am Gebet.

Und noch ein Drittes giebt uns unsere Kirche, Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, wenn wir nur gleich der christlichen Urgemeinde in Jerusalem „bleiben in der Gemeinschaft". Gemeinschaft halten ist etwas Köstliches, das wissen wir aus unserm Soldaten- und Seemannsleben. Wo treue Kameradschaft herrscht, und Einer dem Andern zur Seite steht, so gut er kann, da ist es eine Freude, miteinander eine Fahrt zu machen, da werden auch die schwersten Hindernisse überwunden. Kameradschaft giebt Halt in Versuchung, Kraft in Gefahren, Unüberwindbarkeit in jedem Kampfe. Solche Gemeinschaft auf der großen Lebensreise ist unsere Kirche. Von denen, die durch Jesu Blut und Tod theuer erkauft sind, gilt es: wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann. Wo der Pfingstgeist von den Herzen Besitz nimmt, kann freudig bekannt werden: Herz und Herz vereint zusammen, sucht in Gottes

Herzen Ruh. Wenn also ein Geist und ein Sinn die Herzen erfüllt, so erwacht alsbald auch die Liebe, jene Liebe, von der der Apostel lobpreisend verkündet: sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Laßt uns Gott danken in dieser Stunde und allezeit, daß er uns eine solche Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, daß er uns unsere Kirche gegeben hat.

„Sie blieben in der Gemeinschaft", heißt es von dem ersten Tage der Christenheit an bis auf den heutigen Tag. Auch wer räumlich von den andern Gliedern der Kirche getrennt ist, bleibt im Herzen mit den übrigen Gläubigen vereint. Vor dem Geiste der Pfingsten fallen alle Schranken. Menschen, die verschiedene Sprachen reden, verstehen einander; Menschen, die bisher jeder für sich, einsam, ihre Straße gezogen waren, wandeln nun zusammen; Menschen, die getrennt sind durch Hunderte von Meilen von ihren Lieben und Glaubensgenossen, bleiben vereint mit ihnen im Glauben und Gebet. So gehören auch wir unzertrennlich mit unserer Kirche zusammen. Und sind wir auch hier ohne Gotteshaus, ohne Geistlichen, einfach und schlicht versammelt auf unserem Schiff, wir sind und bleiben ein lebendiger Theil der großen Gemeinde, ein Glied unserer theuern Kirche. Vereint mit den Gebeten unserer Lieben daheim und der Gläubigen in der ganzen Welt, steigen unsere Bitten vor Gottes Thron, von dem Er herniederschaut als ein Vater auf seine Kinder, als ein Herr auf seine einige, allgemeine, christliche Kirche. Amen.

Rogge.

37.

Trinitatissonntag.

Die Herrlichkeit des Herrn.

Psalm 104, 1—2.

Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Amen.

Sonntag auf hoher See: redet da unser Herr nicht eine deutliche Sprache mit uns? Er hat uns „besonders vom Volk“ genommen, fern von unserm Volke, unserer Heimath, fern von dem Haufen derer, die heute zum Hause des Herrn wallen. Doch seine Hand ist überall. „Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“ So ist er mitten unter uns, zumal an diesem ihm geheiligten Tage, in dieser heiligen Stunde beim Schiffsgottesdienst. Zu Hause läuten jetzt die Kirchenglocken und braust der Orgelklang. Hier ist ein anderes Klingen und ein anderes Brausen um uns her. Und doch, es ist nur ein Grundton, der durch die Melodie geht, dort wie hier, nämlich: „Kommt, laßt uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat!“ Am heutigen Sonntag blickt die gläubige Gemeinde in dankbarer Anbetung zurück auf all die großen Wunder und Offenbarungen des dreieinigen Gottes. Hier auf hoher See umgiebt uns täglich, stündlich die Offenbarung, durch die der unsichtbare Gott von jeher den Menschenkindern seine ewige Kraft und Gottheit bekundet hat, also daß sie keine Entschuldigung haben, — das Wunderwerk seiner Schöpfung. „Lob Gottes aus dem Buche der Natur“ — so ist unser Textpsalm, der hundert und vierte, überschrieben, an den wir unsere schlichte Seemanns-Andacht an diesen Sonntagen, so Gott Gnade giebt, anknüpfen wollen. Denn wo lernt man solches Lob Gottes aus dem Buche der Natur besser, wo klingt es überwältigender: Lobe den Herrn, meine Seele! womit unser Psalm beginnt und schließt, als auf hoher See?

So wollen wir es denn aufschlagen, dies Buch, weil Gott selbst es uns aufgeschlagen hat. Die haben wahrlich nicht des Herrn Sinn erkannt, die da meinen, es thäte dies Buch Abbruch dem Buch der Bücher, dem theuren Gotteswort. Nein, es führt zu ihm hin; es ist nur der Vorhof zum Heiligthum, nur der Saum seines Kleides, das den ganzen Tempel füllt. Derselbe Gott, der in der Erlösung sein innerstes Herz uns aufgeschlossen hat, hat in der Schöpfung uns als seinen Kindern sein Haus aufgeschlossen. Aber nicht, damit wir an der Thür stehen bleiben, sondern damit wir herzutreten mit Freudigkeit zu seinem Gnadenstuhl. Derselbe Jesus, der

uns die Seligkeit des Himmelreichs verkündigt und gebracht hat, hat uns auch die Predigt von den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde gehalten. Derselbe Paul Gerhardt, der so tief wie kein Anderer das „O Haupt voll Blut und Wunden" und das „Befiehl du deine Wege" uns ins Herz gesungen hat, hat unserm Volk auch das unvergleichlich schöne Sommerlied im Gesangbuche geschenkt:

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Nun, so wollen auch wir ausgehen in dieser lieben Sommerzeit. Wir wollen einen tiefen Athemzug thun fern von dem ruhelosen Treiben und Brausen der Weltstadt, hier in der Stille am großen Herzen der Gottesnatur, damit wir an demselben wieder den Pulsschlag des großen Vaterherzens droben empfinden und nur eins durch unser Herz gehe, der Ton der Anbetung: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich."

Das ist das erste Blatt zum Lobe Gottes aus dem Buche der Natur: die Herrlichkeit des Herrn. Wenn irgend wo, so lernt man's auf dem Meer, was der Psalmist singt: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich. Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich."

Wie der ganze Psalm ein Echo des ersten Schöpfungswerkes Gottes genannt worden ist, so will es uns vorkommen, als ob Gottes Schöpfung hier, wo seine Wunder uns umstehen, uns ganz besonders thaufrisch und jugendschön und urkräftig vor Augen gestellt werde. Und unwillkürlich falten wir immer wieder die Hände: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt." Wenn man die Sonne ins Meer tauchen sieht, wenn man die Pracht des südlichen Sternenhimmels oder die Mitternachtssonne im hohen Norden schaut, da geht's wie ein Ahnen in uns auf von dem ersten jungen Schöpfungsmorgen und dem ersten Schöpfungswort des Herrn: „Es werde Licht!" Da versteht man's noch ganz anders, unser Psalmwort: „Licht ist dein Kleid, das du anhast"; und da

hebt's an, erst leise und dann immer lauter: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich."

Und dann ziehen die Gedanken immer weiter, und die Gebete steigen höher. Vom Vorhof geht's ins Heilige und ins Allerheiligste des Tempels Gottes hinein:

Wenn am Schemel seiner Füße
Und am Thron schon solcher Schein,
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Glanz und Wonne sein!

Aber freilich, man muß ein Auge haben für Gottes Wunder um uns her:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne würd' es nie erblicken.

Die Natur offenbart Gott, aber sie verbirgt ihn auch. Sie ist Gottes Buch; aber nur der kann darin recht lesen, der das Auge sich hat salben lassen durch den Geist aus der Höhe und der unter Gottes Kleid, das Licht ist, Gottes Herz schlagen hört, Ihn mit den Glaubensaugen schaut, der der Wunder größtes ist und der von sich selbst gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Dazu soll uns denn auch dieser Sonntag und dieser Schiffsgottesdienst wieder mahnen. Er soll uns wieder sagen:

Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ;

und die geht nicht unter; die scheint hell überall, auch in unsere Herzen hinein, auch wenn's trübe und dunkel draußen ist. Ja, „Licht ist sein Kleid", und wir dürfen nicht bloß wie Mose ihm hinten nach sehen, wenn er in seiner Herrlichkeit bei uns vorüberzieht, sondern er zieht uns hinauf und hinan zu sich, auf daß wir mit theilhaftig werden seiner Herrlichkeit. In der Kühle des Abends, wenn der Wind sich gelegt hat; in der Stille der Nacht, wenn er den Himmel ausbreitet über uns wie einen Teppich, mit ungezählten flimmernden Sternen übersäet, da gehen die Gedanken hinaus zur alten Heimath und hinauf zur ewigen Heimath, — denn „die Seele ist eine geborene Christin". Da schweigen die Leidenschaften, auch

die Sorgen und die Unruhe des Herzens, da wird's still in uns, ganz still. Da geht's wie ein Schauer der Ewigkeit durch unsere Seele, eine Vorahnung:

Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält!

Da strecken wir uns hinauf und hinan zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, die der Herr schon hier bereitet hat denen, die an ihn glauben. Und wenn wir dann im Geiste zurückschauen auf alle die Lebensführungen Gottes mit uns in guter und in böser Zeit, dann falten sich die Hände unwillkürlich immer wieder, dann erfahren wir's noch gar anders und tiefer: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich. Licht ist dein Kleid, das du anhast, Licht sind deine Wege auch mit uns und unserm Volke, und sie führen immerdar, ob auch durch manches Dunkel der Erdenwallfahrt, zu ew'ger Freud' und sel'gem Licht." Darum: Lobe den Herrn, meine Seele! Amen.

D. Richter.

38.

1. Sonntag nach Trinitatis.

Die Allmacht des Herrn.

Psalm 104, 1—4.

Lobe den Herrn, meine Seele! Herr mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich; du wölbest es oben mit Wasser; du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittichen des Windes; der du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen. Amen.

Wieder ist es Sonntag. Wieder wird uns das „Lob Gottes aus dem Buche der Natur" verkündigt. Und dies Buch ist nimmer zu trennen von dem Buche der Gnade, dem theuren Bibelbuche.

Das zweite Blatt aus jenem Buche haben wir heute vor uns, nach Gottes Herrlichkeit, die wir am vergangenen Sonntage schaueten, Gottes Allmacht. Aber ein Blatt hängt am andern; denn nur wer mächtig ist, der ist auch herrlich. Sonst wäre solche Pracht nur Flittergold und eitler Tand. Darum hängt auch unser heutiges Textwort naturgemäß am vorigen und hat beides nur eine Ueberschrift und eine Mahnung für uns: „Lobe den Herrn, meine Seele!"

Im Bilde eines Königs, mächtig und prächtig, sehen wir in unserm Psalm den großen Gott an uns vorüberziehen, auf daß es töne auch hier über den Wassern:

Großer Gott, wir loben dich;
Herr, wir preisen deine Stärke!

„Licht ist dein Kleid", ruft der Psalmist, „du breitest den Himmel aus wie einen Teppich und wölbest es oben mit Wasser. Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittigen des Windes. Du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen."

Auch unsere Altvordern liebten es, den Heliand, das ist den Heiland, also, als einen König mächtig und prächtig, als ihren König darzustellen und dem Herzen des Volkes nahe zu bringen. Christenthum und Deutschthum, Vaterlandsliebe und Religion waren bei ihnen innig miteinander verschwistert. Das Beides wollten sie nimmer voneinander trennen; denn Gott selbst hatte es in ihnen zusammengefügt. Nicht dem fränkischen Schwert, dem Geistesschwert des Friedenskönigs droben hatten sie sich gebeugt, und Ihn sahen sie darum als ihren Herzog, ihren Friedens-, auch ihren Heerkönig an. Sein Zion erschien ihnen in der Gestalt der Burgen mit hoch gehörnten Zinnen in den deutschen Wäldern; seine Apostel als reisige Recken um ihn her; seine Fahrten über den See als nordische Meerfahrten auf den geschnäbelten Schiffen. Das war schön und tief zugleich, weil aus der Tiefe der Volksseele geboren, die das Bibelbuch aus dem Buche der Natur herauslas und in dasselbe hineinlegte. —

Aber größer noch und gewaltiger ist das Bild des Psalmisten von dem

König, dem kein König gleichet,
Dessen Ruhm kein Mund erreichet.

Licht ist sein Kleid, heißt es im Psalm, der Königsmantel, den er um sich schlägt; der Himmel droben, die Veste, die da verkündigt seiner Hände Werk, seine Königsburg mit ihren stolz gewölbten Hallen; die Wolken sein Königswagen und davor als schnaubende Rosse die Fittige des Windes und um ihn her als seine Recken und Reisige, als seine Engel und Diener Sturmwind und Feuerflammen. Ja Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist auch sehr mächtig; dir ist keiner gleich weder auf Erden noch im Himmel.

O, wie lernt man das, wie studirt man diesen Text viel besser noch als in stiller Kammer und im Gewühl des Stadtlebens hier draußen auf dem weiten Meer; auf stiller See, vor Allem aber auf sturmbewegter See, wenn er selbst, der allmächtige Gott, auf den Wolken einherfährt wie auf einem Wagen, auf den Fittigen des Windes einherbraust, und Sturmwind und Feuerflammen verkündigen:

Gott ist gegenwärtig;
Lasset uns anbeten!

Wie wird man da so klein vor dem Herrn! Siehe, Herr, es ist nur ein Schritt, nur eine morsche Planke, und wäre das Schiff noch so stattlich und fest, zwischen mir und dem Tode! Nur eine Blume auf dem Felde, ein fallend Laub der Mensch auch in aller Macht und Pracht der Erde, auch in strotzender Jugendfülle und Lebenskraft; nur ein Atom im All, ein „Tropfen am Schöpfeimer“ vor dem, der in den Feuerflammen zuckender Blitze wie in Frakturschrift vor uns hinschreibt: „Ich bin der allmächtige Gott!“ und im Sturm uns gewaltig predigt: „Wandle vor mir und sei fromm!“

Ja, klein wird man da vor dem allmächtigen Gott und doch so groß; demüthig wird man da und doch so muthig, so hochgemuthet. Das Meer erfordert ganze Leute, wo jeder Zoll ein Mann ist, jede Fiber sich anspannt in harter Arbeit, verantwortungsvollem Beruf, und doch das Herz still und fest in Gott bleibt. Denn siehe, der da einherfährt im Sturmesbrausen, das ist nicht der Verderber der Leute, das ist mein Herr und mein Gott, das ist mein lieber

Vater, das ist „unser Vater im Himmel". Da steht dies Wort „Vater" im ersten Glaubensartikel zwischen dem Anfang: „Ich glaube an Gott" und dem Schluß: „den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden". Da steht's mitten inne, gleich als ob es sagen wollte: „Du thöricht Menschenkind, was zagst du? das ist ja doch mein Innerstes, das Herz in meinem Herzen, daß ich dein Vater bin, und darum an mein Herz gehörst du. Da bist du sicher und geborgen, das ist der beste Ankergrund und der sicherste Anker zugleich. Die Ankerkette reißt nicht, auch wenn es draußen noch so sehr brandet und stürmt."

Das ist die Allmachtspredigt des Meeres; das ist schlichte Seemannsfrömmigkeit.

Und wiederum gehen die Gedanken hinaus zu unsern fernen Lieben und hinauf zu unserm lieben Gott: „Lobe den Herrn, meine Seele! Wer bin ich, Herr, und was ist mein Haus, daß du uns bis hierher gebracht hast!" Und wir schauen auf zu den Wolken und erkennen darüber den, der auf den Wolken fährt wie auf einem Wagen und einhergeht auf den Fittigen des Windes; und wir falten die Hände:

Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Da wird man still und fest und sehr getrost und befiehlt ihm alle seine Wege. Da weiß man's, wenn es auch stürmt und tobt, blitzt und kracht in unserm Leben: im Sturmwind ist der Engel des Herrn, und der lagert sich um die her, die ihn fürchten; und auch die flammenden Blitze sind nur seine Diener, ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit.

Und wir, die Kinder des Neuen Testaments, sind noch viel seliger daran als die Frommen des alten Bundes. Wir schauen mit den Glaubensaugen im Sturm und Ungewitter nicht bloß Gottes Engel und Diener, sondern seinen eingeborenen Sohn, ihn selbst, der immer noch auch über Meereswogen zu uns kommt und uns seine allmächtige Hand entgegenstreckt: „Du Kleingläubiger, warum zweifelst

du?" der immer noch den Wind und das Meer bedräuet — da ward es ganz stille!

So soll's denn auch sein an diesem Sonntag, in dieser stillen Stunde; so soll's auch bleiben unser Leben lang. Wir wollen in schlichter Seemannsfrömmigkeit fest auf ihn vertrauen, und wenn er mit uns redet in Sturm und Wetter draußen oder drinnen, ja wenn es mit uns gar aus scheint, und sich der Stoßseufzer auf unsere Lippen drängt: „Herr, in meiner letzten Noth laß mich nicht versinken!" — dann wollen wir unsern Psalm nicht vergessen, daß er es ist, unser lieber Gott und Vater, der einherfährt auf den Wolken und über den Wogen, der uns hält mit seiner starken Hand, ob gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, in dessen Vaterhand wir liegen und fallen. Er bringe uns in den sichern Port. Er führe uns freundlich zurück in die irdische und dereinst hinauf in die ewige Heimath. Dort werden wir nach allen Stürmen und Anfechtungen dieser Zeit die Wunder seiner Allmacht noch ganz anders erkennen und seine rettende Liebe noch ganz anders rühmen und preisen, als hienieden mit dem alten Schifferliede:

Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen,
Lassen, großer Schöpfer, dir
Unser Lob erschallen;
Lobet ihn mit Herz und Mund,
Lobet ihn zu jeder Stund!
Christ, Kyrie, ja dir gehorcht die See!

Lobe den Herrn, meine Seele! Amen.

D. Richter.

39.

2. Sonntag nach Trinitatis.

Die Güte und Weisheit des Herrn.

Psalm 104, 24.

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Amen.

Ein Kirchenvater hat die heilige Schrift mit einem Strome verglichen, durch den an einigen Stellen ein Lamm waten könne, während an anderen auch ein Elephant schwimmen müsse. Er will damit die wunderbare Verbindung von Einfalt und Tiefe in Gottes Wort andeuten. Und die gewahren und erfahren wir gerade in unserem heutigen Textworte, das uns zum dritten Male das „Lob Gottes aus dem Buche der Natur“ vorführt, indem es uns Gottes Güte und Weisheit in seiner Schöpfung zeigt. Wir haben ja wohl alle als Kinder des ehrwürdigen Gellert schöne Lieder gelernt:

> Gott, deine Güte reicht so weit,
> So weit die Wolken gehen!

und das andere:

> Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
> Die Weisheit deiner Wege,
> Die Liebe, die für alle wacht,
> Anbetend überlege,
> So weiß ich, von Bewund'rung voll,
> Nicht, wie ich dich erheben soll,
> Mein Gott, mein Herr, mein Vater.

Und doch sind das Alles ja nur abgeleitete Bächlein von dem großen Gottesstrome der heiligen Schrift, und da wollen wir heute ein Jeder noch einmal in seiner Schiffskammer unseren herrlichen Textpsalm vom 10. bis zum 30. Verse still nachlesen, alle die Verbindung darin von Einfalt und Tiefe, von großartiger Naturmalerei

und liebender Versenkung auch ins Kleinste dieses großen Schöpferhaushalts, alle die Wunder der Tiefe und der Höhe, der Erde und des Meeres, über denen wir mit dem Psalmisten unsere Hände heute falten: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ Ja Einfalt und Tiefe! Der große Gelehrte mit seiner Freude an dem Wunderbau des Weltalls und das Kind an der Mutterhand mit seinem Jauchzen über Blumenduft und Lerchensang im Frühling, sie erfahren es beide, obwohl in ganz verschiedener Weise: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“

Und doch rühren sie beide nur am Saum des Kleides unseres Gottes wie auch der Psalmist, so lieblich seine Worte und so groß seine anbetende Freude ist. Derselbe Gott, der als der Allmächtige hoch auf den Wolken des Himmels einherfährt, auf den Fittigen des Windes, im Brausen des Sturmes, im Zucken der Blitze, läßt, wie der Psalmist sagt, „Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche, und die Vögel des Himmels kommen und singen unter den Zweigen. Er feuchtet die Berge von oben her und macht das Land voll Früchte. Er bringt Brot aus der Erde, zu stärken den Menschen, und den Wein, zu erfreuen des Menschen Herz. Die Erde ist voll seiner Güter und das Meer, so groß und weit, wimmelnd von großen und kleinen Thieren, und darüber hin gehen die Schiffe, und darinnen freuen sich zahllose Creaturen. Es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit.“ Ja, Wunder des wunderbaren Gottes überall! Wohin unser Auge schaut von dem Grase auf dem Felde, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, bis zu den Libanons-Cedern: alle die zahllosen Kostgänger an des reichen Herrgotts Tafel, und ein Jedes findet, was es bedarf, zu seiner Zeit. Wunder der Höhe: alle die Sternenwelten in lichter Pracht, vom nordischen Himmel bis dort zum leuchtenden Kreuz des Südens; alle die Nebelflecke droben am Firmament sich auflösend in ein unermeßliches Sternenheer, und alle geordnet nach ewigem, weisem Gesetz. Wunder der Tiefe: das Meer so groß und weit mit seinen wunderbaren Farbentönen, von seinem wimmelnden Leben auf der

Oberfläche bis auf die Korallenäste hinab auf seinem stillen Boden. Ja, Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Und sollte das Alles nicht eine laute Predigt von Gottes Vatergüte und Schöpferweisheit auch für uns und über uns sein? Hat dem Propheten Jonas der Kürbis vor Ninives Thor eine eindringliche Predigt gehalten, wie sollte der Seemannsberuf, der uns in alle Fernen der schönen Gotteswelt führt, uns nicht Gottes Wunderweisheit erkennen lassen und uns auf die Kniee zwingen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Gerade da erkennen wir's im Anschauen der schönen Gotteswelt, daß der Weltlauf kein bloßes Rechenexempel ist, und die Weltregierung nicht bloß abläuft wie das Räderwerk einer Uhr. Da waltet überall kein blindes Ungefähr und keine starre Nothwendigkeit, die dies Alles ins Dasein gerufen hat und erhält: nein, da ist Fülle, da ist schöpferischer Reichthum, da ist vollendete Schönheit, Güte und Weisheit; Summa: da ist Gott, Gott nicht in der Natur, sondern über der Natur, ein persönlicher, allwaltender, alliebender Gott und Vater, der sie ins Dasein gerufen hat, die Myriaden von Geschöpfen: „Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub, du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen.“ Und dieser Gott hat in den Wundern der Schöpfung als das größte den Menschen geschaffen nach seinem Bilde, als den Mittelpunkt aller Wunder der Höhe und der Tiefe, der Erde und des Meeres; und der ist auch mein und dein lieber Gott und Vater, der mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält, der mich auch mit aller Nothdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget, wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem Uebel behütet und bewahret, der uns nicht bloß geschaffen, sondern auch erlöst hat in dem, der da heißet: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst; dessen Wunderweisheit und Wundergüte, dessen Wunderwalten über einer

ganzen verlorenen Welt noch viel herrlicher und seliger ist als über der geschaffenen Welt.

Wer das weiß, der faltet noch gar anders die Hände: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ der schaut noch gar anders um sich und über sich in dieser schönen Gotteswelt, der sieht überall Wunder seiner Güte und Weisheit, wo ein Anderer nichts sieht und nichts sucht als — Natur; der sieht überall die Fußspuren Gottes, der hienieden wandelt wie dereinst im Garten Eden, im Paradiese.

Und siehe, alles Vergängliche ist ja nur ein Gleichniß. Wer mit den rechten Augen diesen Wunderbau der Schöpfung schaut, der sieht überall schon das Leben des Geistes, ja die obere Welt, eine ewige Schönheit, Güte und Weisheit hervorleuchten. Der sieht an den „Brunnen, die in den Gründen quellen“, an den Bergströmen, die in die Tiefe der Fjorde hinabstürzen, Ihn vor sich, der uns das Wasser giebt, das ins ewige Leben quillt. Dem zeigt „das Wild, das seinen Durst löscht“, das Bild seiner eigenen Seele, die da dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser. Der singt mit den „Vögeln, die unter den Zweigen sitzen“. Der wird satt über dem Brot und froh über dem Wein dieser Erde; aber es weist ihn aufwärts zu dem lebendigen Brote, das vom Himmel gekommen ist, zu dem Herrn, der die rechte Speise und der rechte Trank für Alle ist, die nach ihm hungern und dürsten. Der schaut anbetend wie um sich, so in sich, so ins eigene Leben hinein: „Du hast es Alles weislich geordnet!“ und lernt dadurch Gehorsam in Gottes Führung:

Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt;
Wo du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit.

So wird uns die Erde in aller ihrer Schönheit doch nur „ein kleiner, ein dämmernder Stern“, nur ein Vorhof der ewigen Heimath der Seele.

Ach, denk ich, machst du's hier so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden;
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden!

Ja, da werden wir noch gar anders vor den Wunderwegen und der Wunderweisheit Gottes anbetend stehen. Da wird es noch gar anders klingen aus unserem Herzen und von unseren Lippen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Lobe den Herrn, meine Seele! Amen. D. Richter.

40.

3. Sonntag nach Trinitatis.

Die Heiligkeit des Herrn.

Psalm 104, 31—35.

Die Ehre des Herrn ist ewig; der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken. Er schauet die Erde an, so bebet sie; er rühret die Berge an, so rauchen sie. Ich will dem Herrn singen mein Leben lang, und meinen Gott loben, so lange ich bin. Meine Rede müsse ihm wohlgefallen. Ich freue mich des Herrn. Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden, und die Gottlosen nicht mehr sein. Lobe den Herrn, meine Seele! Hallelujah! Amen.

Das ist nun das letzte Stück unsers Geleitpsalms, das wir betrachten wollen. Die Heiligkeit des Herrn stellt es uns vor Augen, zuletzt und nicht am letzten. Das ist der letzte Akkord des: Lobe den Herrn, meine Seele! das wie eine große Symphonie vieltönig und vielstimmig durch ihn hingeht, der Schlußakkord der großen Melodie, der ebenso ausklingt am Ende, wie er anhebt am Anfang des Psalms. „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich", so hob er an, und: „Herr, mein Gott, du bist sehr heilig", so klingt er aus. Und damit führt er uns wie auf den Stufen der Jakobsleiter von der Erde gen Himmel, von dem Buche der Natur zum Buche der Gnade, von den Wundern der Schöpfung zu den größeren Wundern der Erlösung, von den weiten Hallen des göttlichen Haushalts hienieden, in denen Millionen Geschöpfe, der Mensch voran, seiner

Freundlichkeit, Güte und Weisheit sich freuen, zu den Hallen des großen Gottestempels droben, wo auch Cherubim und Seraphim vor Ihm sich bücken und Ihm ihr Lied erschallen lassen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr; alle Lande sind seiner Ehre voll."

Das ist der Gang unsers Psalms von der Herrlichkeit zur Heiligkeit Gottes, wenn er sagt: „Die Ehre des Herrn ist ewig; der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken. Er schauet die Erde an, so bebet sie, er rühret die Berge an, so rauchen sie. Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden, und die Gottlosen müssen nicht mehr sein." Nur wer Gottes Heiligkeit sich also hat recht durchs Herz gehen lassen und damit auch an seine eigene Heiligung sich hat mahnen lassen, der kann in das Hallelujah, in welches der Psalmist am Schluß alle die Wunder Gottes ausklingen läßt, aus vollem Herzen einstimmen: „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin." Das „Hallelujah feine" kommt nur aus einem reinen Herzen, das Gott schaut in sich und darum auch um sich her überall.

Das Meer im Sturme spiegelt nicht
Der Sonne glänzend Angesicht.

Sollte das nicht der Seemannsberuf ganz besonders lehren? Fern von der Heimath und der Heimathskirche, fern von Vater und Mutter, Vaterhaus und Vaterland, täglich in harter Arbeit, oft im Ringen mit den entfesselten Elementen, oft nur ein Spielball derselben: da lernt man's, was es heißt, seiner Eltern gefaltete Hände als eine Segensmacht über seinem Haupte auch in der Ferne zu wissen; da lernt man's auch, Gott allezeit vor Augen und im Herzen zu haben, weil man täglich und stündlich in seine Hand sich gegeben weiß. Darum scheiden sich gerade im Seemannsberuf mehr als in den meisten anderen Berufen Gottesfürchtige und Gottlose, fromme Menschen und — rohe Menschen. Darum wollen wir es heute mit rechtem Ernst hören, was der Psalmist sagt: „Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden, und die Gottlosen nicht mehr sein", und wollen uns recht prüfen vor ihm, der heilig ist und auch ins Verborgene sieht, ob er auch Wohlgefallen habe wie an seinen, so an unseren Werken. Da beugen wir uns wohl Alle vor ihm: „Herr, gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch!" und

danken ihm, daß er es noch nicht gar aus mit uns sein läßt auf Erden und uns erlöst hat durch das Blut Jesu Christi; daß er uns rein wäscht von allen unseren Sünden und uns in ihm „täglich reichlich die Schuld verzeiht“.

In der Frauenkirche in Kopenhagen ist Thorwaldsens unvergleichlich schönes und hehres Marmorbild des Auferstandenen mit dem Friedensgruße auf den Lippen und den zur freundlichen Ladung erhobenen Segenshänden, gleich als ob er sagen wollte: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid! Da kam einst einer von den Vielen, die jenes herrliche Werk betrachten wollen; aber er konnte nicht den rechten Standort finden, um es ganz zu erfassen. Er betrachtete es aus der Nähe und aus der Ferne, aber es wollte sich ihm nicht erschließen, bis er es versuchte, auf der kleinen Kniebank zu den Füßen des Auferstandenen niederzuknieen. Da erst, als er ihm von unten in das mild herabgebeugte Antlitz schaute, ging's ihm wie eine Offenbarung auf, das: Friede sei mit euch! Kommet her zu mir, ich will euch erquicken! — Den Sünderheiland in seiner ganzen Tiefe und Schöne, Herrlichkeit und Heiligkeit lernt man erst kennen, wenn man vor ihm sich recht beugt. Das Hallelujah wird auch bei uns gerade so wie im Psalm aus dem Kyrie geboren.

Und da sollen die Berge Gottes uns noch ganz besonders auf die Kniee ziehen. Die Berge sieht der Psalmist als die Zeugen der Heiligkeit Gottes um sich her stehen. Der Herr rühret sie an, sagt er, so rauchen sie. Ja, Morija und Tabor, Sinai und Golgatha, sind das nicht im Alten und im Neuen Bunde die rauchenden Altäre des heiligen Gottes, der seinem Volke zuruft: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!? — Nun, heilige Berge giebt's nur im heiligen Lande, und doch, wenn wir unsere Augen draußen im fernen Land oder droben im Wunderland des Nordens aufheben zu den Bergen mit ihrer hehren, unberührten Schönheit, ihren ragenden Schneegipfeln droben und lachenden Matten am Fuß, ihren zahllos rinnenden Bächlein und tosenden Bergströmen, ihrer stillen Majestät und unvergleichlichen wechselnden Farbenpracht: kommt's da nicht auch wohl über uns, als ob der Herr selbst sie berührt und zu Altären seiner heiligen Majestät und majestätischen

Heiligkeit geweiht hätte? Ist's uns da nicht, als ob sie uns zu seinen Füßen auf die Kniee zögen, und daß es uns, wenn wir in ihr Anschauen versenkt sind, immer wieder überkommt wie jenen Reisenden in der Frauenkirche:

Wenn am Schemel seiner Füße
Und am Thron schon solcher Schein,
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Glanz und Wonne sein!

Und mit diesem Eindruck wollen wir scheiden von diesem Sonntag und von unserem großen Gotteswort. Das Lob Gottes aus dem Buche der Natur hat es uns in diesen stillen Andachtsstunden gezeigt, das Lob des herrlichen, des mächtigen, des weisen, des heiligen Gottes: vier Blätter aus demselben Buch, aber nur ein Einband und eine Ueber- und Unterschrift: „Lobe den Herrn, meine Seele! Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin.“ Ja, wir wollen ihm danken, daß er uns bis hieher behütet hat auf unseren Wegen und die Unsern daheim, und daß wir die Wunder seiner Größe haben schauen dürfen. Wir wollen ihm danken mit dem besten Danke, nicht bloß dem Lobe unserer Lippen, sondern dem Danke unsers ganzen Lebens, indem wir immer tüchtiger im Beruf, immer frommer und geheiligter vor ihm werden.

Thalatta, Thalatta! das Meer, das Meer! so riefen jene zehntausend Griechen freudetrunken nach aller Mühsal und allem Kampf des langen Zuges durch Kleinasien; denn sie wußten, das Meer war ihre Heimath, und das Meer brachte sie zu ihrer Heimath. Das Meer, das Meer! so wollen auch wir rufen; denn ob auch in ganz anderer Lage, das Meer hat's auch uns angethan wie jenen, das Meer ist auch unsere zweite Heimath, ja es soll uns, wovon jene noch nichts wußten, auch hinaufführen — und hat's, so Gott will, in diesen stillen Sonntagsstunden gethan — zur ewigen Heimath. Selig aber sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Amen.

D. Richter.

41.

4. Sonntag nach Trinitatis.

Seid barmherzig!

Evang. Luc. 6, 36—42.

Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt. Vergebet, so wird euch vergeben. Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen. Was siehest du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du siehest selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge, und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Amen.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte — so heißt es in einer sinnigen morgenländischen Erzählung — versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich. „Erschaffe ihn nicht", so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächeren handeln." „Erschaffe ihn nicht", so sprach der Engel des Friedens; „er wird die Erde düngen mit Menschenblut, der Erstgeborene seines Geschlechts wird seinen Bruder morden". „Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen", so sprach der Engel der Wahrheit, „ob du

ihm auch dein Bildniß selbst, der Treue Spiegel, auf sein Antlitz prägtest." — Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn", sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm beistehen und ihn immer wieder zu dir zurückführen". — Der Vater der Menschen bildete den Menschen: ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber das Kind der Barmherzigkeit, das Kind der ewigen Liebe, die ihn nimmer verläßt. — Darum erinnere dich allzeit deines Ursprungs, o Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt, und an der Hand der Barmherzigkeit bist du groß geworden.

Was ist diese ganze Erzählung anders, als eine tiefsinnige Erläuterung des Wortes, welches unser heutiges Sonntags-Evangelium leuchtend an der Stirn trägt: „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist?" Die menschliche Barmherzigkeit zeigen diese Worte uns als unseres Lebens schönsten Inhalt, weil die göttliche Barmherzigkeit unseres Lebens Ursprung ist.

Ja die Barmherzigkeit ist das Göttlichste in Gott, und wenn wir sagen sollten: „Wie unser Vater barmherzig ist", so würde uns Maß und Maßstab dafür fehlen. Wir wissen nur das Eine mit dem Evangelium: „Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß" ist auch uns davon in den Schoß gegeben, ja unser ganzes Leben hienieden steht recht eigentlich „in, durch und auf Barmherzigkeit." Mit dem theuern Vaternamen thut Gott auch im heutigen Evangelium seine Arme weit zu uns auf und schließt uns an sein Herz, denn einem Vater sind seine Kinder das Liebste, was er hat. Und indem er sich als „unser Vater" auch hier bezeichnet, faßt er uns Alle als Glieder einer großen Familie zusammen, die göttlichen Ursprungs ist und darum auch in rechter Liebesgemeinschaft leben und es gegenseitig beweisen soll: Wir als die von einem Stamme stehen auch für einen Mann. Wie unser Vater barmherzig ist! Wer wollte die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe göttlichen Erbarmens über einer ganzen gefallenen Welt, auch über dir und mir ausreden. Das hieße den Himmel messen mit einer Spanne

und das Meer ausschöpfen mit der Hand. Wie unser Vater barmherzig ist! das sagt uns die Krippe in Bethlehem und das Kreuz auf Golgatha, das sagt uns das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe, das Vaterhaus und das Gotteshaus, Freud und Leid hienieden, der Beruf drinnen und draußen, das sagt uns auch der Seemannsberuf und die weite unermeßliche See. Sie ist eine Hochschule des barmherzigen Gottes für den, der die Friedensgedanken des Vaters droben verstehen will. Die Wunder der Tiefe und der Höhe, die spiegelglatte See und der tosende Sturm, die Planke, die uns vom Wogengrab trennt, Alles soll uns sagen, daß Seemannsleben insonderheit steht „in, durch und auf Barmherzigkeit".

Und wir wollten die Mahnung des Evangeliums überhören: „Darum seid auch ihr barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist"?

Wenn wir einst im Lichte der Ewigkeit unser irdisches Leben anschauen werden, so wird uns nächst der Unbegreiflichkeit göttlichen Erbarmens das das Unbegreiflichste sein, wie wir es so oft an solchem Erbarmen unsererseits haben fehlen lassen, und daß auch Christen das Unmaß göttlicher Liebe mit einem Unmaß menschlicher Lieblosigkeit haben lohnen können. Und doch ist es so! Wie vier dunkle anklagende Gestalten vor dem Throne göttlichen Erbarmens stehen die vier Worte in unserem Evangelium als Zeugen unserer Lieblosigkeit: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt; vergebet, so wird euch vergeben; gebet, so wird euch gegeben." Der Mensch, das Kind göttlicher Barmherzigkeit, und doch so oft unbarmherzig! Man hat die Seele eine geborene Christin genannt, aber der alte Mensch, den wir Alle von Natur in uns tragen, ist ein geborener Egoist. Nicht geben und vergeben, sondern richten und verdammen ist sein innerster Sinn, und kein Zimmermann kann mit Winkelmaß und Loth schärfer messen, als er die Handlungen des Nächsten; ja nicht bloß seine Handlungen, sondern auch seine Beweggründe, sein innerstes Herz. Der Herr fordert als Frucht göttlicher Barmherzigkeit ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß tragender und helfender Liebe von uns, der Liebe, die lang-

müthig und freundlich ist und sich nicht erbittern läßt, der Liebe, die Alles verträget, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet, der Liebe, die auch der Sünden Menge deckt. Aber wir —? Wir kehren viel lieber vor anderer Leute Thür als vor der eigenen. Wir sehen so gern den Splitter in des Nächsten Auge, und des Balkens im eigenen Auge werden wir nicht gewahr. Wir bedenken nicht, daß alle Fehler und Schwächen, ja selbst schwere Sünden des Nächsten Splitter sind im göttlichen Gericht gegenüber dem Balken der Lieblosigkeit und des pharisäischen Hochmuths, gegenüber dem Richten und Verdammen des Nächsten. Wir rufen wie jener Barbar in alter Zeit, Brennus, der Rom verbrannte und eine schwere Summe Goldes als Lösegeld sich darwägen ließ: Vae victis! Wehe den Besiegten! und werfen wie er das Schwert noch mit auf die Wagschale, das haarscharfe Schwert des Richtens und Verdammens des im Staube liegenden Bruders. —

Es soll nicht, liebe Brüder, also sein! Vergessen wir es nie: Die Barmherzigkeit ist nicht bloß das Göttlichste in Gott, sondern auch das Menschlichste im Menschen, zumal im Christenmenschen. Das sei unser Dankopfer heute für die unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes und unser Gelübde für die gemeinsame Fahrt, daß wir einander tragen und halten, helfen und stützen, vergeben und geben wollen, und daß die gute Flagge, unter der wir als Nachfolger Christi segeln wollen, jetzt und immerdar heiße: Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! Amen.

D. Richter.

42.

5. Sonntag nach Trinitatis.

Die Fahrt der Kirche Jesu Christi im Sturm.

Evang. Matth. 8, 23—27.

Und er trat in das Schiff, und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da erhub sich ein groß Ungestüm im Meer, also daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und Er schlief. Und die Jünger traten zu ihm, und weckten ihn auf, und sprachen: Herr, hilf uns, wir verderben! Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf, und bedräuete den Wind und das Meer; da ward es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist? Amen.

Gott, man lobt dich in der Stille zu Zion. Du stillest das Brausen des Meers und das Toben der Völker. Es sei vor dir stille alle Welt, in dir stille deine Gemeinde! Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber deine Gnade will nicht von uns weichen und der Bund deines Friedens soll nicht hinfallen. Das ist deine Verheißung, Gott, unser Erbarmer, auch für diese Stunde. Amen.

Wir betrachten die Fahrt der Kirche Jesu Christi im Sturm.

1. Jesus tritt in das Schiff, und seine Jünger folgen ihm;
2. der Sturm erhebt sich, und Jesus schläft;
3. Jesus bedroht den Sturm und schilt seine Jünger;
4. alle Sorge der Gläubigen wird Dank und Anbetung.

Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Das wird uns ergreifend klar, wenn er sein heiliges Haupt mitten im Sturm auf die zitternde Planke eines vom Sturm geschlagenen Schiffes niederlegt. Er tritt in das Schiff, und seine Jünger folgen ihm; die einen kindlich vertrauend: Nur frisch hinein! es wird so tief nicht sein, der Himmelsheld hat deinen Weg bestellt; die andern wollen sich des finstern Gewölkes wegen nicht feig und

undankbar von ihrem Heiland trennen. Noch immer ist Jesu Wort und Sakrament Kompaß und Steuer der Kirche. Sein heiliger Geist treibt das Schiff. Wer Gottes Wort über Bord werfen wollte, der würde nicht die Fahrt erleichtern, sondern den Untergang herbeiführen. Wer die Stiftungen Christi, Taufe und heiliges Abendmahl, verachtet, verliert zuletzt jede Richtung auf das Himmlische.

Wie Jesu Jünger ihrem Herrn gefolgt sind, so bist auch du einst gefolgt, als du am Sonntage der Einsegnung, dein Gesangbuch in den Händen, dein Gelübde auf den Lippen, unaussprechliche Bewegung im Herzen, an den Altar der Konfirmation tratest. Durch Gewissenskämpfe, die Niemand kennt als du und Gott, durch Todesschauer, die du durchmachen mußtest, durch Gebetserhörungen, die du erfuhrst, bist du vom Vater zum Sohne gezogen. Du hast sprechen gelernt: Was Gott sagt, das muß wahr sein; was Gott thut, das ist wohlgethan; wie Gott mich führt, so will ich gehen.

Der Sturm erhebt sich, und Jesus schläft. Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im Meer, also daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward. Wie uns Reisende berichten, wird das galiläische Meer durch plötzliche furchtbare Stürme heimgesucht, die rings aus den Schluchten der felsichten Berge hervorbrechen. Allein, wenn auch alle anderen Fahrzeuge der Welt dem Ungestüm solcher Stürme unterworfen sind, müßte nicht Christi Schiff eine Ausnahme machen, so gewiß der darin regiert, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden? Aber ohne Anfechtung, Heimsuchung und Gefahr wäre die Kirche keine Schule des Glaubens, Jesu Nachfolge keine Probe der Liebe mehr. Das Wort: in der Welt habt ihr Angst, bliebe freilich unerfüllt, unerfüllt aber auch die andere Hälfte des Wortes: in mir habt ihr Frieden, ich habe die Welt überwunden. Hat denn Gott je vergessen, gnädig zu sein, oder hat er seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen, als kümmere ihn nicht das Ergehen der Seinigen, als sei es nicht seine Sache, das Schiff durchzubringen in den Hafen? Der Meister schläft, doch sein Herz wacht. Christus, ob er wohl gekreuzigt ist in Schwachheit, lebt doch in der Kraft Gottes. Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn und thun an seinem Theile, als hätt' in seinem Sinn er deiner sich begeben, und sollt'st du für und für in Angst und

Nöthen schweben, als frag' er nichts nach dir. Wird's aber sich befinden, daß du ihm treu verbleibst, so wird er dich entbinden, da du's am mind'sten gläubst.

Was thun die Jünger, als der Sturm tobt und der Herr schläft? Eins thun sie jedenfalls nicht: sie zanken nicht miteinander. Kein elenderer Zustand eines Schiffes beim Sturm, als wenn die Mannschaft uneins ist! Nein, niemals Streit und Zwist; wir sind Brüder, Brüder auch darin, daß wir gemeinsam den Herrn wecken wollen: Meister, fragst du nichts darnach, daß wir verderben? Und siehe, den der Sturm nicht geweckt, den wecken die Angstrufe seiner Jünger. Er erhebt seine Hand — das ist die Hand, welche die Kinder herzt, den Blinden die Augen öffnet, den Jüngern die Füße wäscht, die in Gethsemane ringt, die am Kreuz sich durchbohren läßt, die am Himmelfahrtstag sich segnend auf die Häupter der Apostel legt, die am Pfingstmorgen die Gabe des heiligen Geistes ausgießt. Diese das Weltregiment tragende Hand reckt er in den Sturm hinaus; und mit der Stimme, die dem Lichte ruft, daß es sei, den unsaubern Geistern, daß sie ausfahren, den Todten, daß sie wiederkommen, fesselt er das empörte Element: schweig' und verstumme! Und siehe, da wird es ganz still. Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe. Und seiner Gemeinde gilt in immer neuer, seliger Erfahrung das Lied: Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.

Jesus schilt seine Jünger: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Sie hatten ja den Herrn bei sich, da hätten sie wissen müssen: Tiefer als in des Vaters Arme kann auch der versinkende Christ nicht fallen.

Alle Sorge der Gläubigen wird Dank und Anbetung. Ueber den Wassern wird es still, doch im Schiff wird die Frage laut: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind? Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr. Einem Paulus, dem Boten Jesu Christi, wird auf seiner stürmischen Meerfahrt die

Verheißung zu Theil: fürchte dich nicht, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir sind. Jesus ist der Name, in dem alle Völker auf Erden gesegnet, alle wahrhaftigen Jünger und Nachfolger gerettet werden sollen, trotz Welt, Fleisch, Tod, Teufel und Hölle. Wenn ein Mann der Untreue und des Ungehorsams wie Jonas ein ganzes Schiff in Gefahr bringen kann, und sich die Wuth des Meeres erst legt, als der Ungehorsame entfernt ist: so umgekehrt, ist der Mann des unbedingten Gehorsams gegen seinen himmlischen Vater, der Mann der unbedingten Treue gegen seine Brüder, Jesus, die einzige Ursache, weshalb das Schiff der Kirche erhalten bleibt und glücklich in seinen Hafen gelangt. Wir haben einen Wächter, der nicht schläft noch schlummert, zu dem wir sagen dürfen: Wenn der Wellen Macht in der trüben Nacht will des Herzens Schifflein decken, wollst du deine Hand ausstrecken; habe auf mich acht, Hüter in der Nacht. — Wir sind auf der Fahrt. Gott sei mit uns in seinem Sohn Jesu Christo und lasse uns allzeit des alten Psalms gedenken: Die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rath mehr; und sie zum Herrn schrieen in ihrer Noth und er sie aus ihren Aengsten führte und stillte das Ungewitter, daß die Wellen sich legten, und sie froh wurden, daß es stille geworden war und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch: die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut. Hallelujah! Amen.

D. Kögel.

43.

6. Sonntag nach Trinitatis.

Schein und Sein im Christenleben.

Evang. Matth. 5, 20—26.

Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha! der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm, und opfre deine Gabe. Sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir: Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest. Amen.

Als Philipp Jakob Spener, der berühmte Theologe, im Jahre 1669 in Frankfurt a. M. über unser Evangelium predigte, da machte diese Predigt, wie berichtet wird, ein gewaltiges Aufsehen. Daß sich die reichen und angesehenen Bürger jener großen freien Reichsstadt sagen lassen mußten, daß sie die Pharisäer seien, von denen der Herr hier im Evangelium redet, und daß sie auf ihrem bisherigen Wege nicht in das Himmelreich kommen würden, das erbitterte die Einen ebenso sehr, wie es die Anderen erschütterte.

Das ist so recht charakteristisch. Der alte Mensch, den ein Jeder auch von uns in sich trägt, denkt in seiner Selbstzufriedenheit,

so oft vom Pharisäer in Gottes Wort die Rede ist, an alle Welt eher als an sich selbst und sucht den Pharisäer gar zu gern nur im Gewande frommer Scheinheiligkeit und Heuchelei, nicht aber im Selbstbetrug des eigenen Herzens. Da kommt der Mund der ewigen Wahrheit heute und ruft auch uns zu, wie einst der Prophet Nathan dem König David: Du bist der Mann! Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Nicht Schein, sondern Sein ist des Christen Losung. Ist es das theuerste Kleinod unseres evangelischen Glaubens: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben: wohl, der Glaube muß sich im Leben, das Wesen im Wandel erweisen, sonst sind auch wir ein tönend Erz und eine klingende Schelle, und unsere Gerechtigkeit ist nur ein todtes Ding und nicht besser als die der Pharisäer und Schriftgelehrten. Dies zeigt uns der Herr im heutigen Evangelium, indem er unser ganzes Leben: unseren täglichen Umgang, unseren sonntäglichen Kirchgang und endlich unseren Heimgang am Ende der Tage in das Licht vor seinem Angesicht stellt.

Schon der tägliche Umgang soll zeigen, daß wir lebendige und nicht Scheinchristen sind, und unser Glaube ein echter und rechter. Ja, unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, aber nur dann, wenn er uns selbst, die Welt und den alten Menschen in uns zuvor überwunden hat. Der Glaube ist immer noch eine Macht, eine Großmacht, ja die größte Macht im Leben, aber nur der Glaube, der aus uns neue Menschen macht, denen man es abfühlt täglich und stündlich im Berufsleben und im Umgang mit den Menschen: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Nicht das macht schon den Christen aus, daß man die Gebote Gottes äußerlich hält — so machten es die Pharisäer — sondern daß sie auch innerlich unsere „Rathsleute" sind, weil wir's wissen: das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Nicht das macht's, daß man mit der Faust nicht schlägt oder gar todtschlägt, sondern ein Christ soll in der Nachfolge dessen, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht einmal mit Worten oder Gesinnung dem

Nächsten wehe thun oder zu nahe treten mit Zorn und böser Leidenschaft. Wohl giebt es einen heiligen Zorn, der nur die Spitze der Flamme ist, welche die Liebe schlägt. Des Menschen Zorn aber thut nicht, was vor Gott recht ist, weil er meist in düsterer Flamme brennt und von dem Wort des Evangeliums getroffen wird: „Ich aber sage euch, wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig“. Gerade im täglichen Umgang gilt es zu beweisen, daß man ein Christ ist, daß man Herz und Zunge gerade denen gegenüber in Zucht halten kann, die uns die Nächsten sind und bei denen wir glauben uns am ehesten gehen lassen zu dürfen. „O Gott, es war nicht bös gemeint“, heißt es dann oft, wenn es zu spät ist. Lasset uns lernen von dem, der sanftmüthig und von Herzen demüthig war, gerade im täglichen Umgang, gerade in der engen Schiffsgemeinschaft einander zurecht zu helfen mit sanftmüthigem Geiste, damit unsere Gerechtigkeit besser sei, denn die der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Und dazu mahnt uns insonderheit noch der sonntägliche Kirchgang. „Darum“, spricht der Herr, „wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe“. — Wir sind nun auch hier zum Schiffsgottesdienst um den Altar des Herrn versammelt in derselben Stunde, wo in der Heimath die Glocken läuten und zum Hause des Herrn laden. Wie wohl thut der Seele eine solche Stunde und Stätte des „Eindenkens“ vor Gottes heiligem Angesicht.

O wie schmeck' ich Gottes Güte
Recht als einen Morgenthau,
Der mich führt aus meiner Hütte
Zu des Vaters grüner Au.

Und hinaus zieht unser Eindenken, unsere Andacht in dieser Stunde, wie in die ewige Heimath, so in die alte liebe Heimath, zu denen, die uns das Liebste sind, und wir kommen vor Gottes Angesicht und opfern unsere Gabe, das ist das Lobopfer unserer Lippen und Herzen in Dank und Fürbitte auch für sie, ja für Alle, die den Namen des Herrn mit uns bekennen. Aber — tritt da nicht ein

anderes Eindenken und Gedenken störend in die weihevolle Andacht dieser Stunde? Wenn du allda wirst eindenken, spricht der Herr, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. Das ist auch ein Opfer vor dem Altar des Herrn und zwar das Opfer, das uns am sauersten ankommt, denn der alte Mensch will von solcher Selbstüberwindung nichts wissen, weil wir meinen, uns selbst etwas dadurch zu vergeben, wenn wir dem, der uns gekränkt hat, entgegen- und zuvorkommen mit versöhnlichem Wort und That. Und doch — was wäre aus uns Allen geworden, wenn Gott auf uns hätte warten wollen, und nicht viel mehr uns in seinem lieben Sohne zuvorgekommen und nachgegangen wäre! Soll unsere Gerechtigkeit besser sein, denn die der Pharisäer und Schriftgelehrten; wollen wir nicht bloß Sonntagschristen, vor denen die Welt keinen Respekt hat, sondern auch Herzens- und Lebenschristen sein, so laßt uns auch Ernst machen, jetzt, gleich, in dieser Stunde noch, mit Vergeben und Vergessen, wenn wir wissen, daß ein Bruder oder ein Kamerad etwas wider uns hat. Denn es ist leichter, „andächtig schwärmen, als gut handeln"; leichter, „Herr, Herr" sagen, als den alten Menschen zum Opfer bringen. König Ludwig XII. von Frankreich machte, da er den Thron bestieg, hinter den Namen seiner erbittertsten Feinde ein Kreuz. Sie meinten, damit sei ihr Verderben besiegelt, und flohen, er aber meinte das Kreuz von Golgatha und vergab und vergaß.

„Darum", so endigt das Evangelium, „sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher dermaleinst nicht überantworte dem Richter". Das ist der flammende Hinweis auf das große Dermaleinst am Ende der Tage, auch unserer Tage, auf den Heimgang zu dem, vor dessen Richterstuhl wir Alle offenbar werden müssen. Da steht nun das große Wort im Evangelium, so tröstlich auf der einen und so ernst mahnend auf der andern Seite: noch bei ihm auf dem Wege! Und Niemand weiß, wie lange noch! und wie bald auch du „an Gräbern stehst und klagst!" Darum sei willfährig deinem Widersacher bald, damit deine Gerechtigkeit besser sei, denn die der Pharisäer und Schriftgelehrten. Amen.

D. Richter.

44.

7. Sonntag nach Trinitatis.

Die christliche Genügsamkeit.

Philipp. 4, 11—13.

Nicht sage ich das des Mangels halben; denn ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Amen.

Von seiner Genügsamkeit redet der Apostel Paulus hier. „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen.“ Daß das keine bloße Prahlerei ist, daß der Apostel damit durchaus nicht übertreibt, davon können wir uns leicht überzeugen; wir brauchen nur einmal nachzulesen, was die Apostelgeschichte uns aus seinem Leben erzählt. So wollen wir sehen, ob wir aus seinen Worten nicht auch solche Genügsamkeit lernen können, wie wir sie an ihm wahrnehmen.

Genügsam sein heißt sich genügen lassen an dem, was man hat. Von Einem, der nichts hat, verlangen, daß er genügsam sein soll, ist also offenbare Thorheit; denn das liegt schon in den Worten selbst, daß man, um genügsam sein zu können, irgend etwas wenigstens haben muß, woran man sich genügen lassen kann.

Die meisten Menschen suchen das, woran sie meinen sich genügen lassen zu können, in äußeren Dingen, in Reichthum, Genuß, Ehre und dergleichen. Wenn ich nur so und so viel Tausend Thaler hätte, wenn ich nur dies oder das erst geworden wäre, wenn ich nur jeden Tag mir diesen oder jenen Genuß leisten könnte, dann hätte ich genug, dann wollte ich gar nicht mehr. Wirklich nicht? — Wie Mancher unter uns hat als Kind auf der Schule keinen größeren Wunsch gehabt als den, einst Seemann zu werden? Wenn ich nur

erst einmal aus der Schule wäre und Schiffsplanken unter den Füßen hätte, dann wollte ich ganz zufrieden sein! Nun, wir haben jetzt Schiffsplanken unter den Füßen, sind wir nun zufrieden? Wer von uns hätte nicht in seiner Kindheit Tagen das für das größte Glück gehalten, hinaus reisen zu dürfen in die weite Welt und dort die Wunder Gottes zu schauen? Wenn ich das nur könnte und dürfte, dann würde ich ganz glücklich und zufrieden sein! Nun, wo nicht Alle, so doch sehr Viele von uns sind draußen gewesen, haben mehr von der Welt gesehen als viele tausend Andere, die niemals über die Grenzen ihrer Heimath hinauskommen; sind wir nun wirklich zufrieden? — Es liegt einmal in der Natur dieser Dinge, daß sie uns niemals ganz glücklich und zufrieden machen können, wenigstens auf die Dauer nicht, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil mit jedem Stück, das wir davon mehr bekommen, auch unsere Ansprüche steigen.

Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Nein, nicht außer uns, nicht in den Dingen um uns her dürfen wir das suchen, woran wir uns genug sein lassen können für Zeit und Ewigkeit, sondern in uns. Das sagt der Apostel hier in unserm Texte, der wörtlich heißt: „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, an mir oder in mir selbst genug zu haben.“ Das ist nicht jene Genügsamkeit, die in mehr oder weniger eingebildetem Bewußtsein ihres eigenen Werthes sich mit einem geflissentlich zur Schau getragenen Stolze den Anschein giebt, als sähe sie nur mit Verachtung herab auf all die Dinge, in denen Andere ihre Befriedigung suchen. Diese Art Genügsamkeit hat oft nur all zu große Aehnlichkeit mit der des Fuchses, der von den Trauben, die ihm zu hoch hingen, sagte: „Ich mag sie nicht, sie sind mir zu sauer.“ Nein, der Apostel hat wirklich etwas, woran er sich genug sein lassen kann. Was das ist, das sagt er uns selbst: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Weil er Christum hat, darum kann er sich an dem, was er hat, genügen lassen, denn mehr als Christum braucht er nicht. Christus ist für ihn Alles: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. — Was mir zuvor als ein Gewinn

erschien, das habe ich um Christi willen Alles für Schaden erachtet," schreibt er an einer anderen Stelle. Weil er Christum hat, das Höchste, was ein Mensch überhaupt haben kann, darum kann er mit dem Psalmisten sprechen: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. An Christo kann man sich genügen lassen. Er ist nach seinem eigenen Worte gekommen, daß wir in ihm das Leben und volle Genüge haben sollen, wörtlich: „das Leben und mehr als genug". — Ja, wer Christum hat, der hat genug für Zeit und Ewigkeit, mehr als genug. Aber auch nur, wer Christum hat; nur ein Christ kann wirklich genügsam sein.

Freilich ist die christliche Genügsamkeit ein wenig anderer Art, als die Kinder dieser Welt sie sich vorzustellen pflegen. Sie meinen, Zufriedenheit und Genügsamkeit sei eigentlich der schlimmste Fehler, den ein Mensch überhaupt an sich haben könne; denn wer zufrieden sei und gar nicht das Bedürfniß fühle, seine Lage zu verbessern, dem falle es auch gar nicht ein, vorwärts zu streben. So mache die Genügsamkeit den Menschen gleichgültig, stumpf und träge und sei deshalb ein Feind alles Fortschrittes und aller Kultur. In gewissem Sinne ist das auch richtig; es giebt eine Art von Genügsamkeit, bei der das Alles zutrifft. Man sagt zum Beispiel, es komme öfter vor, daß Leute, die nach langer Gefängnißhaft endlich wieder in Freiheit gesetzt werden sollen, flehentlich darum bitten, man möchte sie doch im Gefängniß lassen. Mag auch der Drang nach Freiheit in den ersten Jahren ihrer Gefangenschaft in ihnen noch so heiß gewesen sein, allmählich ist er völlig erstorben, sie haben sich im Lauf der Jahre so an ihre Zelle gewöhnt, daß ihnen der Gedanke, nun noch einmal hinaus zu sollen in die Welt, geradezu schrecklich ist. Da ist allerdings die Genügsamkeit gleichbedeutend mit Stumpfheit. Aber die christliche Genügsamkeit, von welcher der Apostel hier redet, ist etwas ganz Anderes. „Ich habe gelernt," schreibt er, „bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, Beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden." Nicht

eine Stumpfheit und Gleichgültigkeit, die Alles willenlos über sich ergehen läßt, nicht eine Schwachheit und Energielosigkeit ist seine Genügsamkeit, sondern ein Können, eine Kraft, eine Geschicklichkeit, ein Vermögen. Der Apostel sagt nicht, daß es ihm vollkommen gleichgültig sei, ob er hoch ist oder niedrig, ob er satt zu essen hat oder hungern muß, sondern er sagt: „Ich kann Beides“; wenn es sein muß, kann ich auch Schmach dulden und Hunger leiden. Und wenn ich auch einmal hungern muß, so lasse ich deswegen doch nicht gleich den Kopf hängen, und wenn ich auch einmal kaum so viel habe, wie man nothwendig zum Leben braucht, so glaube ich deswegen doch noch lange nicht am Leben verzagen zu müssen. O ja, es kommt auch ihn hart an, wenn er die Schmach seines Herrn tragen, wenn er um seines Glaubens willen Hunger, Noth und Verfolgung leiden muß, aber in dem Allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat. Wir haben allenthalben Trübsale, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Und ob auch unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert. Der Apostel trägt eine unerschöpfliche, nie versiegende Kraft in sich, die ihn in den Stand setzt, Alles zu dulden und zu tragen, was auch kommen mag. Und diese Kraft ist sein Glaube: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

Das ist christliche Genügsamkeit, christliche Zufriedenheit. Freilich, sie will erst gelernt, mühsam gelernt sein. Sagt doch auch Paulus hier: „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen.“ Auch er hat das erst lernen müssen, und wir wissen, wie schwer ihm das geworden ist. Im zweiten Korintherbriefe hat er uns davon erzählt. Er hatte ein körperliches Leiden, das ihm viel zu schaffen machte. Dafür, sagt er dort, habe ich dreimal den Herrn angefleht, daß er mich davon befreien möchte; aber er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. — Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, ein Christ habe das Vorrecht, um seines Glaubens willen vor allem Unglück, allem Schmerz und Elend dieser Erde sicher zu sein. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Wir müssen durch

viel Trübsale in das Reich Gottes gehen, sagt die Schrift, und eben von dem Apostel, der hier im Texte zu uns redet, hat der Herr gesagt: Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen. Trotz unsers Christenthums oder vielmehr gerade um unsers Christenthums willen müssen wir Manches leiden, Manches entbehren, Manches uns versagen, wovon die Welt keine Ahnung hat. Aber wir können das auch, denn wir haben einen, der uns tragen hilft, wo unsere eigene Kraft nicht ausreicht. Nicht, wie so Viele meinen, so eine Art Unfallversicherung ist unser Christenthum, nicht Bewahrung vor allem Uebel sichert uns unser Glaube, wohl aber giebt er uns die Kraft zu tragen, zu dulden und auszuharren auch da noch, wo der natürliche Mensch längst schon zusammengebrochen ist: ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Aber daran sollen wir uns nun auch und daran können wir uns auch genügen lassen.

Und wenn es uns doch immer wieder scheinen will, als wenn wir um unsers Christenthums oder vielleicht auch nur um unsers irdischen Berufes willen viel oder gar zu viel entbehren und uns versagen müßten, und als hätten wir doch gar zu wenig von unserm Leben, dann laßt uns bei dem neue Kraft suchen und von dem uns Genügsamkeit erbitten, auf den uns der Apostel hier hinweist als die Quelle seiner Genügsamkeit: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. — Amen.

Rumland.

45.

8. Sonntag nach Trinitatis.

Wer kommt ins Himmelreich?

Evang. Matth. 7, 21—23.

Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! Amen.

Das ist der Schluß des heutigen Sonntags-Evangeliums. „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen," spricht hier unser Heiland. Nicht Alle! also immerhin doch Einige. Nicht überhaupt ganz ablehnen und verbieten will der Herr diese Anrede, etwa weil sie ihm nicht zukäme; nichts hat ihm ferner gelegen als das. Hat er doch bei einer andern Gelegenheit ausdrücklich zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr heißet mich Meister und Herr, und sagt recht daran, denn ich bin es auch." Das bleibt auch diesem Worte gegenüber bestehen. Er will, daß wir ihn als unsern Herrn anerkennen. Nur das wird uns hier gesagt, daß das Herr, Herr-Sagen nicht ohne Weiteres schon uns die Pforte des Himmelreiches öffnet, sondern nur dann, wenn es geschieht im rechten Sinne

Aber welches ist der rechte Sinn? Das ist die Frage. Man hat gemeint, der Herr habe hier dem bloßen Sagen das Thun gegenüberstellen wollen. Daß wir Herr, Herr! zu ihm sagen, das bringt uns noch nicht in den Himmel, sondern daß wir nun auch wirklich den Willen seines Vaters im Himmel thun, so daß also im letzten Grunde hier nichts Anderes gemeint wäre, als was einst

Gott der Herr dem Volke Israel durch den Propheten als die Ursache seiner Verwerfung vorhalten ließ: „Dieses Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.“ Aber wie stimmt damit das Folgende, worauf jene Leute hier im Texte sich berufen: Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, Teufel ausgetrieben, viele Thaten gethan? — ist denn das etwa bloß ein Sagen und kein Thun? Sie berufen sich ja gerade darauf, daß doch auch ihre Thaten in seinem Namen geschehen sind. Und doch wird der Herr ihnen sagen: „Ich habe euch noch nie erkannt. Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!“

Nein, was der Herr hier sagen will, das ist dies: Man kann Jesum anerkennen als Herrn und Meister nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der That, und kommt deswegen doch noch nicht in das Himmelreich. Das ist gerade das Erschütternde an diesem Bilde, das der Herr uns hier zeigt, diese furchtbare Selbsttäuschung, in der die Leute hier im Texte ihr ganzes Leben lang sich befunden haben. Man hört fast die Angst der Verzweiflung, mit der sie sich noch zu vertheidigen suchen: Wir haben uns doch stets zu dir bekannt, wir haben doch in deinem Dienst und in deinem Namen gehandelt und gewirkt, und nun soll das doch Alles umsonst gewesen sein? — Ja, Alles umsonst: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Und daran haben sie es fehlen lassen, darum helfen ihnen all die Thaten, auf die sie sich berufen, nichts. Denn nur dann sind wir wahre Jünger Jesu Christi, die wirklich in seinem Namen handeln, und an denen er Wohlgefallen haben kann, wenn wir von Herzen gehorsam sind gegen den Willen seines himmlischen Vaters. Es giebt ein Herr, Herr-Sagen, durch das Christus angeblich geehrt werden soll, wobei aber Gottes Wille verachtet wird. Wenn der moderne Unglaube auf Christum zu sprechen kommt, redet er von ihm fast durchgehends mit Achtung und Ehrerbietung. Man preist ihn als den edlen Menschenfreund, dessen Herz in warmer Theilnahme schlug für alle Mühseligen und Beladenen; man erkennt es willig an, daß er das Beste der Menschheit gewollt hat, und bewundert den Muth und die Ueberzeugungstreue, mit der er sein Leben hingegeben hat für die Sache der Armen und

Unterdrückten; man führt seine Worte im Munde und sagt, wenn nur das, was er gewollt und erstrebt hat, wirklich durchgeführt worden wäre, so hätten wir längst den Himmel auf Erden. Aber einen Gott im Himmel, der die Welt erschaffen hat und noch regiert und erhält, den braucht man nicht, den will man nicht. Und nun gar von diesem Gott sich Vorschriften machen lassen, sich unter seinen Willen beugen sollen, das hält man für eines freien Mannes unwürdig, dafür hat man nur Hohn und Spott. So beugt man sich vor dem Menschen Jesus und giebt ihm die Ehre, aber was er als das Höchste hingestellt hat, als die unerläßliche Bedingung für den Eingang in das Himmelreich, nämlich den Willen zu thun seines Vaters im Himmel, davon will man nichts wissen. Eine solche Anerkennung Jesu hat auch nicht den geringsten Werth für die Ewigkeit; das bezeugt uns sein eigenes Wort: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Es giebt noch ein anderes Herr, Herr=Sagen, durch das Christus geehrt wird auf Kosten der Ehre des Vaters im Himmel. Es läßt sich nicht verkennen, daß man in letzter Zeit angefangen hat, sich wieder mehr dem Christenthum zuzuwenden, als es früher der Fall war. Die immer höher steigende Noth der Zeit, das Versagen aller menschlichen Heilmittel, die Rathlosigkeit aller menschlichen Weisheit läßt doch manch Einen sich wieder darauf besinnen, daß wir doch noch einen Heiland haben, der auch da noch helfen kann und will, wo die Menschen mit ihrem Können und Wissen am Ende sind. Aber wenn man sich nun wieder ihm zuwendet, was erwartet man von ihm? Etwa daß er uns den Willen seines Vaters im Himmel besser erkennen lehre? Daß er uns dazu helfe, diesen durch ihn erkannten Willen Gottes nun auch wirklich zu thun? — Nein, den Meisten ist es unendlich viel wichtiger, daß er ihnen zur Erreichung ihrer eigenen irdischen Zwecke und Ziele behülflich sei. Für viele Christen ist das ganze Christenthum im letzten Grunde eigentlich weiter nichts als ein mehr oder weniger wirksames Mittel, die gegenwärtige irdische Gesellschaftsordnung zu schützen und aufrecht zu erhalten. Darum wird auch Christus von den Meisten nur so weit als Meister und Herr anerkannt, als sie glauben, mit seiner Hülfe

ihre eigenen Wünsche zur Erfüllung zu bringen und ihren eigenen Willen durchsetzen zu können, ohne auch nur danach zu fragen, ob dieser Wille denn auch im Einklang steht mit dem Willen des Vaters im Himmel. Dürfen wir uns darüber wundern, daß wir bei einer solchen Gesinnung nicht weiter, dem Himmelreich nicht näher kommen trotz unseres Christenthums, trotz unserer Achtung und Ehrerbietung gegen Christum, auf die wir uns so gern berufen? „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen," spricht der Heiland, „sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel."

Im Himmel gilt nur eins: der Wille Gottes. Das ist's ja gerade, was den Himmel zum Himmel macht, daß dort nichts mehr den guten und gnädigen Willen Gottes zu brechen und zu hindern vermag, während derselbe hier auf Erden noch so oft durchkreuzt und aufgehalten wird durch unsern menschlichen Willen. Darum beten wir im heiligen Vaterunser: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden," denn in demselben Augenblick, wo diese Bitte in vollem Umfange zur Erfüllung käme, würde es keinen Unterschied mehr geben zwischen Himmel und Erde, würden wir schon hier auf Erden im Himmel leben. Und in demselben Augenblick, wo im Himmel neben dem Willen Gottes noch irgend ein anderer Wille zur Geltung käme, würde der Himmel aufhören Himmel zu sein, würden wir dort denselben Zwiespalt, denselben Jammer und dasselbe Elend vorfinden wie hier auf Erden. Darum konnte der Teufel mit seinen Engeln im Himmel nicht geduldet werden, weil er sich nicht fügen wollte in Gottes Willen. Darum ist das höchste Lob, das den himmlischen Geistern gespendet wird in der Schrift, dieses, daß sie Gottes Diener sind, die seinen Willen thun. Darum hat unser Herr Jesus Christus das als sein höchstes Ziel und seines Lebens einzige Aufgabe hingestellt: „Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat." Dafür lebte er, darin ging er so ganz und gar auf, daß er sagen konnte: „Das ist meine Speise, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk." Darum spricht er hier: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel."

Das ist die ernste Mahnung, die des Herrn Mund uns zuruft, daß unser ganzes Christenthum auch nicht den geringsten Werth hat für die Ewigkeit, wenn es uns nicht dazu hilft, mit Verzichtleistung auf jeden eigenen Wunsch und Willen nur noch zu leben für die Zwecke und Ziele des Reiches Gottes, nur noch danach zu streben, daß wir den Willen thun des Vaters im Himmel. Wenn wir dazu allein unser Christenthum uns dienen lassen, dazu allein unsers Herrn Jesu Christi Hülfe und Beistand begehren, dann mag es noch so sehr den Anschein haben, als wäre Alles umsonst gethan, dann mag Alles zusammenbrechen, Alles verloren gehen, Eins bleibt uns bis in alle Ewigkeit:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein' Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. — Amen.

Rumland.

46.

9. Sonntag nach Trinitatis.

Wahre Klugheit ist goldene Treue.

Evang. Luc. 16, 1—9.

Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtiget, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er forderte ihn, und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht Haushalter sein. Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben kann ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen. Und

er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: Hundert Tonnen Oels. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich, und schreibe flugs fünfzig. Darnach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, und schreib achtzig. Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte; denn die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte. Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Amen.

So schwer für das Verständniß das soeben gehörte Gleichniß vom ungerechten Haushalter ist, so ist doch von vornherein klar, daß der Herr uns nicht die Untreue, sondern lediglich die Klugheit des Mannes als Vorbild vor Augen stellen will. Und der Herr, heißt es, lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte. Und wenn derselbe Herr weiter unmittelbar nach dem Gleichniß sagt: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht", so sehen wir daraus, daß nach dem Sinne des Herrn für einen Christenmenschen beides nicht voneinander zu trennen ist: wahre Klugheit und goldene Treue. Christen-Klugheit besteht eben darin, daß man treu ist auch im Geringsten, auch in Bezug auf unser irdisches Hab und Gut und das uns beschiedene irdische Theil und Loos.

Da sollen und wollen wir auch vom ungerechten Haushalter lernen, auf der einen Seite, wie wir's nicht machen, und auf der andern, wie wir's machen sollen, nämlich, wie wir unser irdisches Theil recht ansehen sollen im Lichte der Ewigkeit und recht gebrauchen sollen im Dienste der Liebe. —

Der ungerechte Haushalter zeigt uns also zunächst, wie wir's nicht machen sollen. Er sah sein Gut als das Seine an, bis ihn seines Herrn gewaltiges Wort: „Thue Rechnung von deinem Haushalten" noch in letzter Stunde daran erinnerte, daß er nicht Herr,

sondern lediglich Haushalter war über seines Herrn Güter. Er sah diese Güter an lediglich im Lichte der Gegenwart, bis er es noch in letzter Stunde klüglich, das heißt, noch zur rechten Zeit, lernte, sie auch anzusehen und anzuwenden für die Zukunft, der sie dienen sollen.

Das ist wahre Lebensklugheit auch für Gottes Kinder, daß sie es nie vergessen über ihrem irdischen Theil: Was ist es, das wir nicht empfangen hätten? Es sei nun viel oder wenig, es ist alles Geschenk und Gabe von der Hand des Herrn, dem Himmel und Erde gehört, und der allein auch sprechen darf: Mein ist Beides, Silber und Gold. Wir sind nicht Herren, sondern nur Haushalter von seiner Güte und über seine Güter und sollen das Irdische immerdar im Lichte der Zukunft, das heißt für uns im Lichte der Ewigkeit ansehen und gebrauchen; dann sind wir treu und klug zugleich. —

Aber freilich, wie oft ist das nicht der Fall, wie oft ist Geld und Gut nicht das Geringste, sondern das Größte in unserm Leben, ja der Mittelpunkt unseres Dichtens und Trachtens; wir stehen gar oft nicht über, sondern unter dem Irdischen. So vieler Menschen, auch Christenmenschen Mühen und Sorgen, Rennen und Laufen von früh bis spät, tagaus, tagein, selbst am Sonntag, dem Tag des Herrn, dreht sich nur um das Zeitliche und Irdische. Der Herr darf deshalb mit Recht auch heute noch von dem ungerechten Mammon sprechen, nicht bloß weil viel Ungerechtigkeit, ungezählte Thränen, viel Elend und Seufzer und Herzleid an dem Geld und Gute Vieler klebt, sondern weil es auch ernste Christen so oft zum Unrecht verleitet und sie verführt, des lebendigen Gottes über dem metallenen Götzen, der die Welt regiert, zu vergessen. Da tönt dann je oder wann der Ruf des großen Gottes und Herrn droben wie eine Stimme aus der Ewigkeit: Thue Rechnung von deinem Haushalten! Da fordert uns Einer vor sich, der allein Herr im Hause ist und seine Ehre nicht mit den Götzen dieser Welt, auch nicht mit dem metallenen Götzen theilen will, und der da spricht: Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

„Und er forderte ihn und sprach: Wie höre ich das von dir?" Wenn er, vor dessen Auge nichts verborgen ist, dereinst das Buch unseres Lebens aufthun wird, wenn er uns fordert vor seinen

Richterstuhl, dann wird es über so Manchem auch in unserem Leben heißen: Wie höre ich das von dir?

Einst wird diese Stunde für einen Jeden von uns kommen und — wie schnell kann sie kommen, wie sehr lehrt es uns jede Stunde: „Siehe meine Tage sind einer Handbreit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir, wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben" und doch eben so sicher nichts aus der Welt mit hinausbringen, wie wir nichts in die Welt gebracht haben. Ein Sterbekleid, vielleicht nur ein Stück Segeltuch, oder am Land vier Bretter und zwei Brettchen: das ist das Ende. Wie thöricht sind wir, wenn wir unsere Hoffnung auf das Irdische und Sichtbare setzen. Der ungerechte Haushalter muß es schon auf Erden erfahren: wie gewonnen, so zerronnen. Er hat nicht Seide gesponnen bei seiner Untreue. Unrecht Gut gedeihet nicht, und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Er ist ein Bettler, wenn der Herr das Amt von ihm nimmt, und doch schämt er sich zu betteln und graben kann er nicht. Da rafft er sich noch einmal auf, und mit fester Entschlossenheit und großer Entschiedenheit benutzt er die letzte Frist, die ihm der Herr läßt, — eine Galgenfrist nennen es die Leute auf Erden, eine Gnadenfrist nennt es der Herr im Himmel — und macht das Unrecht gut, wo und wie er kann, zeigt sich als Freund und Wohlthäter denen, die er bisher bedrückt hatte, und macht sich also Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie ihn, sollte er vom Amte kommen, aufnehmen in ihre Hütten.

„Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte." Auch wir wollen von ihm lernen, die Gnadenfrist, die der Herr einem Jeden unter uns noch gelassen hat vor der großen Rechenschaft droben, recht zu benutzen, daß auch wir klug werden, das heißt die Dinge dieser Erde, auch unser bescheidenes und beschiedenes irdisches Theil, wie anschauen lernen im Lichte der Ewigkeit, so gebrauchen lernen im Dienste der Liebe. Das Evangelium soll uns die für die besitzenden Klassen ebenso wie für die besitzlosen erschütternde Wahrheit wieder predigen, daß aller Gebrauch der Güter dieser Erde — mögen wir viel oder wenig haben —, der nicht des Herrn eingedenk ist, der sie gegeben hat, der Rechenschaft eingedenk ist, die er fordert, der Brüder eingedenk ist, die

er darauf angewiesen hat, ein Mißbrauch ist, Untreue und Unklugheit im Verein, auf daß wir sprechen lernen: Ich weiß wohl, was ich thun will; ich will mir Freunde machen mit dem ungerechten Mammon und dadurch mir selbst die edelste und reinste Freude. Der Mammonsdienst und die Mammonsknechtschaft, die Ungerechtigkeit und Untreue können nur durch die Liebe überwunden werden, die Unrecht wieder gut macht, Thränen trocknet, Darbenden hilft, auf daß, wenn auch wir dereinst darben, das heißt, wenn das Irdische von uns abfallen wird wie loses Laub im Herbstwind, und wir nichts mehr haben und nichts mehr sind, auch uns Arme hinauftragen und sich uns entgegenstrecken aus den Hütten droben, die Arme Aller derer, denen man wohl gethan hat, deren Dankesthränen und Fürbitten uns vor den Thron der ewigen Barmherzigkeit geleiten. Gewiß, den Himmel erschließen kann uns nur Gottes freie Gnade in Christo Jesu, die starken Gnadenarme „deß, der sich zu dem Sünder neigt". Aber mögen Keinem von uns in seinem letzten Stündlein auch die andern Arme fehlen, die Arme der tragenden, fürbittenden, segnenden Liebe auf Erden und im Himmel. Das heißt, das ganze Leben, auch das irdische Theil, als ein rechter Haushalter Gottes anschauen im Lichte der Ewigkeit und gebrauchen im Dienste der Liebe, das heißt treu sein und klug zugleich. Amen.

D. Richter.

47.

10. Sonntag nach Trinitatis.

Jesu Thränen über Jerusalem.

Evang. Luc. 19, 41—48.

Und als er nahe hinzu kam, sah er die Stadt an, und weinte über sie, und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg

schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten; und werden dich schleifen, und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist. Und er ging in den Tempel, und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften, und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben: „Mein Haus ist ein Bethaus;" ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube. Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Vornehmsten im Volk trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten; und fanden nicht, wie sie ihm thun sollten; denn alles Volk hing ihm an, und hörte ihn. Amen.

Von des Oelbergs Höhe zieht der König Israels ein in seine Stadt. Vor seinen Augen liegt Jerusalem, die hochgebaute Stadt, ein Anblick ohne Gleichen, wie Alle bezeugen, die es gesehen haben. Hell leuchten Zions Zinnen, hell der Tempel auf Moria. „Meister, welche Steine und welch' ein Bau ist dies!" so bricht der Freudenjubel der Jünger aus. Er aber schweigt „und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie". Das Hosianna, das das Volk ihm soeben entgegen gerufen hatte, er hört es nicht; den Glanz Jerusalems, er schaut ihn nicht, er sahe die Stadt an und weinete über sie. Sein Blick schweift zurück in Israels Gnadenzeit, wie er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf, und dann geht sein Blick prophetisch in die Zukunft hinaus. Er weiß, das Volk, das seinen Heiland verwirft, ist todt, ob es auch den Namen hat, daß es lebe; er sieht schon Jerusalem fallen, ob seine Mauern auch noch stehen; er sieht schon den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, ob auch des äußeren Tempels Zinnen hell glänzen. Und das Alles bricht ihm das Herz, noch ehe es im Tode bricht. Wenn du es wüßtest, so ruft er unter Thränen, so würdest du auch bedenken, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. — Nur zwei Mal wird uns berichtet, daß Jesus geweint habe. Nicht das eigene Leid, nur der Jammer seiner Menschenbrüder, der erlösten, aber auch der unerlösten preßt ihm Thränen aus, dort an Lazarus Grabe, hier über Jerusalem, dort echt menschliche, hier echt göttliche Thränen,

dort ein Trost aus der Tiefe in die Höhe: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe;" hier eine Mahnung aus der Höhe in die Tiefe: „Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen, wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet." Wie schwer müssen doch Glaube und Unglaube der Seinen auf des Heilands Seele lasten, daß sie selbst Thränen dem festesten aller Herzen auspressen. Eine letzte Thränensaat, die zur Freudenernte nur über Wenigen in dieser Stadt wurde, über Simon von Kyrene, über dem Schächer am Kreuz, über den Dreitausend zum Pfingstfest Versammelten. Aber es war nur eine kleine Zahl derer, die erkannt hatten zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dient, und — ein Menschenalter später, da war es grausig erfüllt, was der Herr prophetischen Geistes im Evangelium geschaut hat; da stand über Jerusalems fallenden Mauern, brennendem Tempel, geängstetem, ja vernichtetem Volk die Frakturschrift von Gottes Hand selbst: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten." Und so ist die Weltgeschichte stets auch ein Weltgericht des heiligen Gottes. Ein Volk, das mit seinem Gott bricht, bricht auch mit seiner Wohlfahrt, seiner Zukunft, vielleicht auch mit seiner Existenz; ein Volk, das seine Gnadenzeit nicht erkennt, wird die Gerichtszeit an sich erfahren, wenn es zu spät ist. Darum heut, wenn der erhöhte Herr auch auf unser Volk wieder herabblickt, auf all' das Weh', all' die Schuld und all' die Noth der Zeit, all' den Jammer drinnen und draußen, zumal in unseren großen Städten, wollen wir ihn von Herzen wieder bitten, daß er es nicht aus mit uns sein lasse, und daß unser Volk und ein Jeder von uns an seiner Stelle erkenne zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden dient, nämlich allein Umkehr zu den verschütteten Brunnen des Lebens und zu den verlassenen Altären des Herrn.

Aber bitten wir nicht bloß darum, helfen wir auch dazu an unserem Theile! Laßt uns besser werden, so wird es besser sein. Das Klagen über die böse Zeit nützt gar nichts, wenn man nicht den Anfang zur Besserung bei sich selbst macht. Böse Zeiten in der Zukunft zu weissagen, hat nur der das Recht, der Alles gethan hat, um sie abzuwenden. Christenthum ist nicht bloß Gefühl, sondern

vor Allem That und Leben. Darum ist es sinnig und köstlich, daß zu dem ersten Bilde in unserem Texte: Christus, Thränen weinend über Jerusalem, das zweite in demselben Rahmen des Evangeliums hinzutritt: Christus, die Geißel schwingend im Tempel zu Jerusalem, zu dem Zeugniß seines hohenpriesterlichen Herzens das Zeugniß seiner königlichen That. Nicht einem unthätigen Schmerz überläßt sich der Herr; nein, „ich muß wirken, so lange es Tag ist," das ist auch hier seine Losung. Darum geht er stracks in den Tempel und treibt mit der Geißel aus, die darinnen kaufen und verkaufen: mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.

Zwei jäh wechselnde Stimmungen und Handlungen beim Herrn, und doch die Hand mit der Geißel ist nimmer getrennt vom barmherzigen, hohenpriesterlichen Herzen. Der Heilandsmund, der so scharfe und schneidige Worte hier spricht, ist derselbe, der holdselig zu reden wußte, und von dem auch unser Evangelium zum Schluß sagt: „Er lehrte täglich im Tempel, und alles Volk hing ihm an und hörete ihn". Sein Strafen wie seine suchende Liebe erweisen sich beide zuerst am und im Tempel Gottes, denn er weiß, vom Tempel geht alles Heil in Israel und vom geschändeten Tempel alles Unheil aus. Darum am Hause Gottes fängt allerwege das Gericht des Herrn an, denn die Kirche ist die Brunnenstube für das Volksleben auch heute noch, und der Herr des Tempels fegt, wie damals und wie er es in der Reformationszeit gethan, so auch jetzt Alle die hinaus, welche Krämersinn hineintragen und Gottseligkeit für ein Gewerbe halten, Alle die, welche im Tempel des Herrn nur das feil halten, was das Ihre, statt allein dessen, was des Herrn ist: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube." — Wir aber wollen uns von ihm willig strafen lassen, wenn er auch zu einem Jeden unter uns in dieser Stunde wieder sagt: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnet?" Wir wollen bedenken, was in dieser kurzen, flüchtigen Zeit zu unserm Frieden dient; wir wollen schlichte Christen- und Seemannsfrömmigkeit pflegen und aus unserm Herzen Alles hinaus thun, was dem Herrn mißfällt, damit es auch von uns heiße: Und alles Volk, auch unser Schiffsvolk hier, hing ihm an und hörete ihn. Amen.

D. Richter.

48.

11. Sonntag nach Trinitatis.

Spreu oder Fruchtbaum?

Psalm 1.

Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen. Sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn, und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das geräth wohl. Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet. Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gerichte, noch die Sünder in der Gemeine der Gerechten. Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten; aber der Gottlosen Weg vergehet. Amen.

Zu den interessantesten Büchern gehören die Lebensbeschreibungen hervorragender Menschen, wenn sie anders in Lauterkeit und Wahrheit verfaßt sind. Da sieht man den Leuten ins Herz, in ihr Heimathhaus und ihre Wanderung, in ihre Jugend und ihr Alter, in ihre Kämpfe und Siege, in ihre Thorheit und Weisheit, in ihren Anfang und ihr Ende. Da sieht man vor Allem den großen himmlischen Meister, der am Webstuhl der Zeit sitzt, und der auch die Fäden unseres Lebens in seiner Hand hat.

Nun kann freilich nicht jedes Menschenleben beschrieben werden; nicht alle Menschen greifen in die Geschicke der Welt ein, und das Leben vieler Tausende fließt verborgen dahin, wie ein stiller Bach durch eine Wiese. Aber doch wird die Lebensbeschreibung jedes Menschen aufbewahrt, und in der Ewigkeit wird Jeder seine Lebensgeschichte finden. Da wird kein Wort daran fehlen. So verschieden auch diese Geschichten sein werden — schließlich werden es doch nur zwei große Hauptgeschichten sein, eine oder die andere wird auch die unsere sein. Das sind die zwei Lebensbilder, die unser

Psalm beschreibt. Er redet, ohne ihre Namen zu nennen, von zweierlei Menschen: die Einen sind wie Spreu, die der Wind zerstreut, die Andern wie ein edler Fruchtbaum, der ganze Geschlechter erquickt. Eins von beiden wird jeder Mensch in seinem Leben werden: entweder eine leere, inhaltlose Spreu, oder ein gesegneter Baum; entweder geht sein Gang zu einem lichten, ewigen Morgen, oder in eine dunkle, ewige Nacht. Da muß sich nun Jeder entscheiden, und dazu ist ihm seine Lebenszeit gegeben, als eine Vorbereitungs- und Gnadenzeit, darin zu bedenken, welchen Weg er einschlagen und was er schließlich sein und werden will. So stellt der Psalm die Frage an unser Herz:

Was willst du werden im Leben hier und dort:
Spreu oder Fruchtbaum?

Der Heiland, der Mund der ewigen Wahrheit, hat in der Bergpredigt am Schlusse gesagt: „Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß führt.“ Damit hat er auch unsern Psalm bestätigt, der so ergreifend und anschaulich diesen breiten Weg schildert. Erst wandelt Einer „im Rath der Gottlosen“. Das heißt: er hört einmal hin auf Menschen, die ihm anders rathen, als er bis jetzt gewohnt war berathen zu werden. Da hört er denn allerhand Rathschläge, z. B. „Ja, so genau muß man's nicht nehmen“; „Einmal ist keinmal“; „Noth kennt kein Gebot“ und „Noth bricht Eisen“; „mit den Wölfen muß man heulen“; „deine Eltern und Lehrer sind eben noch altfränkische Leute und aus dem vorigen Jahrhundert, aber ihre Grundsätze passen nicht mehr in die heutige Zeit“; man muß „leben und leben lassen“; man „lebt doch nur einmal in der Welt“. Wer einmal auf solchen Rath hört und solchen Schlangen sich naht, den haben sie bald umstrickt. Wie Mancher hat sich z. B. bei einer Kasse oder bei einem Bankhause jahrelang ganz gut gehalten und nichts veruntreut; da kam er zu solchen Rathsherren, die ihn allerhand Schliche lehrten und ihm sagten: „er solle doch nicht so dumm sein und sich auch einen guten Tag machen wie seine Herren“ — und mit einem Male wurde er ein Dieb. Erst ein paar Groschen genommen, dann ein paar Thaler, bis man zuletzt eben nicht mehr beim bösen Rath bleibt, sondern tritt auf den Weg der Sünder. Das ist die zweite Station

abwärts. Nun hat man's schon weiter gebracht und fühlt sich in dieser Gesellschaft wohl und hat das Gewissen, diesen stillen Staatsanwalt im Herzen, zum Schweigen gebracht oder todt gemacht. Ist man einmal aber so weit, dann ist man wie ein Vogel in einem Käfig gefangen, so bald kommt man da nicht heraus, dafür sorgen schon die Andern. Bis Einer da wieder durchbricht und diese Sklavenketten abwirft, dazu gehört viel Muth und Tapferkeit. Aber die Sünde macht den Menschen feig. Es hat manche Helden vor dem Feinde auf dem Schlachtfelde gegeben, aber der Versuchung gegenüber sind sie Feiglinge gewesen.

Aber es geht noch tiefer herunter. — Schließlich sitzt man auch, wo die Spötter sitzen. Vom gelegentlichen Wandeln geht's zum Treten zu den Sündern und dann zum Festsitzen bei den Spöttern. Das sind die elendesten unter allen Menschen. Da spottet man sich noch den letzten Rest des blutenden Gewissens weg, und manchmal ist solcher Spott nur ein Zeichen davon, daß man einen Stachel im Gewissen hat, den man nicht los werden kann. Wer einmal aber hinsitzt zu den Spöttern und ihnen zuhört, der macht bald mit; das ist gerade wie wenn man zu einem Pockenkranken hinsitzt, da wird man bald angesteckt. — Von solchen sagt der Psalm: „daß sie wie Spreu sind, die der Wind verstreut." Das sind also Menschen ohne Werth, ohne Leben, ohne Nutzen, ohne Kern, darum fegt sie auch der Wind des Gerichts und des Todes weg, wenn der Tag der Scheidung kommt. Wenn das Korn auf der Tenne gedroschen wird, dann offenbart sich erst, was Spreu ist. So sind jetzt noch Gerechte und Gottlose beieinander, wie unter den Jüngern ein Judas war. Aber das Gericht bleibt nicht aus, und am Tage der Ernte wird das Korn von dem Unkraut geschieden, wenn nicht hier schon auf Erden.

Du sagst nun aber: „So schlecht bin ich aber nicht, — ich bin kein gemeiner Sünder und auch kein Spötter." Dann siehe zu, ob du ein guter Fruchtbaum seist. „Der Lust hat zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht, der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl." Das

ist ein anderes Bild als die lose Spreu, die zur Tenne hinausfliegt. Wer nach Gottes Wort und Gebot lebt und thut und es nicht bloß im Munde führt, wie die Heuchler, sondern in seinem Gewissen sich danach richtet bei all seinem Thun und Lassen, wer taub ist gegen gottlosen Rath und die Spötter meidet, der gleicht einem Baum, der mit seiner Wurzel festgepflanzt ist an einem kühlen Wasserbach, auf den wohl die Sonne brennen kann von oben, der aber immer wieder erquickt wird, dessen Blätter grün bleiben und dessen Frucht zu seiner Zeit reift. Das sind also Menschen, deren Wort kein unreifes Geschwätz ist, wie das der Spötter, sondern Kraft und Wahrheit in sich hat und Andere erhebt; Menschen, deren Geduld sich in bösen Tagen bewährt, die nicht die Flinte ins Korn werfen bei jedem Unglück, die im Glück nicht übermüthig und im Unglück nicht unmuthig sind, in deren Nähe man getröstet wird, wie man ausruht unter einem schattigen Baum. Es giebt ja Menschen, in deren Nähe man schlechter wird, und Menschen, in deren Nähe man besser wird. Zu diesen letzteren gehören die, deren Sinn und Herz nicht nach der Sünde, nicht nach Irdischem und Vergänglichem steht, sondern nach Gerechtigkeit und Wahrheit, nach den Dingen der Ewigkeit. Diese allein werden bleiben. Sieh dir einmal die Menschen beim Sterben an. Was bleibt da? Was sie gehabt haben an Ehren, an Hab und Gut — das wird des Todes Raub. Aber was sie gewesen sind, was sie Anderen in Liebe und Treue Gutes gethan, die Aussaat der Treue wird ihnen folgen in die Ewigkeit. Aber schon hier gilt von solchen Menschen, wenn sie auch bereits heimgegangen sind:

Sie sind gestorben,
Und leben noch!

Ihre Blätter verwelken nicht. Wir denken an einen August Hermann Francke und an sein Waisenhaus in Halle. Tausende von Waisenkindern segnen ihn nach zweihundert Jahren noch. Wir denken an all' die Lieder eines Paul Gerhard, z. B. an das „Befiehl du deine Wege" — das sind unverwelkliche Blätter. Wir denken an das Sterbelied der Kurfürstin Luise Henriette: „Jesus meine Zuversicht". Das sind Lieder, die nach Jahrhunderten noch ein sterbend Herz

trösten. Das waren Menschen, die immer wieder ihre Frucht bringen zu ihrer Zeit, längst noch nach ihrem Tode.

So frage sich denn Jeder, auf welchem Wege er sei: auf dem Wege, Spreu zu werden oder ein Fruchtbaum. Denke aber nicht, man müsse ein geradezu schlechter Mensch, Dieb, Mörder oder Ehebrecher sein, um zur Spreu zu gehören. Ach nein — es giebt auch anständiges, schönes Unkraut auf den Feldern, wie z. B. die Kornblume, der rothe Mohn — so auch im Reiche Gottes. Der reiche Mann war auch kein Bösewicht und ist trotzdem in die Qual gefahren. Warum? Antwort: Wer los ist von Gott — der ist eben gottlos, ob feiner oder gröber, und taugt nicht in die Herrlichkeit droben und kann dort nicht leben, so wenig als ein Fisch auf einem Baum leben kann. Jeder wird einst in sein Element kommen, darin er seinem Herzen nach gelebt hat, und ausreifen zu dem, was sein eigentlichster Mensch war.

Schenke uns Allen der barmherzige Gott, daß wir alsdann nicht zur Spreu gehören, sondern zu den Bäumen, die er aus dieser Welt in seinen himmlischen Garten verpflanzt, und die zu seiner Ehre blühen ewiglich. Amen. D. Frommel.

49.

12. Sonntag nach Trinitatis.

Drei Stimmen des lebendigen Gottes an das Menschengeschlecht.

Psalm 19.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte an ihnen gemacht; und dieselbe gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich, wie ein Held zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels, und läuft um bis wieder an

sein Ende, und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen. Das Gesetz des Herrn ist vollkommen, und erquickt die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß, und macht die Unverständigen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig, und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter, und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein, und bleibt ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert; und wer sie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehle! Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen, daß sie nicht über mich herrschen, so werde ich ohne Tadel sein, und unschuldig bleiben großer Missethat. Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser. Amen.

Als St. Paulus durch die Stadt Athen ging, betrachtete er die herrlichen Kunstdenkmäler und Tempel, die Zeugniß gaben von der hohen Bildungsstufe, auf der dies Volk einst gestanden. Aber sein Auge blieb an einem Altar haften, den er mit Wehmuth anschaute. Auf dem Altar stand geschrieben: „dem unbekannten Gott.“ Also Alles hatte diese Stadt: Weisheit, Kunst, Bildung, aber das Beste fehlte ihr, von Gott wußte sie nichts, der war ihr eine unbekannte Größe. Da war's denn schließlich auch kein Wunder, daß es mit der andern Herrlichkeit auch zu Grabe ging, und das Volk immer tiefer sank. Erholt hat sich das Volk bis auf den heutigen Tag nicht mehr. Ein Volk, das den lebendigen Gott verloren hat, hat auch sich selbst verloren und ist dem Untergang geweiht.

Wir haben keine so herrlichen Tempel wie dort in Athen, aber die kleinste Dorfkirche ist herrlicher als sie, denn da steht nicht darüber: „dem unbekannten Gott,“ sondern: dem lebendigen Gott, der sich uns kund gegeben, uns seinen Namen genannt. Daß er uns aber seinen Namen genannt, das sehen wir aus unserm Psalm. Der spricht von drei Stimmen des lebendigen Gottes an das Menschengeschlecht.

Die erste Stimme tönt aus der Schöpfung und nennt ihn den Allmächtigen; die zweite aus dem Worte Gottes, sie nennt ihn den Barmherzigen; die dritte aus dem Gewissen nennt ihn den Heiligen.

Gott ist gegenwärtig,
Lasset uns anbeten
Und in Demuth vor ihn treten!
Wer ihn kennt,
Wer ihn nennt,
Schlagt die Augen nieder!
Gebt das Herz ihm wieder!

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündet seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern.

Das ist also das erste große Buch, das vor aller Welt aufgeschlagen liegt, daraus wir Gottes Namen leuchten sehen. Jeder Stern am Himmel ist ein Satz, jeder Baum auf Erden ist ein Punkt darin. Keine Menschenhand kann es umspannen, und kein Menschengeist hat es ausgelesen. Aber es soll Jeder daraus lernen, der gelehrteste Professor, wie der geringste Bauer, die Ehre und Herrlichkeit Gottes zu verstehen und ihn anzubeten. Freilich muß man Augen dazu haben und die Ohren aufmachen. Ein Blinder kann dies Buch nicht lesen und ein Tauber die Stimme nicht hören. So giebt's auch unter uns viele Tausende Blinde und Taube, denen die Himmel nichts erzählen und die Erde nichts verkündet. Sie laufen durch die Natur hin, wie das liebe Thier, das Alles abgrast, und reisen durch die Welt wie ein Postpacket von Ort zu Ort. Aber sie selbst merken nichts von der Herrlichkeit Gottes. Solche Leute muß man aber gehen lassen; einem Blinden kannst du tausend Beweise geben, daß eine Sonne am Himmel ist, er wird es dir doch nicht glauben. — Da ist's doch etwas Anderes, wenn einer ein offenes Auge und offenes Ohr mitbringt zur Natur, wie schon der größte deutsche Dichter sagt:

Es ist dem Menschen angeboren,
Daß sein Gefühl sich auf und höher schwingt,
Wenn — über'm kleinen Raum verloren,

Ihr schmetternd Lied die Lerche singt.
Wenn über kahlen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Berge, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Da fängt Alles an zu reden. Die vier Jahreszeiten sind wie die vier großen Propheten, und die zwölf Monate wie die zwölf kleinen — sie sagen dir Alle von einem allmächtigen Gott, der Treue hält und über allem Wechsel der Jahre steht. Die Berge sagen dir von dem, der unsere Zuflucht ist, ehe denn die Berge worden, und das Meer mit seiner Ebbe und Fluth, mit seinen kommenden und gehenden Wogen verkündet dir den ewigen Gott, in dessen Barmherzigkeit du umsonst das Senkblei wirfst, weil sie kein Ende hat. Der Tag mit seinem Lichte sagt dir von dem Gotte, in welchem keine Finsterniß ist, und die Nacht mit ihren Sternen von dem Herrn, dessen Trost dir in der Trübsal leuchtet. Sein herrlichster Herold aber ist die Sonne. Gott der Herr ist Sonne und Schild, singt ein Psalm. Wie ein Bräutigam im Schmuck heraustritt und mit seinem Glanze und seinen Gaben die Braut schmückt, und wie ein Held den Kampf aufnimmt mit dem Gegner, so tritt die Sonne hervor, die Erde mit ihrem Glanze und ihrer Wärme zu schmücken und zu segnen, sie siegt wie ein Held über die Schatten der Nacht, über Nebel und Dunst. Welch ein Bild Gottes, der mit dem Sonnenstrahl seiner Liebe Alles, hoch und niedrig, erleuchten möchte, und trotz aller Menschen Bosheit und Feindschaft siegend mit seiner Liebe hervorbricht und über Böse und Gute seine Sonne scheinen läßt! So predigt dies Buch der Natur, so redet die Stimme der Natur und Schöpfung, wenn auch in dunklen Tönen, von der Herrlichkeit Gottes.

Deutlicher und klarer spricht die Stimme Gottes zu uns in seinem Worte. Zwar können wir aus dem Antlitz eines Menschen auch schon etwas lesen, die Augen haben ja auch eine Sprache, aber es ist doch etwas Dunkles, Unsicheres. Klar wird der Mensch erst durch sein Wort. Da offenbart sich sein Herz, wenn er ein wahrer, aufrichtiger Mensch ist. So hat Gott zu uns geredet in seinem Worte, klarer als in der Schöpfung, die gleichsam sein Antlitz

ist, da läßt er uns in sein Herz blicken. Die Himmel erzählen uns zwar die Herrlichkeit Gottes, aber die Himmel schweigen auch. Sie verschweigen dir, daß er die ewige Liebe ist, die sich deiner angenommen und deine Seele errettet hat. Die Natur zeigt Gottes starken Arm, die Schrift sein reiches Herz. Das Wort Gottes erschließt dir eine höhere Welt als die, die du draußen siehst. Darum preist der Psalm die Wahrheit und Unwandelbarkeit des Wortes Gottes. Aller Menschen Weisheit kommt und geht, und was vor etlichen Jahren als Weisheit galt, wird jetzt Thorheit gescholten. Ein Weiser baut seine Weisheit auf den Trümmern der Weisheit der andern auf. Aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Es erquickt die Seele — das kann, wenn du traurig bist, die Natur nicht, sie lacht, wenn du weinst, und ihr Friede läßt dich nur um so schmerzlicher deinen Unfrieden empfinden. Aber wie kann dagegen ein Wort der Schrift zu dir reden und dich wegheben über das Leid. Ist es doch wie ein Brief von Vater und Mutter, den ein Kind in der Fremde erhält. Da vergißt es das Leid und weiß, „zu Hause sind Herzen, die dich verstehen, und dort wirst du's gut haben." Die Sonne aber dieses Wortes bleibt der Heiland. Um ihn bewegt sich die ganze Schrift nach vorwärts und rückwärts, und ohne ihn, der die Leuchte der Wahrheit ist, bleibt dir die Schrift doch ein dunkles Buch. Es ist die klarste Stimme deines Gottes an dein Herz, die dir sagt: „Ich will mich deiner Seele annehmen und sie erlösen und zum Frieden bringen."

Nun zeigt der Psalm das letzte Buch, das ist das Gewissen. Da hinein hat Gott seinen Namen mit Flammenzügen geschrieben, und sie leuchten und brennen, wenn der Mensch nicht selbst sie auslöscht. „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehle." Die herrliche Schöpfung draußen predigt dir schon: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?" Gottes Allmacht sagt dir von deiner Ohnmacht. Die Schrift sagt dir von Gottes Gnade und Barmherzigkeit, und die Antwort lautet: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan." Das Gewissen aber sagt dir von einem heiligen, allwissenden, gerechten Gott. Dies Buch trägt Jeder mit sich herum, und er liest daraus seine eigene Lebensgeschichte.

Aber freilich, wie verschieden sieht es bei den Menschen aus! Der eine meint, wenn es nur einen „anständigen Einband" habe, dann sei es einerlei, was darin stehe, d. h. wenn man eben nur nicht offenbar in Sünden und Schanden einhergeht, dann sei's genug. Ein anderer hat ganze Seiten aus diesem Buch herausgerissen und glaubt, nun wisse Keiner, was darin gestanden. Als ob Gott nicht sein Hauptbuch richtig führte, auch wenn der Mensch an dem seinigen radirt, korrigirt oder herausschneidet! Nein, wo dies Buch in Ordnung, wo das Gewissen wach ist, da steht als letzte Seite darin: „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehle!" Der flüchtet sich zur Gnade und Vergebung und appellirt an die höchste Instanz, an die Gnade seines himmlischen Herrn und spricht: „Sei mir gnädig, mein Hort und mein Erlöser!" Ja, das ist sein herrlichster Name.

So wollen wir denn diesen Dreiklang der Stimmen Gottes an unser Herz tönen lassen, so lange wir hier wallen. Einst werden wir vollkommen unsern Gott schauen von Angesicht zu Angesicht. Dann wird die erlöste Menschheit an einem Altare knieen und den heiligen Gott, der sich so herrlich uns geoffenbaret und seinen Namen kund gethan hat, ewig loben und preisen. Amen.

D. Frommel.

50.

13. Sonntag nach Trinitatis.

Drei Zeugen für die Größe und Herrlichkeit Gottes.

Psalm 19, 2—7.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte an ihnen gemacht; und dieselbe gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und

freuet sich, wie ein Held, zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels, und läuft um bis wieder an sein Ende, und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen. Amen.

Kommt herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken und jauchzen dem Hort unseres Heils; laßt uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen! Denn der Herr ist ein großer Gott. In seiner Hand ist, was die Erde bringt, und die Höhen der Berge sind auch sein. Denn sein ist das Meer, und er hat's gemacht, und seine Hände haben das Trockene bereitet. Kommt, laßt uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat. Denn er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand.

Himmel, freue dich, und Erde sei fröhlich; das Meer brause, und was darinnen ist, vor dem Herrn. Denn er kommt, er kommt zu richten das Erdreich. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit Wahrheit.

In diesem Ton geht auch der neunzehnte Psalm, den wir vernommen haben, mit seinem erhabenen Anfang: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk; ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern.

Drei Zeugen treten auf für die Größe und Herrlichkeit Gottes:

1. das Meer mit seinem Sturm und mit seiner Stille,
2. die Gestirne mit ihrer Ordnung und ihrem Glanz,
3. die Berge mit ihrer Erhabenheit und ihrer Festigkeit.

Das Meer umgiebt uns mit seiner Tiefe und mit seiner Weite, das eine Mal mit seinem Sturm, das andere Mal mit seiner Stille. „Da ist kein Mast so hoch gestellt, da ist kein Schiff so fest genietet, daß es vor Abend nicht zerschellt, wenn Gott der Herr dem Sturm gebietet. Und wieder, wenn der Herr es will, wird Wind und Woge vor ihm still: der Herr ist größer in der Höhe!“ Hier erfüllt sich, was der Prophet verlangt: Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, — es sei vor ihm stille alle Welt!

Gott ist groß, wenn Sturm, Feuer und Erdbeben vor ihm hergehen, um ihm den Weg zu bereiten; aber größer, wenn er, wie

er vor Elias es that, im stillen, sanften Sausen der Menschenseele naht. Gott ist groß, wenn er uns die einander verklagenden und entschuldigenden Gedanken aufdeckt in unserem Innern, wenn er uns zeigt, wie unser Herz ein trotziges und verzagtes Ding ist; aber größer, wenn er dieses trotzige und verzagte Herz fest macht, beständig mit seiner Gnade. Gott ist groß, wenn er einen Sturmwind erregt, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset; aber größer, wenn er nach seiner Barmherzigkeit das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht und Gnade für Recht ergehen läßt. Komm zu ihm mit all deiner Noth, er wird dich erhören. Komm zu ihm mit all deinen Sünden, er wird dich heilen. Komm zu ihm mit deiner Friedlosigkeit, er will dir den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann.

Ein zweiter Zeuge für die Größe und Herrlichkeit Gottes ist die Welt der Gestirne mit ihrer Ordnung, mit ihrem Glanz. Die großen und die kleinen Lichter erinnern daran, daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben herabkommt, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Der Psalmist ruft aus: Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest: was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du sein dich annimmst? Und zu dem Psalmisten gesellt sich der Prophet und redet ein verzagtes Volk auf die Welt der Gestirne an: Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, der sie alle mit Namen rufet? Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an Einem fehlen kann. Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: Mein Weg ist dem Herrn verborgen und mein Recht gehet vor meinem Gott über? Weißt du nicht? Hast du nicht gehöret? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er giebt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde

werden. Die Welt macht den Schluß: Gott ist groß, darum übersieht er das Kleine und vergißt der Geringen. Der Glaube macht den entgegengesetzten Schluß: Weil Gott so groß ist, darum kennt er das Kleine und pflegt die Geringen.

Fürwahr, der Herr ist groß im kleinsten Moose,
Das sich der Felsen heimlich zieht,
Und groß in der Kometen-Flammenrose,
Die einmal im Jahrtausend blüht. —

Zwei Beweise sind unumstößlich für das Dasein Gottes, der feste Gang der Gestirne zu unseren Häupten, und in unserem Innern die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes, wie sie niedergelegt ist im Gewissen. Darum fährt der Sänger unseres Psalms nach dem Preise, den er der Sonne gezollt hat, mit dem Bekenntniß fort: Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen, die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich, die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht.

Wie das Meer gepredigt mit seinem Sturm und mit seiner Stille und die Gestirne von Gottes Größe und Herrlichkeit geredet, sie, die Nacht für Nacht zu unseren Häupten auf- und niedergehen und dem Schiffer seine Straße ansagen, so wollen endlich die Berge mit ihrer Erhabenheit und Festigkeit ebenso Zeugen sein für den, der sie gemacht hat. Stehen sie nicht wie Altäre da, die vom Morgen- und vom Abendopfer dampfen? Stehen sie nicht wie Wächter da, die den vergeßlichen Menschenkindern zurufen: Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist! Stehen sie nicht als stumme Propheten da, die uns von einem ewigen Bund verkündigen: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer. Wir sehen die Berge mit ihrer erhabenen Größe gen Himmel ragen; einen kleinen Hügel weiß ich, der ist größer, bedeutungsvoller denn sie: kein Felsgestell, keine Alpenfirne reicht heran an den Hügel von Golgatha. Wovon die Himmel schweigen, wovon die Feste nichts erfahren hat, das Geheimniß der Erlösung der Menschenseele ruht im Kreuz. Das Kreuz ist der rechte Sühnaltar: hier ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Das Kreuz ist der rechte

Gebetsaltar mit der Zusicherung Jesu: So ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, will ich's thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohn.

Uns trägt das Meer, uns leuchten die Gestirne, uns grüßen die Berge Gottes. Mitten in der Herrlichkeit der uns umgebenden Natur beugen wir uns vor dem Namen, der über alle Namen ist, und bekennen miteinander in dieser Sonntagsmorgen-Andacht: Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit. Amen.

D. Kögel.

51.

14. Sonntag nach Trinitatis.

Der Herr ist mein Hirte.

Psalm 23.

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Oel, und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. Amen.

Wenn man hinabsteigt zu den Gräbern der ersten Christen, die sich meilenweit unterhalb der Stadt Rom hinziehen, so findet man in den kleinen Kapellen, in denen sich die verfolgten Christen bei ihren Todten versammelten, nur ein Bild des Heilands, den guten Hirten, der sein Schäflein auf den Achseln heimträgt. In diesem Bilde ist die ganze Lebensgeschichte eines Christen verzeichnet. „Verloren, gesucht, gefunden," das sind die drei großen Kapitel, die Alles sagen, was der gute Hirte an der verlorenen Menschenseele

gethan. Wenn heute noch auf dem Grabstein eines Menschen nichts Anderes stände als dies Bild des guten Hirten, der sein Schäflein heimträgt, so wäre das mehr und schöner, als wenn man den längsten Titel aufs Grab schreibt. Auch unser heutiger Psalm sagt vom guten Hirten und was man an ihm hat. Wer sagen kann: „der Herr ist mein Hirte," der hat

1. die beste Weide auf grüner Aue,
2. die treueste Führung auf rechter Straße,
3. den stärksten Stecken und Stab im finstern Thal,
4. das leuchtendste Vaterhaus am seligen Ziel.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Zu seiner Heerde sind wir schon durch die heilige Taufe gekommen. Wie ein Hirt sein Schaf mit einem rothen Kreuz zeichnet, so sind auch wir gezeichnet worden mit seinem heiligen Kreuz. In der Konfirmation haben wir uns dem guten Hirten zugesagt. Aber nun fragt sich's, ob wir bei ihm geblieben sind, oder ob nicht sein Hirtenstab uns zu hart war, und wir aus seiner Heerde fortgelaufen sind und lieber uns einen andern Hirten ausgesucht und andere Weide. Wir sehen es ja draußen bei den Schäfern oft, daß sich ein Trupp Schafe nahe um den Hirten drängt, andere aber machen sich davon und grasen für sich. Er ruft sie, er schickt ihnen den Schäferhund, daß sie wiederkommen, aber etliche verlaufen sich doch. So geht's auch bei dem guten Hirten. Etliche bleiben im Glauben an ihn, bei dem, was sie bei Vater und Mutter, in Predigt und Unterricht gehört haben und halten's fest; den Andern aber ist's langweilig, sie wollen ihre Freiheit haben und verlassen ihn. Wohl ruft er sie, schickt ihnen auch mancherlei Kreuz und Trübsal, daß sie sich wieder aufmachen, aber es hilft nicht, bis sie endlich in den Dornen liegen. So wenig als ein verlorenes Schaf sich selbst helfen oder vor dem Wolf sich wehren kann, so wenig kann sich auch ein Sünder selbst zurecht helfen. Aus einem Sumpf zieht sich kein Mensch an seinen eigenen Haaren heraus. Selig darum der Mensch, der sich nie vom guten Hirten verloren hat, und selig der, der sich wieder zu ihm zurückgefunden hat und sprechen kann: „Der Herr ist nicht bloß ein Hirte, sondern mein Hirte." Denn was

nützt mir ein Hirte, wenn er nicht mein Hirte ist? Was nützt mir ein noch so schönes Schloß, wenn ich nicht sagen kann: „Das ist mein Schloß?" Einem Hirten muß der Mensch angehören: entweder dem Hirten, der seinen Schafen vorangeht, auf dessen Stimme sie hören, der sie nicht treibt oder schlägt — oder dem Hirten, der seiner Heerde mit der Peitsche folgt, dessen Namen wir nicht zu nennen brauchen. —

Sind wir aber bei dem guten Hirten, dann weidet er uns auf grüner Aue. Das ist sein heiliges Wort. Menschenworte sind im besten Falle schöne Blumen — die kann man wohl bewundern, aber man kann sie nicht kochen noch essen. Gottes Wort ist Korn, das Nahrung giebt; davon lebt ein Mensch. Da hört er die Muttersprache der Seele, das Wort vom Frieden, von der Vergebung und der Hoffnung des ewigen Lebens. Menschenworte sind Kanalwasser, Gottes Worte sind wie das weite Meer, voll Salz und Kraft. Menschenworte sind wie die feurigen Raketen, die unsere Feuerwerker steigen lassen, aber sie gehen auf in Rauch; Gottes Worte sind wie lichte Sterne, die auch in dunkler Nacht die Bahn zeigen. Darum halte dich zum guten Hirten.

Er giebt die beste Weide, aber auch die treueste Führung auf rechter Straße. Ein Hirte führt seine Schafe, und sie vertrauen ihm, er führt sie nicht am Strick, sondern sie folgen ihm aus innerem Trieb, weil sie wissen: er wird uns nicht verderben lassen. Gott führt uns als unser Hirte manche Straße, die uns nicht als die rechte vorkommt; wir meinen oft, sie sei zu steil, zu sonnig und zu steinig. Aber wer es einmal probirt hat, sich selber seinen Weg zu bahnen, hat gesehen, daß er noch viel schlimmer fährt, und giebt sich in Gottes Hände hinein und spricht: „Führe du mich Herr!" Da merkt man dann hintennach, daß es doch die rechte Straße war, und was dir als Unglück erschien, war nur ein verschleiertes Glück. Eine Mutter, hat man gesagt, zieht sieben und siebenerlei Kinder. Keines ist ganz wie das Andere. Das Eine läßt sich durch einen Blick leiten, das Andere muß ein Wort haben, und das Dritte muß Schläge haben. So ist's bei der Führung Gottes auch. Nicht alle Menschen lassen sich durch Liebe leiten, leider die allerwenigsten. — Aber auf diesem Wege erquickt er uns auch. Er kann dem Menschen

entweder von oben her durch seinen Geist zusprechen, oder giebt auch einen treuen Menschen, der uns unterwegs tröstet und Muth zuspricht.

Freilich, es giebt einen Weg, durch den wir Alle einmal müssen, der geht durchs dunkle Todesthal. Aber da hast du beim guten Hirten den festesten Stecken und Stab. In solch' dunklem Thal muß man einen festen Stab haben. Wenn man hohe Alpen und Gletscher besteigen will, dann hilft einem ein eleganter Spazierstock nichts. Da muß man einen handfesten Alpenstock haben. Wenn uns der Tod anficht, da helfen keine schönen Worte und keine guten vollbrachten Werke, das sinkt Alles zusammen. Das sogenannte gute Gewissen ist auch ein schlechtes Sterbekissen. Aber wenn der Heiland dir sagt: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; ich habe dich erlöst von Sünde, Tod und Teufel, du bist mein, und Niemand soll dich aus meiner Hand reißen" — das ist ein guter Stab, an dem du dich halten kannst. In Königsberg lebte im vorigen Jahrhundert ein berühmter Mann, den man den „Weisen von Königsberg" nannte, Immanuel Kant. Er sagt: „Von den Tausenden von Büchern, die ich im Leben gelesen, hat mich kein Wort so getröstet als das Wort des Psalms: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir." Du brauchst dich also nicht zu schämen und bist in guter Gesellschaft mit weisen, gescheuten Leuten, wenn du beim guten Hirten bleibst, dessen Stab dich tröstet.

Und endlich: am Abend bringt der Hirte seine Heerde auch heim in die Hürde. Das thut unser guter Hirte auch, den Einen früher, den Anderen später. Aber das leuchtende Ziel zeigt er uns schon jetzt, damit wir rüstig zuwandern und nicht unterwegs liegen bleiben. Wenn man nach langer Fahrt nach Hause kommt aus der Fremde, und man sieht die Lichter aus dem Heimathsdorf und hört seine Glocken läuten, dann macht man sich auf, wenn man noch so todtmüde wäre, und sagt sich: „Daheim kannst du ausruhen." Ja dort beim guten Hirten wird süße Ruhe sein, da wird er uns auf grüne Auen führen, und wir werden bekennen: „Nur Gutes und Barmherzigkeit sind mir gefolgt mein Leben lang." Ja, nur Gutes! Addire einmal alle Wohlthaten Gottes, multiplizire sie mit deiner Unwürdigkeit, subtrahire und dividire hinein, was dir Gott im Leben

genommen — was bleibt übrig? Antwort: eine große Summe: „Nur Gutes ist mir gefolgt.“ So bringe uns der große Hirte durch zu seiner Heerde! Denn siehe, aus allerlei Volk und Nationen, von allerlei Konfessionen und Glaubensbekenntnissen, aus Reich und Arm, aus Vornehm und Gering, aus Alt und Jung wird es heißen: Es wird ein Hirt und eine Heerde werden! Amen.

D. Frommel.

52.

15. Sonntag nach Trinitatis.

Die Einladung Jesu an die Mühseligen.

Evang. Matth. 11, 28.

Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Amen.

Während wir auf der Fahrt begriffen sind, feiern die Unsrigen ihren Sonntag daheim. Aber, ob wir auf den Wellen dahingleiten, oder ob sich unsere Angehörigen auf dem Festlande befinden — hier, wo die Schiffsglocke, daheim, wo es vom Kirchthurm herab läutet, ist es im Grunde eine Stimme, die uns ruft, ein Heiland, der uns einladet: Kommet her zu mir Alle; ich will euch erquicken.

Die Einladung Jesu an die Mühseligen; diese Einladung ist

1. ernstlich gemeint,
2. einfach zu befolgen.

Schon als wir getauft wurden, als Eltern und Pathen über uns beteten, als aus biblischen Geschichten und biblischen Bildern die Gestalt Jesu uns entgegentrat, als uns der Katechismus eingeprägt und das Kirchenlied uns lieb ward, erscholl die Einladung Jesu: Kommet her zu mir. Später, als wir eingesegnet wurden, als der Herr zu uns sprach: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen; und abermals: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, da wiederholte sich der Ruf: Kommt, laßt euch versöhnen mit Gott.

Wiederum, als wir zum ersten Male das heilige Abendmahl feierten, als wir mit Eltern und Geschwistern an den Altar herantraten, als der Apostel uns das Geheimniß Gottes auslegte mit der Frage: Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Jesu Christi? der Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Jesu Christi? — auch da erklang die Aufforderung: Kommt, es ist vollbracht, es ist Alles bereit, ich will euch erquicken. Und wieder, als wir in unseren Beruf eintraten, als die weite, weite Welt sich vor uns aufthat mit ihren Stürmen und ihren Versuchungen, mit ihrer Falschheit und ihrer Unbeständigkeit, da sahen wir uns um nach dem Propheten aller Propheten, nach dem ewigen Hohenpriester, nach dem König aller Könige, der es treu mit uns meint, und es ging uns seine Mahnung zu Herzen: Kommet her zu mir Alle, ich will euch erquicken!

Wie ernstlich ist diese Einladung gemeint! Im alten Testament wird uns von Jakob erzählt: er sah eines Tages das Antlitz Labans, seines Anverwandten, und dasselbe war nicht gegen ihn wie gestern und vorgestern. So rechnet Mancher auf seines Freundes Zusage, klopft an die Thür und findet sie verschlossen, oder, falls sie sich ihm öffnet, ist er nach der Art des Empfanges froh, wenn er erst wieder draußen ist. Menschensinn ist launenhaft und unbeständig. Jesus aber ist, wie gestern so heut, derselbe auch in Ewigkeit. Unser wetterwendisches Herz — der Herr könnte es mit seiner Gnade nicht fest machen, hätte er nicht selbst ein so treues, zuverlässiges Herz, dem es ernst ist mit dem Zuspruch: Kommt, ich will euch erquicken. Und ein anderer Mann des alten Testaments, Joseph, muß es im Gefängniß erfahren, daß sein ehemaliger Mitgefangener, der Mundschenk Pharaos, dem er den Traum ausgelegt hat, ihn vergißt, trotzdem er dem in sein altes Amt Erhöhten nachgerufen: Gedenke meiner, wenn's dir wohlgeht. Jesus aber vergißt trotz aller Throne, Kräfte und Gewalten, die ihm unterthan sind, unser nicht, ob auch ein armer Schächer in zwölfter Stunde zu ihm spräche: Herr, gedenke mein. Sein Gedenken ein Schenken! Aus seiner Fülle sollen wir Gnade um Gnade nehmen und Ruhe finden für unsere Seelen. Und David endlich, als er in der Höhle Adullam als Flüchtling saß, da versammelten sich zu ihm allerlei Männer, die

in Noth und Schuld und betrübten Herzens waren, und er war ihr Oberster. Der Menschen- und Gottessohn ist mehr als David; er ist Davids Herr, auch darin ein Herr, daß er reich ist über Alles, das mühselig und beladen ist, zugänglich noch dem Letzten und Geringsten. Unsere Sünde trägt er und unsere Schmerzen nimmt er auf sich; durch die Wunden, die er sich für uns schlagen läßt, sollen wir heil werden.

Wie einfach ist diese Einladung zu befolgen, da Alle gemeint sind, die sich mühselig und beladen wissen! Die Wittwe, die, ihre unmündigen Kinder an der Hand, vor dem frisch aufgeworfenen Grabhügel ihres Mannes steht; der Vater, die Mutter, die ihren Liebling früh in die dunkle Erde gebettet haben; ein Elternpaar, das einem verlorenen Sohne nachweint und nicht Ruhe finden kann vor Herzeleid; der Heimwehvolle, der die irdische Heimath verloren hat und nach einer besseren himmlischen sich sehnt; das gefolterte Gewissen, dem es um Mitternacht klar wird: du bist gewogen und zu leicht befunden, Gott bricht den Stab über dich; der Zweifler, in dem es hin und her wogt: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben; der Angefochtene, der bekennt: das Böse, das ich nicht will, das thue ich, und das Gute, das ich will, das thue ich nicht — sie Alle sollen zu Jesu kommen, sie sollen ihre Noth, ihre Wunden, ihr Herz bergen in die Falten des Mantels der Barmherzigkeit, wie ihn der Sohn Gottes, der für uns Gekreuzigte, der Auferstehungsfürst, der große Meister im Helfen trägt und über uns breiten will.

Wie einfach ist die Annahme dieser Einladung: Kommt! Was that jener Aussätzige, von dem uns die Schrift berichtet? Er kam zu Jesu mit der bußfertigen Bitte: So du willst, kannst du mich wohl reinigen. Was that der Hauptmann von Kapernaum mit seiner Fürbitte für den kranken Knecht? Er kam zu Jesu. Was that Petrus, als er den Bord seines Schiffes verlassen hatte, um auf dem Wasser zu wandeln? Da er sank, rief er Jesum an: Herr, ich verderbe; und Jesus reckte die Hand nach ihm aus und zog ihn aus dem Wasser. Was that der Blinde von Jericho, was der Chor der Apostel, was die Wolke der Zeugen? Ihre Kraft und ihre Krone, ihr Ruhm und ihr Reichthum war: sie thaten Buße, sie lernten glauben, sie kamen zu Jesu. Alles Christenthum ist ein tägliches

Kommen zu Jesu. Jesus spricht: Alles, was mein Vater mir giebt, kommt zu mir; wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen. Dazu laßt uns um die Kraft des heiligen Geistes bitten. Denn der Katechismus spricht es uns vor, und wir sollen es ihm nachsprechen: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.

Kommt! und wenn ihr gekommen seid, so bleibt! Wird der Leichtsinn da noch Raum haben, wo Jesus regiert? Werden den noch Lüste und Leidenschaften quälen, Geiz, Hochmuth, Wollust, den der Herr mit seinem Auge leitet? Wird noch ein Bruder den anderen zum Bösen versuchen und verleiten, wenn Jesus Beide zu sich zieht? Wird Lebensüberdruß oder Todesgrauen den noch verfolgen, dem Jesus, der Herr, das A und das O geworden ist? Welchen Namen eine Sorge führe, sie findet keinen Einlaß zu einem Hause, in einem Herzen, welches die Vollmacht, zu Jesu zu kommen, anwendet und in Jesu Namen beten lernt.

Der Gott des Friedens heilige uns durch und durch, daß wir unsträflich behalten werden nach Leib, Seele und Geist! Möchte von dieser Stunde der Segen über uns ausgehen, daß wir, gestärkt und befestigt im Glauben, ein Jeder an seinem Theil danken und preisen lernen: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält! Amen. D. Kögel.

53.

16. Sonntag nach Trinitatis.

Der Betrug der Sünde.

Hebr. 3, 13.

Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißet, daß nicht Jemand unter euch verstocket werde durch Betrug der Sünde. Amen.

Wenn wir uns einmal Rechenschaft darüber zu geben versuchen, was doch eigentlich den Menschen immer wieder zum Sündigen treibt,

so müssen wir sagen, es giebt wohl Keinen, der sündigt, eben bloß um zu sündigen, das heißt, der das Böse thut allein aus Lust am Bösen. Böses thun, eben nur, weil es böse ist und weil Gott es verboten hat, das ist nicht mehr menschlich, sondern das ist teuflisch. Der Teufel thut das Böse allerdings bloß aus Feindschaft wider Gott und alles Gute. Spuren einer solchen teuflischen Bosheit finden sich hier und da wohl auch einmal bei einem Menschen, aber das gehört doch, Gott sei Dank, immer noch zu den Seltenheiten; jedenfalls ist das bei uns niemals der Anfang der Sünde, sondern immer nur ihr letztes schreckliches Ende.

Wenn wir Menschen trotz des ausdrücklichen, göttlichen Verbots doch immer wieder in Sünde fallen, so geschieht es vornehmlich deshalb, weil die Sünde für uns etwas so Verlockendes und Verführerisches hat, daß wir uns immer wieder von ihr täuschen und betrügen lassen. Das zeigt uns schon der erste Sündenfall, von dem die heilige Schrift berichtet. Nicht, weil Gott es verboten hat und ihr dieses Verbot Gottes gleichgültig oder gar verhaßt gewesen wäre, sondern weil sie sich auf die Einflüsterungen der Schlange hin von dem Essen der Frucht einen bis dahin nicht gekannten, ganz besonderen Genuß verspricht, darum übertritt das Weib Gottes Gebot und wird zur Sünderin. — Dasselbe zeigt die Geschichte vom verlornen Sohn im Neuen Testament. Nicht deshalb treibt es ihn hinaus aus dem Vaterhause, weil er der Gesellschaft seines Vaters und Bruders überdrüssig geworden ist, weil er es zu Hause nicht mehr aushalten kann, sondern weil es ihn ganz besonders schön und herrlich dünkt, völlig frei und unabhängig zu sein. Und geht es nicht uns selbst bei jeder Sünde, in die wir fallen, ebenso? Immer ist es die Vorstellung eines bis dahin noch nicht gekannten großen Glückes und Genusses, die uns sündigen läßt. Weil wir uns von der Sünde Befriedigung all' unserer Wünsche, all' unsers Sehnens versprechen, weil wir in ihr das zu finden hoffen, was uns, wie wir meinen, ganz glücklich und zufrieden machen wird, darum erscheint sie uns so anziehend und verlockend, so schön und verführerisch.

Und wenn dann die Sünde gethan ist, was finden wir in ihr? — Niemals, was wir erwartet hatten, sondern immer nur Täuschung und Betrug. Es geht uns mit jeder Sünde so, wie der Prophet

sagt: „Gleich wie einem Hungrigen träumt, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer; und wie einem Durstigen träumt, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, ist er matt und durstig.“ Ein Betrug ist der glänzende, verführerische Schein, der uns so in die Augen sticht. Glück und Leben, Zufriedenheit und Freude suchen wir in der Sünde und finden weiter nichts darin als Unglück und Elend, Verzweiflung und Tod. Immer wieder machen wir genau dieselbe Erfahrung mit der Sünde, wie einst Adam und Eva im Paradiese. Was die Schlange ihnen gesagt hatte: „Welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist,“ das hatte sie verleitet, Gottes Gebot zu übertreten. Nun aber, da die That geschehen ist, was haben sie davon? Ihre Augen werden allerdings aufgethan, aber was sie sehen, das ist etwas ganz Anderes, als sie erwartet hatten: „sie wurden gewahr, daß sie nackt waren.“ An Stelle des erwarteten Glücks nur Scham und Furcht und das Gefühl der Hülflosigkeit und Schande, das ist's, was die Sünde ihnen eingebracht hat. Betrogen von dem äußern glänzenden Schein und den glatten Worten der Schlange um ihre Unschuld, um ihres Gottes Liebe und ihres ganzen Lebens Glück! So spricht das Weib selbst es nachher aus, als sie von Gott zur Rechenschaft gezogen werden: „Die Schlange **betrog** mich, also daß ich aß.“ Das ist nicht bloß eine in der augenblicklichen Verlegenheit erfundene Entschuldigung, sondern das ist die bittere Wahrheit. Ein Betrug, ein schändlicher Betrug ist die Sünde immer. Ein kurzer Taumel, ein kurzer Rausch der Sinne, und dann das Erwachen, die Ernüchterung, Enttäuschung!

Darum ermahnt uns der Apostel in unserm Texte, daß Einer auf den Andern Acht haben soll: „Ermahnet euch selbst alle Tage, daß nicht Jemand unter euch verstockt werde durch **Betrug** der Sünde.“ Wenn der Versucher sich jederzeit in seiner wahren Gestalt zeigte, wenn wir die Sünde jederzeit mit klarem Blick als das erkennen würden, was sie in Wahrheit ist, nämlich als einen schändlichen Betrug, dann würde Niemand sich von ihr umgarnen lassen, würden wir sie fliehen wie den Tod. Aber das ist ja gerade die unheilvolle Kunst des Verführers, daß er nicht nur sich selbst zu verstellen weiß in einen Engel des Lichts, sondern daß er uns auch

die Sünde, durch die er uns zu verderben sucht, so schön, so verlockend und verführerisch vorzumalen versteht, und immer wieder gelingt es ihm, durch solche Künste uns zu betrügen.

Ein Betrug, ein schändlicher Betrug ist die Sünde. Und dennoch liegt darin zugleich ein gewisser Trost. Weil der Mensch der Betrogene und Verführte ist, eben darum kann Gott Mitleid und Geduld mit dem Sünder haben. Zwar die Schuld des Sünders wird dadurch nicht aufgehoben, denn Gott selbst hat ihn ja vorher gewarnt, und wenn er sich nur immer warnen lassen und dem Worte Gottes glauben wollte, so würde er den Betrug der Sünde leicht durchschauen und sich nicht dadurch verführen lassen. Aber andererseits macht doch dieser Betrug seine Verschuldung wieder erklärlich und darum auch die Verzeihung möglich. „Vater, vergieb ihnen," spricht der Herr am Kreuz, „denn sie wissen nicht, was sie thun." Und der Apostel Petrus hofft, daß Gott der Herr seinen Volksgenossen, den Juden, selbst das noch verzeihen und vergeben wird, was sie an Christo gesündigt haben, weil sie es schließlich doch nur „aus Unwissenheit" gethan haben.

Aber es wäre ein großer Irrthum, wenn wir meinen wollten, daß wir uns damit nun immer wieder entschuldigen und alle Verantwortung für unsere Sünde von uns abwälzen und sagen könnten: „Wir sind ja doch nur die Betrogenen! Was können wir dafür?" Das könnte das erste Mal vielleicht noch als Entschuldigung gelten, aber wer sich auch das zweite und dritte Mal und immer wieder betrügen läßt, für den giebt es keine Entschuldigung mehr. Das ist's, wovor der Apostel uns hier warnen will, wenn er spricht: „Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißt, daß nicht Jemand unter euch verstockt werde durch Betrug der Sünde." Immer wieder sich zur Sünde verführen lassen, obwohl man doch weiß, daß die lockenden Vorspiegelungen der Sünde weiter nichts sind als Lüge und Betrug, das führt schließlich zur Verstockung, zu jenem Zustande, in dem man mit vollem klaren Bewußtsein von der Verwerflichkeit und Unverantwortlichkeit dessen, was man thut, sich muthwillig und trotzig immer wieder der Sünde in die Arme wirft. Und davon gilt dann, was der Apostel einige Kapitel weiter sagt: „So wir muthwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntniß der

Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein anderes Opfer mehr für die Sünden, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird."

Das wollen wir stets bedenken, wenn die Versuchung an uns herantritt. Und wenn der Glanz und der Schimmer, mit dem die Sünde sich zu umgeben weiß, auch noch so verführerisch und verlockend ist, so wollen wir uns doch nicht dadurch betrügen lassen, sondern an das Wort des Apostels denken: „Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißt, daß nicht Jemand unter euch verstockt werde durch Betrug der Sünde."

Folge nicht,
Zion, folge nicht der Welt,
Wenn sie dich sucht groß zu machen.
Achte nichts ihr Gut und Geld,
Nichts ihr Drohen, nichts ihr Lachen!
Zion, wenn sie dir viel Lust verspricht,
Folge nicht!

Amen. Rumland.

54.

17. Sonntag nach Trinitatis.

Die rechte Sonntagsfeier.

Evang. Luc. 14, 1—6.

Und es begab sich, daß er kam in ein Haus eines Obersten der Pharisäer auf einen Sabbath, das Brot zu essen; und sie hielten auf ihn. Und siehe, da war ein Mensch vor ihm, der war wassersüchtig. Und Jesus antwortete und sagte zu den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprach: Ist's auch recht, auf den Sabbath heilen? Sie aber schwiegen stille. Und er griff ihn an und heilte ihn, und ließ ihn gehen. Und antwortete und sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, und er nicht alsbald ihn herauszieht am Sabbathtage? Und sie konnten ihm darauf nicht wieder Antwort geben. Amen.

Von der rechten Sabbathheiligung ist in unserm Text die Rede. Wir müssen dabei zunächst unterscheiden zwischen dem alttestamentlichen Sabbath und unserm neutestamentlichen Sonntag. Der Sabbath des alten Bundes war zunächst weiter nichts und sollte auch zunächst weiter nichts sein als ein Ruhetag. Das liegt schon in dem Namen; Sabbath heißt auf deutsch Ruhetag. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist." Das ist das alttestamentliche Sabbathgebot. Wie alle Gebote Gottes, so ist auch dieses nicht eine willkürliche Forderung, die an uns gestellt wird, weil Gott es nun einmal so haben will, sondern es soll eine Wohlthat für uns sein, er hat nur unser Bestes dabei im Auge. Das zeigt schon die Begründung, die der Herr diesem Gebot gegeben hat: „Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und Alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn." Auf die Schöpfung also wird der Sabbath zurückgeführt. Nicht das dritte Gebot erst hat den Sabbath eingesetzt, sondern er ist so alt wie die Welt und die Menschen selbst, er gehört zur Naturordnung. Wie der regelmäßige Wechsel zwischen Schlafen und Wachen für den Menschen ein unabweisbares Naturbedürfniß ist, so auch der regelmäßige Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe am Werktag und Sabbath. Wie Niemand seinem Leibe ungestraft für längere Zeit die Nachtruhe entziehen darf, so auch nicht die Sabbathruhe. Ein Naturgesetz wird niemals ungestraft übertreten, und die Sabbathruhe ist ein Naturgesetz, für den Menschen ebenso nothwendig wie Licht und Luft, Essen und Trinken. Und wenn heut zu Tage der Staat es für nothwendig gehalten hat, seine Unterthanen durch Gesetze zur Sabbathruhe zu zwingen, so thut er das nicht etwa bloß aus religiösen Gründen, sondern um seiner selbst willen, um Leben und Gesundheit und Wohlstand seiner Unterthanen zu schützen.

Ein Ruhetag sollte der alttestamentliche Sabbath sein, und das jüdische Volk hat es gerade mit dem Ruhen immer ganz besonders

streng gehalten. Die Pharisäer gingen sogar so weit, daß sie schon in der Heilung des Wassersüchtigen hier im Texte eine Uebertretung des Sabbathgebotes sehen zu müssen glaubten. Jesus braucht nur ein Wort zu sprechen, um ihnen die Sinnlosigkeit dieser Gesetzesauslegung zu zeigen. „Welcher ist unter euch," spricht er, „dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, und der nicht alsbald ihn herauszieht am Sabbathtage?" So wie sie den Sabbath auffassen, ist er gerade das Gegentheil von dem, was er sein soll, nicht eine Wohlthat für den Menschen, sondern eine unerträgliche Last. „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen," hat der Herr einmal bei einer anderen Gelegenheit gesagt. So will also unser heutiges Evangelium uns vor Allem vor jener falschen Auffassung des Sabbathgebotes warnen, die da meint, daß es sich bei diesem Gebot nur um eine leibliche Ruhe, das Unterlassen jeglicher Arbeit handelt. Schon der Wortlaut des Gebotes sollte uns zeigen, daß es dabei auf höhere Dinge abgesehen ist als das bloße Ruhen von der Arbeit. „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest." Das bloße Ruhen braucht nicht noch erst durch ein besonderes Gebot vorgeschrieben zu werden, das wird schon durch die Schöpfungsordnung gebieterisch gefordert; daß wir diesen schon durch das Naturgesetz geforderten Ruhetag heiligen, das ist die Forderung des göttlichen Gebotes.

Etwas heiligen heißt: es dem gewöhnlichen Gebrauch entziehen und der Gottheit weihen. Wenn wir also den Feiertag heiligen sollen, so heißt das, wir sollen ihn dem gewöhnlichen Gebrauch entziehen und dem Dienste Gottes weihen. Aber auch hier wieder nicht, weil etwa Gott solches Dienstes bedürfte, sondern weil wir für uns eines solchen Gottesdienstes bedürfen. Soll der Mensch nicht schließlich geistig verkommen, nicht allmählich ganz untergehen in der öden Einförmigkeit des alltäglichen Lebens, so muß er in regelmäßiger Wiederkehr einen Tag haben, an dem er sich darauf besinnen kann, daß Geld verdienen und Geld ausgeben keineswegs den höchsten Lebenszweck des Menschen ausmacht, daß ihm doch ein höheres Ziel gesteckt ist als den Acker bebauen, Handel treiben, Krieg führen und dergleichen. Darum hat Gott den Sabbath eingesetzt, nicht allein um unserer leiblichen Wohlfahrt, sondern noch viel mehr um unserer

Seele willen. Der Sabbath ist das Erbtheil, das der Mensch noch aus dem Paradiese mitgebracht hat in diese Welt der rastlosen Arbeit, des Elends und des Jammers. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst dein Brot essen im Schweiße deines Angesichts, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist; denn du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden." Das war der Fluch, mit dem der Mensch um seiner Sünde, seines Ungehorsams willen hinausgestoßen wurde aus dem Paradiese. Arbeiten und doch die Frucht seiner Arbeit nicht ernten, das war das Loos, das nun seiner wartete, nachdem des Paradieses Pforten sich hinter ihm geschlossen hatten, das Loos, das er sich selbst bereitet hatte durch seinen Ungehorsam. Aber siehe, des Schöpfers Barmherzigkeit gab ihm eins mit, das ihm dieses Loos erträglicher machen sollte, den Sabbath. So sehr ihn auch die ganze Woche hindurch die rastlose und so oft vergebliche Arbeit festhält unter dem Fluch: „Du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden," der Sabbath soll ihn wieder an seine ewige Heimath erinnern, soll ihn daran erinnern, daß er doch auch noch etwas Anderes ist als Erde, nämlich eine unsterbliche Seele, von Gott geschaffen, um mit ihm theilzuhaben an seiner ewigen, seligen Ruhe. So weist der Sabbath den Menschen nach zwei Seiten hin, rückwärts auf die Weltschöpfung und vorwärts auf die Welterlösung. Er soll ihm ein Unterpfand dafür sein, daß doch noch einst eine Zeit kommen wird, wo der volle Sabbathfrieden des Paradieses wiederhergestellt sein wird.

In Christo ist das geschehen. Von seiner Geburt singen wir:

Heut schließt er wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis,
Der Cherub steht nicht mehr dafür,
Gott sei Lob, Ehr und Preis.

Er ladet all' die Mühseligen und Beladenen zu sich: Kommet her zu mir, ich will euch erquicken! Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. In ihm haben wir Frieden, Ruhe, ewige Sabbathruhe für unsere Seelen. Darum feiern wir Christen nicht mehr den alttestament-

lichen Sabbath, den siebenten Tag der Woche, sondern den ersten Tag der Woche, den Sonntag. Nicht mehr bloß ein Ausruhen nach vollbrachter Arbeit soll der Sonntag uns bringen, sondern bevor wir herangehen an die neue Arbeit der Woche, sollen wir am Sonntag neue Kräfte der Ewigkeit schöpfen aus seinem Wort und Geist, daß wir hineingehen können in die Arbeit der Woche und in den Kampf des Lebens mit jener unwiderstehlichen Siegesgewißheit, die einen Paulus einst sprechen ließ: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

Daraus ergiebt sich die rechte christliche Sonntagsfeier ganz von selbst. Das bloße Stillsitzen macht noch keinen christlichen Sonntag, sondern den macht Christus und sein Wort. Dann erst hat das Ruhen von der täglichen Arbeit einen ewigen Werth, wenn es uns dazu dient, Zeit und Kraft zu gewinnen für die Ewigkeit. Und eine Arbeit für die Ewigkeit, in Gottes Namen und in Gottes Dienst, entheiligt den Sonntag nicht, sondern macht ihn erst wirklich zu dem, was er nach dem Willen Gottes sein soll. Aber freilich, was geschieht nur zu häufig mit der freien Zeit am Sonntag? Wär's nicht für manch Einen besser, wenn ihm die Verfügung über diese freie Zeit nicht überlassen würde? Wird nicht durch die sogenannte Erholung, wie sie von Vielen am Sonntag gesucht wird, Gesundheit und Kraft weit mehr in Anspruch genommen als durch die anstrengendste Arbeit? Wird nicht durch das Treiben am Sonnabendabend und in der Sonntagnacht die unsterbliche Seele oft viel tiefer hineingetreten in den Sumpf der Verödung und den Morast der Gemeinheit als durch die ehrliche Arbeit der ganzen Woche? — Wenn wir nur erst einmal wenigstens das, was wir haben, nun auch wirklich ernst und ehrlich ausnützen wollten für Zeit und Ewigkeit! Es gilt auch von der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung, was der Herr einmal bei einer anderen Gelegenheit gesagt hat: „Wer da hat, dem wird gegeben werden und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden.“ Amen.

Rumland.

55.

18. Sonntag nach Trinitatis.

Des Leibes Erlösung.

Röm. 8, 23.

Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft, und warten auf unsers Leibes Erlösung. Amen.

Die vernommenen Worte des Apostels Paulus lenken unsere Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Leibes für unser Leben in Zeit und Ewigkeit. Was wir als Christen von unserm Leibe zu halten haben, das wollen wir aus diesen Worten lernen.

Außerhalb des Christenthums giebt es zwei grundverschiedene Ansichten über die Bedeutung des Leibes für den Menschen. Für die eine ist der Leib Alles. Eine Seele giebt es nicht, die geistigen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen sind auch weiter nichts als Lebensäußerungen des Leibes und seiner einzelnen Organe, das Denken eine bloße Thätigkeit des Gehirns, das Wollen eine Thätigkeit des Herzens und des Blutes u. s. w. Der ganze Mensch ist also schließlich weiter nichts als eine außerordentlich künstlich gearbeitete Maschine, und wenn diese Maschine einmal ihren Dienst versagt und still steht, dann ist eben Alles aus. Die selbstverständliche Folge dieser Ansicht ist jene Lebensauffassung, die sich in dem bekannten Worte ausspricht: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." — Dieser Ansicht von der Bedeutung des Leibes für den Menschen steht schon im Alterthum eine andere gegenüber, die den Leib nur als ein Gefängniß der Seele ansieht, als eine Fessel, die sie hindert, sich frei zu entfalten. Die natürliche Folge dieser Auffassung ist jene Weisheit, die es für den höchsten Lebenszweck des Menschen hält, durch freiwillige Entbehrung und Entsagung nicht bloß, sondern selbst durch Verstümmelung und Zerfleischung den Leib zu betäuben und zu schwächen, die dann schließlich wohl auch in der freiwilligen Vernichtung des Leibes die höchste sittliche That sieht, deren der

Mensch überhaupt fähig ist. Auch diese finstere, man möchte fast sagen grauenerregende Lehre hat bis auf den heutigen Tag ihre begeisterten Apostel gehabt.

Die christliche Anschauung von der Bedeutung des Leibes für den Menschen steht zwischen diesen beiden. Man kann sie kaum kürzer zusammenfassen als in das Wort des Apostels hier in unserm Texte: Wir warten auf unsers Leibes Erlösung. Zunächst wird damit ausgesprochen, daß auch der Christ die Schwachheit und Hinfälligkeit und Unvollkommenheit seines Leibes empfindet, daß er noch der Erlösung seines Leibes bedarf. Wir glauben ja freilich als Christen, daß unsere Erlösung bereits geschehen ist. Christus, sagt die Schrift, ist durch sein Blut einmal eingegangen in das Heilige und hat eine ewige Erlösung erfunden. Aber so nachdrücklich die Schrift auch betont, daß wir durch das Blut Jesu Christi wirklich und wahrhaftig erlöst sind, so deutlich und bestimmt redet sie auf der andern Seite doch auch wieder davon, daß wir noch erst erlöst werden sollen. Betrübet nicht den heiligen Geist, sagt der Apostel, damit ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung. Und der Herr selbst hat da, wo er mit seinen Jüngern von den Zeichen des jüngsten Tages redet, gesagt: Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet. Daß darin kein Widerspruch liegt, zeigt eben des Apostels Wort hier in unserm Texte: Wir warten auf unsers Leibes Erlösung. In Christo haben wir bereits „die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung unserer Sünden“, aber auf die Erlösung unsers Leibes warten wir noch. Die Schuld der Sünde ist ausgetilgt durch sein Blut, aber die natürliche Folge der Sünde ist bestehen geblieben, nicht bloß für unsern eigenen Leib, sondern für die ganze Schöpfung, auch für die unvernünftige Kreatur. „Wir wissen“, sagt der Apostel in unserm Textkapitel, „daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unsers Leibes Erlösung.“

Warum das so ist, das wissen wir nicht; aber daß es so ist, wer von uns hätte das nicht schon an seinem eigenen Leibe erfahren?

Wir wollen hier noch gar nicht davon reden, wie traurig es ist, wenn ein Mensch einen kranken, gebrochenen Leib hinschleppt als eine schwere Last für sich und Andere. Der Geist ist willig, rege und lebendig, er möchte gern wirken und schaffen, aber schon beim ersten Schritt versagt der kraftlose Leib und sinkt stöhnend zurück. Wie oft haben wir das nicht schon erlebt, daß Jemand, der an geistigen Fähigkeiten viele Andere überragt, plötzlich mitten in seinem besten Wirken und Schaffen körperlich zusammenbricht, eine klägliche Ruine für lange Zeit, vielleicht gar für immer. Und wenn's das bloß wäre! Wer von uns kennt ihn nicht, den erfolglosen Kampf des Willens mit der Schwachheit des Fleisches? Man möchte so gern das Böse meiden und das Gute thun, aber immer wieder trägt des Leibes Schwachheit und des Fleisches Lust den Sieg davon.

Die meisten verlieren den Muth in diesem Kampfe. Wenn doch alles Kämpfen und Ringen umsonst ist, wozu sich dann noch weiter Mühe geben? — Wenn wir doch nur nicht so schnell den Kampf aufgeben wollten! Hat nicht auch ein Paulus, von der fortwährenden Vergeblichkeit seines Ringens und Kämpfens fast zur Verzweiflung gebracht, ausgerufen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Das Christenleben ist nun einmal hier auf Erden nicht fertige Vollkommenheit, sondern ein beständiger Kampf, ein fortwährendes Ringen und Streben: Wir warten noch auf unsers Leibes Erlösung.

Aber wir warten nicht aufs Ungewisse. Wir wissen und glauben es fest und unerschütterlich, daß auch unsers Leibes Erlösung noch kommen wird. Wohl gemerkt: nicht Erlösung vom Leibe, sondern Erlösung des Leibes. Nicht zerbrochen und vernichtet soll das Gefäß unseres Leibes werden, damit die Seele nun, frei von dieser Fessel, sich ungehindert entfalten könne, sondern nur von aller Schwachheit, Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit soll unser Leib los und ledig werden, eine würdige, heilige Behausung für die durch den Geist Gottes geheiligte Seele. So verbürgt es uns die Schrift. Meine Lieben, sagt Johannes, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden. Und noch deutlicher drückt sich Paulus aus: „Welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß

er ähnlich werde seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge sich unterthänig machen." — „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft; es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib."

Das ist's, worauf des Apostels Wort uns hinweist. Wie groß, wie herrlich ist doch unser Christenglaube! Nicht bloß geistige Veredlung und Vervollkommnung, nicht bloß Reinigung und Läuterung der Seele von allen irdischen Schlacken, nicht eine wesenlose, schattenhafte Unsterblichkeit, sondern volles, leibliches Leben, fröhliches, erfolgreiches Wirken und Schaffen ist's, worauf wir als Christen hoffen.

Dieser meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland, kennen;
Ich, ich selbst, kein Fremder nicht,
Werd' in seiner Liebe brennen;
Nur die Schwachheit um und an
Wird von mir sein abgethan.

Das ist's, worauf wir warten und hoffen in Geduld. Und uns gerade sollte solche Hoffnung doch noch ganz besonders lieb und theuer sein. Wie oft müssen wir den entseelten Leib eines lieben Kameraden hinabsenken in die dunkle, bodenlose Tiefe, wo kein Kreuz, kein Stein die Stätte bezeichnet, an der er seine letzte Ruhe gefunden hat! Wie oft haben wir schon zerfetzte Leiber, verstümmelte und zerrissene Glieder geborgen unter dem kühlen Rasen, und man wußte kaum noch, wem sie einst angehörten! Wie schrecklich, wie entsetzlich wäre das, wenn wir nicht in gläubiger Hoffnung sprechen könnten: Wir warten auch auf dieser Leiber Erlösung und Wiederherstellung.

Aber solche Hoffnung schließt auch eine ernste Mahnung ein. Ist dieser schwache, elende und hinfällige Leib zu solcher ewigen Herrlichkeit bestimmt, welch ein strenges Gericht wird dann über denjenigen ergehen, der dieses von Gott uns anvertraute Kleinod muthwillig zu Grunde richtet! Sehr ernst und eindringlich hat der Apostel davon an einer andern Stelle gesprochen: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnet? So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben.

Denn der Tempel Gottes ist heilig; der seid ihr." Wenn darum auch unsere erste Sorge der Seele gelten soll, so wollen wir doch nie vergessen, daß wir auch auf unsers Leibes Erlösung noch warten. Er aber, der Gott des Friedens, heilige uns durch und durch, und unser Geist ganz sammt Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi. Amen.

Rumland.

56.

19. Sonntag nach Trinitatis.

Sei getrost; deine Sünden sind dir vergeben.

Evang. Matth. 9, 1—8.

Da trat er in das Schiff, und fuhr wieder herüber, und kam in seine Stadt. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Da aber Jesus ihre Gedanken sahe, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euren Herzen? Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben; oder zu sagen: Stehe auf, und wandle? Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünden zu vergeben — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, heb dein Bette auf, und gehe heim! Und er stand auf, und ging heim. Da das Volk das sahe, verwunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat. Amen.

Das ist eine merkwürdige Geschichte, die der Evangelist uns hier erzählt. Einen Gichtbrüchigen, der hülflos auf seinem Bette liegt, bringt man zu Jesu, offenbar doch in der Absicht, daß er ihn heilen soll. Und siehe, der Herr tritt heran an sein Lager und schaut ihn an mit freundlichem Blick. Gespannt beobachten Alle, die

im Hause sind, jede seiner Bewegungen, lauschen auf jedes Wort aus seinem Munde. Nun wird er, denken sie, die Hand ausstrecken, den Kranken anrühren und ihn mit einem einzigen Worte heilen, wie sie ihn so oft schon hatten thun sehen. Nun öffnet sich auch sein Mund, nun fängt er an zu reden. Aber siehe da, etwas ganz Anderes kommt über seine Lippen, als sie erwartet haben: „Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben!"

Merkwürdig! Hülfe in leiblicher Noth und Krankheit haben sie bei ihm gesucht, und er redet hier von Sündenvergebung! Sehen wir hier nicht den Herrn selbst das thun, was der Jakobusbrief mit Recht so scharf tadelt: „So aber ein Bruder oder eine Schwester bloß wäre und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und Jemand unter euch spräche zu ihnen: Gehet hin in Frieden, wärmet euch und sättiget euch! gäbet ihnen aber nicht, was des Leibes Nothdurft ist, was hülfe ihnen das?" Nehmen wir hier nicht an dem Herrn selbst dasselbe Verfahren wahr, das gerade in unsern Tagen mit ganz besonderem Nachdruck und scheinbar auch mit Recht unserer christlichen Kirche zum schweren Vorwurf gemacht wird, nämlich daß sie die Armen und Elenden, die Hülfe suchend zu ihr kommen, anstatt ihnen wirklich zu helfen, mit frommen Redensarten abspeise; anstatt die Hungernden zu sättigen und die Frierenden zu kleiden, ihnen Predigten halte über Sünde und Sündenschuld, Buße und Sündenvergebung und sie vertröste auf ein besseres Jenseits? Wie kann man denn überhaupt von der Kirche noch Hülfe und Rath erwarten in der Noth unserer Zeit, wenn selbst der, den sie ihren Herrn und Meister nennt, auf den sie sich immer wieder beruft, und dessen Vorbild doch für sie in allen Stücken maßgebend ist, diesem armen Gichtbrüchigen hier keinen anderen Trost, keine andere Hülfe zu bringen weiß als: „Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben!"

Wirklich keinen andern? Hat er nicht nachher auch zu ihm gesagt: „Stehe auf! Hebe dein Bett auf und gehe heim?" Hat er ihm nicht nachher auch in seiner leiblichen Noth geholfen und ihn von seiner Krankheit geheilt? — Aber freilich erst nachher, in zweiter Linie; das Erste, das vor Allem noththut, ist und bleibt doch immer das: „dir sind deine Sünden vergeben". So hat es der Herr hier gemacht, so soll es auch die Kirche ihm nachthun, und nur

so lange sie darin seinem Vorbilde treu bleibt, kann und wird sie in Wahrheit das sein und bleiben, was sie nach seinem Willen sein soll, der Trost und die Zuflucht der Mühseligen und Beladenen, die letzte Rettung derer, welche die Welt längst schon aufgegeben hat. Das sollen wir aus diesem Evangelium lernen: die Sündenvergebung ist das Eine, das uns noch viel mehr noththut als Leben und Gesundheit, ja selbst als das tägliche Brot.

Sündenvergebung! Man weiß im Allgemeinen nur wenig damit anzufangen. Die heilige Schrift erzählt noch von einem anderen Gichtbrüchigen oder Gelähmten, der vom Herrn geheilt wurde, nachdem er 38 Jahre lang krank gewesen war, von dem Kranken am Teiche Bethesda. Da verfährt der Herr ganz anders als hier. Erst heilt er ihn und läßt ihn gehen, und als er ihn am nächsten Tage im Tempel wiederfindet, da spricht er warnend zu ihm: „Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre". Dies Verfahren erscheint uns unwillkürlich viel richtiger als dasjenige, das der Herr bei dem Gichtbrüchigen hier in unserem Texte beobachtet. Einen Menschen warnen vor der Sünde, ihn ermahnen, daß er die Sünde, die ihn ins Verderben bringt, in Zukunft meide, ja, das ist vernünftig, aber Sündenvergebung, was soll das?

Das ist der große Fehler, an dem das Christenthum so vieler Christen leidet: sie haben überhaupt gar kein Verständniß, oder richtiger gar kein Gefühl mehr dafür, was Sünde eigentlich ist. Wir sprechen hier natürlich nicht von denjenigen, die für das Wort „Sünde" überhaupt nur noch ein mitleidiges Lächeln übrig haben, die dieses Wort nur noch in den Mund nehmen, um vielleicht einmal einen leichtfertigen Witz damit zu machen. Es handelt sich hier vielmehr nur um diejenigen, die es wirklich noch ernst damit nehmen, deren aufrichtige, ehrliche Ueberzeugung es ist: ja „die Sünde ist der Leute Verderben", die sich redlich Mühe geben, so viel an ihnen ist, die Sünde zu meiden und zu bekämpfen, wo immer sie sich zeigen mag. Seien wir doch einmal ganz ehrlich: Warum meiden und bekämpfen wir die Sünde? — Allein um ihrer natürlichen Folgen willen! weil jede Sünde ausnahmslos gewisse unausweichliche, natürliche Folgen hat, die uns unangenehm sind, unter denen wir zu leiden

haben, weil die eigene Erfahrung uns täglich zeigt, daß der Mäßige, der Fleißige, der Ehrliche, der Tugendhafte glücklicher ist und mehr von seinem Leben hat als der Unmäßige, der Träge, der Unehrliche, der Lasterhafte, mit einem Worte, weil es vernünftiger ist, die Sünde zu meiden, als ihr zügellos und willenlos sich hinzugeben. Wenn es ein Mittel gäbe, den unangenehmen Folgen, welche die Sünde unausweichlich nach sich zieht, mit völliger Sicherheit vorzubeugen, wer weiß, wie Viele sich auch dann noch abhalten lassen würden, die Sünde zu thun, bloß weil Gott sie verboten hat! Und das ist es doch erst, was die Sünde zur Sünde macht, daß sie sich richtet wider Gottes Gebot. Nicht eine Unklugheit und Thorheit bloß ist die Sünde, sondern ein Frevel gegen Gott. Nicht darin allein liegt die für den Menschen verderbliche Macht der Sünde, daß sie allerlei unangenehme, natürliche Folgen hat, sondern vor Allem darin, daß sie uns scheidet von Gott, daß die Sünde eine Schuld in sich schließt, die sich trennend und hindernd stellt zwischen uns und unseren Gott. Und wenn es uns auch möglich wäre, in diesem Augenblick, hier auf dem Fleck umzukehren und mit einem Schlage ganz andere Menschen zu werden, in deren Leben auch nicht die geringste Spur von Sünde sich mehr findet, wir schleppen doch Zeit unseres Lebens eine Kette hinter uns her, die uns festhält mit eisernen Banden und den vorwärts strebenden Fuß hemmt, die in unseren glücklichsten Stunden mit ihrem Klirren uns aufschreckt aus unserer Ruhe und uns weiter treibt, rastlos, ruhelos. Und wenn wir auch, diese Töne zu übertäuben, uns hineinstürzen in den rauschenden Reigen der Lust oder in rastlose Mühe und Arbeit, das Alles hilft uns nichts, das Alles ist umsonst: wir sind und bleiben der ewigen Gerechtigkeit unrettbar verfallen durch unsere Schuld.

Man kann diese Schuld leugnen, man kann mit den scharfsinnigsten Schlußfolgerungen beweisen wollen, daß es lächerlich sei, von einer Sündenschuld überhaupt zu reden, los wird man seine Schuld und das Schuldbewußtsein damit doch nicht. Los wird man seine Schuld nur dadurch, daß man sie sühnt, wieder gut macht. Wer das kann, wer im Stande ist, aus eigener Kraft wieder gut zu machen, was er gesündigt hat, der braucht ja freilich weiter nichts. Wer das aber nicht kann, dem bleibt nur eins noch, das

ihn retten kann: die Gnade Gottes und die Vergebung seiner Sünden.

Gott vergiebt uns unsere Sünde, das heißt: er deckt sie zu, er tilgt sie aus. Es soll zwischen uns und ihm wieder Alles ins Reine kommen; wir sollen wieder so vor ihm stehen, als hätte niemals auch nur der geringste Schatten einer Schuld trennend und hindernd gestanden zwischen ihm und uns. „Siehe ich tilge deine Missethat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. — Er wird sich unser wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.“ — Das ist Sündenvergebung.

Kommen auch in unserem Leben Stunden, wo des Gewissens Anklagen nicht zum Schweigen zu bringen sind, wo das Bewußtsein unserer Schuld über unserem Haupte zusammenschlägt wie Meereswogen riesengroß, kommen auch uns Augenblicke, wo wir sagen möchten: Ich will gern hungern und frieren, will gern Elend und Schmerzen tragen, wenn ich nur einmal wieder wie in meiner Kindheit Tagen stehen darf vor dem Heiligen und Allwissenden, ohne die Augen niederschlagen zu müssen im Gefühl meiner Schuld, wenn ich nur einmal wieder frei athmen darf die reinen Lüfte der Ewigkeit, wenn ich nur einmal noch unbeschwert und ungehindert von dem, was hinter mir liegt, von vorn anfangen kann — kommen auch uns solche Stunden, hier ist der Mann, der helfen kann: Jesus, der hier zu dem Gichtbrüchigen spricht: „Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben!“ Der hier mit einem Wort seines Mundes den Gichtbrüchigen heilen kann, der kann auch noch mehr, der kann uns auch geben, was uns noch viel mehr notthut als gerade und gesunde Glieder, der kann auch den verzweifelten Schaden unserer Seele heilen: „Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben“. Amen.

Rumland.

57.

20. Sonntag nach Trinitatis.

Die erste Bitte.

Evang. Luc. 11, 1 und 2.

Und es begab sich, daß er war an einem Ort, und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrete. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht: Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiliget. Amen.

Das heilige Vaterunser ist wie ein trauter Freund, der uns vom Anfang bis ans Ende unseres Lebens begleitet. Bei der heiligen Taufe werden unter diesem Gebet die Hände auf des Kindes Haupt gelegt; die Mutter faltet ihm später die Hände und lehrt es beten: „Unser Vater." Jeden Sonntag wird es in der Kirche gebetet, und jeden Werktag soll es unser Morgen- und Abendgebet sein. Bei der Trauung wird es über den Eheleuten gebetet, und wenn man uns zur letzten Ruhe geleitet, betet man ein stilles Vaterunser über dem Grabhügel.

Auch wir wollen es aufs Neue lernen in diesen Gottesdiensten, auf hoher See zur Andacht versammelt, und unseren Herrn bitten: „Christ Kyrie, komm zu uns auf die See und lehre uns beten, wie du deine Jünger gelehrt". Für heute betrachten wir

den seligen Anfang: „Vater unser in dem Himmel",

und die erste heilige Bitte: „Geheiliget werde dein Name".

Wir wissen oft nicht, wie wir einen hochgestellten Mann anreden sollen in Schrift und Rede. Wir sind zweifelhaft, ob wir das richtige Wort treffen. Wie viel mehr muß es einem Christenmenschen eine Sorge sein, wie er den großen Herrn Himmels und der Erde würdig anreden soll. Siehe, da nimmt uns der Herr gleich die Sorge vom Herzen und sagt uns: „Rede ihn an frischweg, wie du

deinen lieben Vater anredest, und sprich: Vater unser in dem Himmel." Wir sollen also glauben, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, und sollen getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Da denke denn Jeder an seinen Vater und Mutter zu Hause und an all die Liebe und Güte, die er dort empfangen hat. Wie war's doch so köstlich, daß wir zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, kommen durften, ohne daß uns etwa Jemand hätte anmelden müssen! Solch Recht sollst du auch haben. Wir sind ja durch Jesum Christum erlöst und durch die Taufe Gottes Kinder geworden, darum dürfen wir vor ihn treten und bitten nicht wie das Geschöpf den Schöpfer, oder der Knecht seinen Herrn, sondern wie ein Kind seinen Vater. Sagt es uns doch die Schrift: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen. So hat uns im Vaterunser der Heiland die Bittschrift an seinen Vater selbst aufgesetzt und in die Hand gegeben.

Aber wir beten nicht: „Mein Vater", sondern „Unser Vater." Wir sind also nicht allein, wenn wir beten, sondern Millionen heben mit uns die Hände empor. Das soll uns ein Trost sein. So manchmal kommt man sich in der Welt einsam und verlassen vor und denkt, um dich kümmert sich kein Mensch. Aber nun sollst du wissen: in aller Welt, vom Nordpol bis zum Südpol gedenken Menschen an mich, wenn sie vor den himmlischen Vater treten. Sie beten ja „Unser Vater" und nehmen dich hinein in ihr Gebet. — Aber dies Wörtlein „Unser" lehrt dich auch für Andere bitten, für die Deinen zu Hause und für der ganzen Welt Noth und Elend. Das öffnet dir das Herz zur Liebe und Versöhnung. Denn mit Haß im Herzen kann man kein Vaterunser beten.

Nur dann darfst du auch fortfahren: Unser Vater „in dem Himmel", denn da hinauf zieht dich das Vaterunser. Die Väter auf Erden müssen oft sagen: Ja lieber Sohn, ich möchte deine Bitte dir wohl erfüllen, aber ich kann nicht. Kein Vater kann sein Kind freisprechen von der Anklage des Gewissens, noch es in aller Versuchung bewahren und erlösen von allem Uebel und in den Himmel aufnehmen. Das kann der himmlische Vater allein, und darum betest du: Unser Vater im Himmel, denn bei ihm ist kein Ding

unmöglich. Danach sagt dir auch das Wort „in dem Himmel“, wo du eigentlich hingehörst. Wir sind noch auf Erden, und unser Vater ist im Himmel. Ein Kind gehört aber zu seinem Vater. Darum soll dich's mit jedem Vaterunser hinaufziehen zur himmlischen Heimath. Du bist hier nur unterwegs und sollst es darum nicht zu schwer und nicht zu leicht nehmen. Nicht zu schwer, denn das Wandern hat einmal ein Ende, und nicht zu leicht, denn unser Leben ist eine Vorbereitung auf die Ewigkeit. Siehe, so beten Glaube, Liebe und Hoffnung den Anfang des Vaterunsers. Als die Kinder Gottes sprechen wir im Glauben: „Vater“; als die Brüder in der Liebe: „unser Vater“; als Pilgrime und Fremdlinge auf Erden, in seliger Hoffnung: „der du bist im Himmel“.

Wer so aber recht den Anfang betet, der kann auch fortfahren und die erste heilige Bitte beten: „Geheiliget werde dein Name“! Da nimmt uns der Heiland auf den Flügeln des Gebets gleich himmelhoch hinauf, und wir stehen in seinem Heiligthum, wo alle Seraphim und Cherubim singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll“. Freilich, wenn der arme Mensch mit seiner Noth und seinem Elend das Vaterunser zu machen gehabt hätte, so wäre er mit seinem Anliegen auf der Erde geblieben und hätte angefangen von täglichem Brot und von Allem, was ihn beschwert und drückt. Aber im Vaterunser soll sich die Seele zuerst aufschwingen und an andere große, heilige Dinge denken und wissen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen“. Erst kommt mein Gott und seines Namens Ehre, und dann komme erst ich mit meiner Noth.

Geheiliget werde dein Name! Damit danken wir zu allererst, daß er uns seinen Namen genannt und geoffenbart hat. Denn wenn er ihn nicht genannt, dann könnten wir ihn auch nicht anrufen. Weißt du, was die griechischen Heiden, die doch sehr weise und gescheite Leute waren, auf ihren Altar geschrieben haben? „Dem unbekannten Gott“, d. h. wir kennen ihn nicht, wir wissen nichts von ihm! Du aber hast und kennst seinen Namen: „Vater“. Mit großer Frakturschrift hat er ihn in allerlei Bücher geschrieben. Da ist zunächst jenes große Buch, das kein Mensch mit seiner Hand

umspannen kann, das Buch der Schöpfung. Ja, die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Auf jeder Seite steht: Wie heilig ist dein Name! Es freut sich ein Kind, wenn Jemand seines Vaters Namen kennt und mit Achtung nennt. So freuen wir uns, daß wir den Namen unseres Vaters überall in der Natur geschrieben finden.

Dann findest du seinen Namen in deinem Gewissen. Das ist das Buch, das du immer mit dir herumträgst, wenn du's nicht freventlich zerrissen und weggeworfen hast. Mit flammender Schrift steht sein Name darin: Gerecht und heilig! Wo soll ich hingehen vor deinem Geist und hinfliehen vor deinem Angesicht? Da bittest du denn: Laß deinen Namen mir allezeit vor Augen und im Herzen sein, daß ich in keine Sünde willige.

Das letzte Buch ist das seligste, das ist sein heiliges Wort. Da siehst du ihm in sein Herz. Mit goldenen Buchstaben steht darin: Gott ist die Liebe! Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Aus diesen drei Büchern tönt dir Gottes heiliger Name entgegen, und du sollst nun bitten: Ach, daß doch alle Welt deinen heiligen Namen erkennte!

Du gelobst aber auch damit, daß du den Namen Gottes heiligen und nicht mißbrauchen willst durch Fluchen und Schwören. Ach, hilf Gott, wie wird der Name Gottes unter uns so oft entheiligt! Wie viel Tausende beten alle Tage mit ihrem Fluchen zum Teufel und beten sich damit den Fluch aufs Haupt.

Trage den Namen deines Gottes mit Ehren und untadelig. Es giebt keinen herrlicheren Namen als den Namen Gottes. Du aber bist sein Kind und trägst seinen Namen. Mache ihm keine Schande auf Erden. Amen.

D. Frommel.

58.

21. Sonntag nach Trinitatis.

Die zweite Bitte.

Evang. Matth. 6, 10.

Dein Reich komme. Amen.

Das ist die kürzeste Bitte im Vaterunser, sie besteht nur aus drei Worten, und doch ist sie die längste und inhaltreichste. Auf die vielen Worte kommt's überhaupt nicht an. Man kann mit vielen Worten sehr wenig und mit wenig Worten sehr viel sagen. Als der Heiland am Kreuze hing, sprach er das Wort: „Es ist vollbracht." Das ist nur ein kurzes Wort, aber es gilt in alle Ewigkeit, und unsere ganze Erlösung, unser Friede im Leben und Sterben ruht darin. So ist's auch mit dieser kurzen Bitte: „Dein Reich komme." Ist sie einmal ganz erfüllt, ist Gottes Reich in Herrlichkeit da, dann hören alle Bitten auf, dann ist Gottes Name geheiligt, sein Wille geschieht, die Schuld ist vergeben, und wir sind vom Uebel erlöst. Darum hat man diese Bitte die selige genannt, weil sie alle Seligkeit in sich faßt, hier zeitlich und dort ewiglich. Die Bitte hat drei Fragen an uns, die wir beantworten wollen:

1. Bist du in diesem Reiche?
2. Wirkst du für dieses Reich?
3. Hoffst du für dieses Reich?

I.

In einem Reich leben und sind wir von Natur und Geburt. Wir leben im Reich der Schöpfung, im Weltreich. Jeder hat sein Heimathland und seinen Heimathsort darin, und in den Büchern auf dem Rathhause seiner Gemeinde steht sein Name geschrieben mit Geburts-Jahreszahl und -Datum. Gewiß, es ist unsere Freude und unser Ruhm, solchem Reiche anzugehören. Ein Mensch, der sein

Vaterland, sein Volk, seine Heimath nicht liebt, ist ihrer nicht werth, und der Dichter hat Recht, wenn er sagt:

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Aber dies Reich ist doch ein vergängliches; es kann zerstört werden und vom Erdboden verschwinden, wie denn viele gewaltige Weltreiche untergegangen sind, und deine Heimath kann dir mit Stumpf und Stiel abbrennen. Die Weltreiche haben ihre Zeit und ihre Grenzen; überall steht der Grenzpfahl: Bis hierher und nicht weiter. In dem Weltreich herrscht neben allem Schönen und Guten auch die Sünde und der Tod. Der Friede unter diesen Weltreichen ist nur ein Waffenstillstand, und Jeder muß sich wehren, daß ihm Niemand hereinbricht. Kein Weltreich ist ein Reich des Friedens. Aber Gott Lob, daß wir nicht in diesem Reich allein leben, sondern ein anderes Reich unter uns gegründet worden ist, da Fried' und Freude lacht, nämlich das Reich Gottes, das uns Jesus Christus gebracht hat, das Himmelreich, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist ist. Auf dies Reich haben die Frommen des alten Bundes gewartet und haben sich dessen in allem Elend getröstet und danach ausgeschaut wie nach dem Sonnenaufgang und gefragt: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Wann wird das Heil uns kommen?" Und siehe, in der Weihnacht ist es gekommen, und mit ihm Gnade, Vergebung der Sünden und ewiges Leben. Zu diesem Reich ist nun Jeder berufen, und seine Thore sind weit aufgemacht. Dies Reich hat keine Grenzen und wird dauern bis auf das letzte Menschenkind auf Erden. Auch du bist berufen worden in der heiligen Taufe. Aber nun gilt es, daß du dem Rufe folgest. Es ist nicht genug, daß Einer, wenn er mit dem Zuge oder dem Schiffe fahren will, die Glocke läuten hört und den Fahrschein in der Hand hat, sondern er muß auch einsteigen, sonst kommt er nicht mit. Wie oft hat dich dein Gott gerufen, mit sanfter und ernster Stimme, in Freude und Leid, und du hast's vielleicht gemacht wie der Landpfleger Felix, der sagte: „Ein ander Mal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich hören." Oder hast du dich entschuldigt, wie die Leute beim großen Abendmahl sich entschuldigten? Prüfe dich, du weißt nicht, ob's nicht das letzte Mal war, daß dich Gott gerufen, und nach

dem Himmelreich kannst du dir keinen Extrazug bestellen. Nein, heute, so du seine Stimme hörst, mache dich auf und komme!

II.

Wirkst du für dies Reich? Sonst kannst du ja nicht bitten: Dein Reich komme. Wer einmal in diesem Reich lebt, in wessen Herzen Friede und Freude aus Gott, Trost und Hoffnung eingekehrt, der bittet auch, daß dies Reich immer mehr zu ihm selbst komme. Denn es will unser Herz ganz einnehmen. Es giebt Leute, die halbiren ihr Herz, das eine Stück geben sie Gott, das andere der Welt. Aber in der Welt schon kann man nur ganze Leute brauchen und im Reich Gottes vollends. Ein halber Freund ist schlechter als gar keiner. Darum bitte, daß das Reich Gottes immer mehr dein Herz mit allen seinen Gedanken und Begierden durchdringe. Sei keine dürre Rebe am Weinstock, kein feiger Soldat im Heere unseres himmlischen Königs. Darum singen wir:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König, brauch' dein Regiment!
Führe deines Reiches Kriege,
Mach' der Sklaverei ein End'!

Aber dann gilt es, daß wir das Reich auch Anderen bringen und helfen, daß es zu ihnen komme. Wir denken daran, daß noch tausend Millionen von Heiden im Schatten des Todes und in Finsterniß sitzen und nichts von einem Reich des Lichts und des Lebens wissen und ohne Trost und Hoffnung in ihr Grab steigen. Ihnen müssen wir die Botschaft senden. Wer da nicht mitarbeitet und doch bitten will: Dein Reich komme, der wäre gerade wie Einer, der mit dem Boote wegfahren will und doch den Anker nicht lichtet. Gedenke aber auch daran, daß du mit dieser Bitte gegen deine Brüder und Kameraden eine Verpflichtung hast. In dieser Weise kann Einer des Anderen Engel werden, der ihn in den Himmel führt, oder des Anderen Teufel, der ihn in die Hölle stürzt. Da kann man nicht sagen wie Kain: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Ja wohl, das sollst du sein. Wacht denn nicht hier auf dem Schiffe in der Nacht die Wache für die Anderen alle, daß ihnen kein Leid geschieht? An der schleswigschen Küste, da giebt's

Deichhauptleute, die gehen beim Sturm in stiller Mitternacht hinaus an die Dünen und Dämme und sehen zu, daß die Nordsee nicht den Damm durchbricht, und wenn sie merken, daß irgendwo die Fluth durchgerissen, da verstopfen sie wohl mit ihrem eigenen Leibe die Lücke, bis Hülfe kommt. So soll Jeder sich auch aufmachen, wo er sieht, daß die Fluth der Sünde hereinbrechen will beim Anderen, mit Liebe und Ernst ihn warnen und ihm zurechthelfen zum Reich Gottes.

III.

Zuletzt: Hoffe für dies Reich! Zwar ist dieses Reich immer im Kommen, aber es geht durch Kampf und Leiden. Wie klein, wie verachtet war dies Reich, als der Herr zu Pilatus sagte: „Du sagst es; ich bin ein König. Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Wie gering war es, als der Herr am Himmelfahrtstage zu der Handvoll Jünger sagte: „Gehet hin und predigt das Evangelium aller Kreatur!" Durch wie viel Noth und Verfolgung ist dies Reich gegangen! Man hat seine Jünger gesteinigt und verbrannt, aber die Wahrheit kann man nicht verbrennen, sein Reich hat doch gesiegt. „Laß Christum und St. Peter und alle Heiligen sterben, am dritten Tage werden sie doch auferstehen", sagt Luther. Aber bis dies Reich kommen wird in Herrlichkeit, wird's noch manchen heißen Kampf geben. Wir sehen, wie überall in unserer Zeit ein anderes, finsteres Reich sich aufmacht. Seine Fahne ist blutroth; es proklamirt den Krieg Aller gegen Alle, es will Gott im Himmel trotzen und die Throne auf Erden stürzen und Recht und Gesetz aus dem Gewissen tilgen. Da gilt es, fest zu dem Reiche Gottes stehen und wissen: Der Herr behält den Sieg. Im siebenjährigen Kriege sangen die österreichischen Soldaten von ihrem Feldmarschall Laudon:

Wir fürchten ihre Schaaren nicht,
Denn Laudon führt den Krieg,
Und Brüder, die Erfahrung spricht:
Wo Laudon, da ist Sieg!

Und doch war's nicht immer so. Wir aber singen von unserem himmlischen Heerführer: Wo Christus ist, ist Sieg! Wer aber an den Sieg glaubt, der wird ihn auch gewinnen. Amen.

D. Frommel.

59.

22. Sonntag nach Trinitatis.

Die dritte Bitte.

Evang. Matth. 6, 10.

Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Amen.

Die meisten Menschen denken bei dieser Bitte: „Dein Wille geschehe“ nur an die Stunden des Leids und des Abschieds im Leben. Wenn ein Schiff seine Anker lichtet, die schwellenden Segel das Liebste davon tragen, und die Zurückgebliebenen mit langem Blick nachsehen, dann sprechen sie wohl wie auch an einem offenen Grabe:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, das man hat,
Muß scheiden.

Und wenn's fromme, gottergebene Menschen sind, dann fassen sie ihre Seele in dem Wort: „Herr, dein Wille geschehe.“ Gewiß, auch diesen Sinn hat diese Bitte; aber sie bittet doch noch mehr. Sie will nicht bloß ein Stecken und Stab in Trübsal, sondern auch eine Leuchte auf dem Lebenswege sein. Sie will nicht bloß, daß wir etwas leiden, sondern daß wir auch etwas thun sollen. Darum hat man sie die schwere Bitte genannt. Was wir aber bei dieser Bitte thun sollen, wollen wir zusammenfassen in drei Mahnungen:

1. Erkenne Gottes guten, gnädigen Willen.
2. Thue seinen heiligen Willen.
3. Beuge dich unter seinen mächtigen Willen.

I.

Was ist Gottes guter, gnädiger Wille? Wir können es mit einem kurzen Schriftwort sagen: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Damit ist uns ein froher Lichtblick in Gottes Herz gegeben. Da findest du nichts von einem launischen, grausamen Schicksal, wie die Heiden es sich vorstellten, nichts von einer dunklen Macht, welche die Menschen haßt und verdirbt, sondern du erkennst den Liebeswillen eines heiligen, gnädigen Gottes, der seine Kinder retten und selig machen will. Das war ja der ursprüngliche Gedanke Gottes, als er die Welt schuf, daß darin eine Menschheit leben sollte, die ihn liebte, in die er sein Leben und seine Gottesfülle geben könnte. Als der Mensch aber seinem eigenen Willen folgte und Abschied nahm von seinem Gott, hat Gott doch seinen guten, heiligen Willen nicht fallen gelassen. Durch die Jahrtausende hindurch geht dieser sein heiliger Wille, der das zerrissene Band immer wieder anknüpft. Als die Zeit erfüllt war, sandte er seinen Sohn, daß er des Vaters Willen thue und vollende sein Werk und die Menschheit wieder zurückbringe an das Herz des Vaters. In Christo hat Gott der schiffbrüchigen Menschheit das Rettungsboot vom Himmel herabgelassen und entgegengesandt, das Rettungsseil zugeworfen. Nun will er, daß du dieses Seil nicht bloß *siehst*, sondern daß du es *fassest* und dich ans rettende Ufer ziehen lassest. Siehe, das ist Gottes guter, gnädiger Wille. Gott macht es dem Menschen *so leicht, selig* zu werden, und so entsetzlich *schwer, verloren* zu gehen. Auf dem Weg zum Himmel giebt's keinen Schlagbaum, wohl aber auf dem Weg zur Hölle, wo sein Gott ihm entgegentritt und ihn retten will. Der Herr weist hinauf mit dieser Bitte von der Erde weg und spricht: „Es geschehe auf Erden *wie im Himmel*.“ Im Himmel geschieht dieser gute, gnädige Wille Gottes. Da thun ihn die Engel Gottes, und das ist ihre Seligkeit, ganz einzugehen in die Gedanken seiner Liebe. Darum ist Freude bei ihnen über einen Sünder, der Buße thut und sich wieder zurecht findet; darum sendet sie der Vater zu Weihnachten, Ostern und Himmelfahrt, daß sie die Herolde seien seiner Gnade. So bittest du denn in dieser Bitte: „Herr, laß mich deinen guten, gnädigen Willen erkennen, der mich selig und zu deinem Kinde machen will, und laß mich in dem bunten Gewirr der Fäden meines Lebens den *goldenen Faden* herausfinden, dessen Name ist: Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

II.

Aber freilich, bis Gottes Wille an uns geschieht, kostet's keinen geringen Kampf. Sein guter, gnädiger Wille trifft einen anderen bösen Willen an, den er erst überwinden muß. Darum hat das Wort Luthers wohl recht, das Antwort auf die Frage giebt: Wie geschieht solcher Wille? „Wenn Gott allen bösen Rath und Willen bricht, die uns Gottes Namen nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen." Der Mensch hat ja seinen freien Willen und kann sich auch gegen Gottes Willen aufbäumen; denn Gott kann und will den Menschen nicht zwingen. Wie ein Hirte seine Schafe mit der Stimme ruft, daß sie ihm folgen, und sie nicht am Strick zieht, so thut Gott auch. Alles kann man in der Welt sprengen und zwingen: die Felsen und den härtesten Diamant, nur nicht ein Menschenherz. Darum hat der Heiland zu dem Geschlecht seiner Tage gesagt: „Wie oft habe ich euch sammeln wollen, aber ihr habt nicht gewollt!" Der verlorene Sohn hat auch gethan, was er gewollt hat, und sein freier Wille hat ihn schließlich ins Elend und in die Knechtschaft gebracht. Frei ist nicht der Mensch, der thut, was er will, sondern was er soll. Da beten wir also allen bösen Willen in uns hinunter ins Grab. Du bist vielleicht wieder daran gewesen, Gottes guten Willen zu thun und dich retten zu lassen; es fehlte nicht viel, und doch was nützt es, wenn dir nicht viel fehlt? Vor etlichen Jahren strandete ein Schiff dicht an der englischen Küste, angesichts des Ufers. Der Hafen war fast erreicht, die Reise war zu Ende, Keiner dachte an Gefahr, und siehe, da versank das Fahrzeug plötzlich und verschwand von der Oberfläche des Meeres. Es fehlte nicht viel, so wäre es in den Hafen gelaufen. Es fehlte nicht viel, und doch — es fehlte Alles, es hatte sein Ziel nicht erreicht.

Laß sodann den Willen Gottes nicht bloß an dir geschehen, laß ihn auch von dir geschehen. Du kennst den heiligen Willen Gottes, er hat ihn in die steinernen Tafeln der Gebote, er hat ihn dir ins Gewissen geschrieben. Nicht die „Herr, Herr" sagen, sondern die den Willen thun ihres Vaters im Himmel, werden ins Reich Gottes kommen. Man sagt wohl im Sprichwort: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich"; aber wenn es nicht zugleich

der heilige Wille Gottes ist, dann wird er seine Hölle. Glücklich bist du nie, wenn du gegen Gottes Willen und Gebot handelst, da verfolgt dich immer dein böses Gewissen. Gottes Gebote sind nicht schwer für den, der ihn liebt. Was man aus Liebe thut, wird Einem überhaupt leicht. Ein Kind, das seine Eltern liebt, sieht's ihren Augen ab, was sie gern haben; es braucht kein äußeres Gebot, denn das Gebot steht in seinem Herzen geschrieben. So thun die Engel im Himmel den Willen Gottes, ganz, willig, immer. Thust du ihn also, dann wird es dir nicht schwer werden, den letzten Sinn der Bitte zu erfüllen:

III.

Beuge dich unter Gottes Willen.

Gott führt uns manchen Weg im Leben, den wir anders gewünscht hätten; Wege, die wir im ersten Augenblick nicht verstehen. Aber ein rechtes Kind faßt die Hand seines Vaters, sagt nicht: „Wo führst du mich hin? Sag mir's, sonst gehe ich nicht mit", sondern ist getrost und weiß: „Du wirst mich nirgends hinführen, wo ich Schaden nehme." So steht ein Abraham auf, geht auf den Ruf seines Gottes aus Vaterland und Freundschaft in ein unbekanntes Land, das Gott ihm erst später zeigen will. Da ist kein Murren und kein Fragen. Gottes Will' — macht das Herze groß und still. Wer sich in Gottes Willen ergiebt, der steht auf einer Alpenhöhe, sieht *unter sich* die Nebel und die Abgründe, aber *über sich* den klaren, lichten Himmel. Werde an Gottes *Herzen* nicht irre, wenn du auch einmal seine *Hand* nicht verstehst, und erwarte, was sein guter Wille zu deinem Wohlergehen verfügt. Darum heißt es in dem Liede des Markgrafen Albrecht von Brandenburg:

Was mein Gott will, gescheh' allzeit,
Sein Will', der ist der beste;
Zu helfen dem er ist bereit,
Der an ihn glaubet feste.
Wer Gott vertraut,
Fest auf ihn baut,
Den will er nicht verlassen.

Da wird auch alles Scheiden im Leben friedevoll. Als Paulus am Meeresstrand in Kleinasien Abschied von den Seinen nahm auf Nimmerwiedersehen, da knieten sie alle am Ufer nieder, beteten und sprachen: Des Herrn Wille geschehe! und er stieg getröstet ins Boot. So wollen auch wir thun, bei jedem Abschied, bei jeder Fahrt unseres Lebens und auch bei der letzten Fahrt sprechen: Des Herrn Wille geschehe! Amen.

D. Frommel.

60.

23. Sonntag nach Trinitatis.

Die vierte Bitte.

Evang. Matth. 6, 11.

Unser täglich Brot gieb uns heute. Amen.

Ihr kennt das wunderbare Traumgesicht des Erzvaters Jakob auf Bethels hartem Stein. Der Himmel öffnet sich zu seinen Häupten, und er sieht eine Leiter ragen vom Himmel herab zur Erde; auf der obersten Sprosse steht er selbst, Gott der Herr, und seine Engel steigen hernieder zur Erde und wieder empor zu Gott. Auch vor unseren Augen ragt eine Himmelsleiter: das heilige Vaterunser. Obenan steht Gott der Herr: „Vater unser, der du bist im Himmel“ — und nun steigen die heiligen Bitten hernieder auf den drei großen Stufen des göttlichen Namens, des göttlichen Reiches, des göttlichen Willens — herab bis auf unsere Erde: „Unser täglich Brot gieb uns heute“, um dann wieder auf den drei großen Stufen der Bewahrung, der Vergebung, der Erlösung zurückzukehren zu Gott: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“

So steht sie denn, unsere heutige vierte Bitte: „Unser täglich Brot gieb uns heute!“ ringsum eingeschlossen von sechs Bitten um Himmlisches, gleichwie unsere kleine Erde rings umwölbt ist von Gottes weitem Himmel. Aber so hoch auch der Himmel über der Erde ist — die Erde behält doch ihre große Bedeutung für den Himmel, und so hoch die himmlischen Güter über den irdischen stehen,

die vierte Bitte, recht gebetet, erzieht doch den Menschen für den Himmel. Wohlan denn: Der Segen der vierten Bitte:

Sie faltet unsere Hände zum Danken,
sie stärket unsere Hände zum Arbeiten,
sie öffnet unsere Hände zum Geben. —

I.

Schau zuerst an das Wörtlein „gieb"! Es ist kein Befehl, es ist eine Bitte, hinaufgebetet in den Himmel: „Vater unser, gieb uns unser täglich Brot." So nothwendig für jeden Menschen das tägliche Brot, so nothwendig auch für Jeden das Wörtlein „gieb"! Oder darf der Landmann, wenn er gepflügt und geeggt, wenn er gesäet und gemähet, wenn er eingesammelt und gedroschen hat, etwa sagen: Ich gebe mein Brot mir selbst? O welch ein Thor, wer so spricht! Kann er auch einen einzigen Regentropfen, einen einzigen Sonnenstrahl schaffen? Kommt nicht Regen und Sonnenschein, Blühen und Fruchttragen, kommt nicht alle gute, alle vollkommene Gabe von oben herab? Siehe, Gott giebt das tägliche Brot.

Oder darf der Handwerker, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend Hammer oder Säge oder Kelle geführt, darf er sich in die Brust werfen: Ich verdiene mir selbst mein täglich Brot? — ein Augenblick, daß Gott seine Hand von ihm zieht, und sein Arm, sein Fuß bricht, und mit dem Verdienen ist's vorbei. Siehe, Gott giebt das tägliche Brot.

Oder darf der Seemann, der sein Schiff durch Wogen und Klippen frachtbeladen zum Hafen steuert, darf er sich rühmen: Ich erkämpfe mir selbst mein täglich Brot? Nein, er weiß, Rettung und Untergang, Fahren auf die Höhe und Sinken in die Tiefe, liegt in der Hand dessen, der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn. Siehe, Gott giebt das tägliche Brot.

Darum, wer du auch seiest, welches Brot du auch issest, ob eigenes oder fremdes, ob leicht erworbenes oder sauer verdientes, jeden Bissen reicht dir deines Gottes Hand, jeden Tisch deckt dir deines Gottes Gnade, jedes Geldstück hilft dir dein Gott verdienen. — Preußens Könige haben es gewußt, und darum haben sie die

preußischen Thaler prägen lassen mit der Umschrift: „Gott mit uns.“ Ja, Gott mit dir! wär's nicht so, wer weiß, du müßtest vielleicht herumgehen und betteln. Also noch einmal: Gott giebt das tägliche Brot.

Und wir — was geben wir ihm? Was thut die Blume, wenn der Sonnenstrahl sie geküßt? Sie öffnet ihren Kelch nach oben. Was thut der Vogel, wenn er sein Futter gefunden? Er singt sein Lied zum Himmel. Was thut ein Kind, wenn es beschenkt worden? Es küßt der Eltern Hand. Und du, der du mehr bist als die Lilien auf dem Felde, als die Vögel unter dem Himmel, du Kind deines himmlischen Vaters — du solltest nach unten schauen und nicht nach oben, du solltest stumm bleiben und ihm nicht danken, seine treue, liebe Vaterhand nicht küssen? — Nein, die vierte Bitte mahnt uns: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich; sie will dir die Hände falten zum Danken, aber dann auch weiter

II.

die Hände stärken zum Arbeiten.

Nun schau' dir das andere Wörtlein an, das Wörtlein: „Unser.“ — Wir beten: unser täglich Brot gieb uns heute. Das will sagen: Gott streckt uns wohl seine gefüllte Vaterhand entgegen, aber er wirft uns nicht das tägliche Brot in den Schoß; nein, nun müssen wir unsere Hand ihm entgegenstrecken, in treuer Arbeit, treuer Pflichterfüllung es aus seiner Hand nehmen, erst dann ist es „unser“ täglich Brot.

Ist die Erde ein Schlaraffenland, wo Einem das tägliche Brot in den Mund fällt, oder ist sie nicht vielmehr ein Ackerland, auf dem man es sich bauen muß? Ist das Leben ein Markt, auf dem man müßig herumstehen darf, oder ist es nicht vielmehr ein Weinberg, in dem man arbeiten muß? Wie hat es Gott bestimmt? Wozu setzte Gott Adam und Eva in den Garten Eden? Zum Spazierengehen? Nein, daß sie ihn bebauten und bewahrten. Nur dann durften sie essen von allen Bäumen im Garten. So bleibt's vom ersten bis zum letzten Menschen dabei: So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. Darum, nur das ist wahrhaft unser täglich Brot, das wir durch dankbares Gebet vom Himmel und durch

fleißige Arbeit von der Erde empfangen haben. Bete und arbeite! das ist das Geheimniß der vierten Bitte.

Und nun komm und lege dein täglich Brot auf diese Gewissenswage und siehe, ob nicht wie einst in Belsazars Speisesaal auch bei dir die Flammenschrift erscheint: Gewogen, gewogen und zu leicht erfunden! Zu leicht erfunden dein täglich Brot, wenn du nichts weißt vom Schweiße des Angesichts, nichts von den Schwielen in der Hand, sondern nur von Genuß, von Bequemlichkeit, von Vergnügen. Zu leicht erfunden dein täglich Brot, wenn du nur die Fragen kennst: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werde ich mich belustigen? und nicht auch die heilige Energie, den sittlichen Entschluß:

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich mein Beruf
In meinem Stande führet!

Zu leicht erfunden dein täglich Brot, wenn dein Streben nur immer geht nach weniger Arbeit und nach höherem Lohn. Zu leicht erfunden dein täglich Brot, wenn es zusammengebettelt oder zusammengestohlen ist auf gröbere oder feinere Weise, wenn es erworben ist durch Spiel oder Sonntagsarbeit, wenn es vermehrt ist dadurch, daß du es deinen Leuten im Hause vorenthalten hast.

O wie viel ernste Fragen stellt doch die vierte Bitte an uns!

III.

Und zuletzt: Sie öffnet unsere Hand zum Geben. Wirf noch einen Blick auf das Wörtlein „uns". Unser täglich Brot gieb uns heute! Kein „mein", kein „mir", kein „mich" steht in der vierten Bitte, nein, nur ein „unser", ein „uns". So ist sie nicht nur eine Bitte für uns, sie ist zugleich eine Fürbitte für unsern Nächsten.

In unserer Zeit, da wir neben einem ungeheuren Reichthum eine wahrhaft erschreckende Armuth erblicken, da wir sehen, wie es Tausenden wirklich am täglichen Brote fehlt, wie Viele zu Grunde gehen, weil sie nicht Luft und Licht, nicht die nöthige

Nahrung haben, — wollen wir kalt, vornehm, gleichgültig danebenstehen? wollen wir uns damit beruhigen, daß wir dann und wann ein paar Groschen geben? Nein, laßt uns lernen vom Herrn, der von sich spricht: „Mich jammert des Volkes, denn sie haben nichts zu essen.“ Dies heilige Erbarmen mit dem Elend unserer Brüder, dies heilige Mitgefühl, das sich mitverantwortlich fühlt für ihre Noth, diese heilige Liebe, welche die Kainsfrage nicht kennt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? und immer mehr in das Prophetenwort sich hineinlebt: Brich dem Hungrigen dein Brot! — sie soll der Segen der vierten Bitte sein. O laßt, wenn wir beten: Unser täglich Brot gieb uns heute! laßt uns bei dem Wörtlein: „uns“ die Hände fester falten und hineinbeten alle die Kranken und Sterbenden, die Armen und Nothleidenden, die Hungernden und Verkommenden: „Vater unser, der du der rechte Vater bist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, unser täglich Brot gieb uns heute, gieb es nicht nur uns, gieb es Allen, die es entbehren!“ Solches Mitleid verschließt sich nicht im Herzen, es muß zur That werden; solche erbarmende Liebe ist kein bloßes Gefühl, ihre Liebesflammen schlagen lodernd hervor.

Und nun zum Schluß: Sag' an, hast du in deinem Leben schon Spuren dieser heiligen Nächstenliebe hinterlassen? hast du in dem Kreise, in dem du stehst, schon angefangen, die Noth, die dir vor Augen kam, zu lindern mit Mahnung und Warnung, mit Zuspruch und Tröstung, mit Rath und That? — O laßt uns durch jedes Vaterunser, das wir beten, durch jede vierte Bitte, die wir sprechen, wachsen in der Dankbarkeit gegen unseren Gott, treuer werden in der Arbeit unseres Berufs, herzlicher in der Liebe gegen unseren Nächsten, bis wir einst dahin kommen, wo alle Nahrungssorgen schweigen, wo alle irdischen Wünsche verstummen, und wir volles Genüge finden werden in dem, der von sich gesagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Amen.

Keßler.

61.

24. Sonntag nach Trinitatis.

Die fünfte Bitte.

Evang. Matth. 6, 12.

Und vergieb uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Amen.

Der vorige Sonntag stellte uns an den gedeckten Tisch mit seiner vierten Bitte: Unser täglich Brot gieb uns heute! Der heutige Sonntag führt uns ins stille Beichtkämmerlein mit seiner fünften Bitte: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.

Wollten wir nur ums tägliche Brot bitten und nicht auch um tägliche Vergebung? Lebt denn der Mensch vom Brot allein und nicht auch vom Wort der Gnade seines Gottes? Hat der Mensch nur einen Leib, der ihn ans Irdische bindet, hat er nicht auch eine Seele, die ihn zum Himmel zieht? Steht er nur mit den Füßen auf der Erde, hebt er nicht auch sein Haupt empor zu den Wolken? Trägst du nicht unter dem Brusttuch ein Herz? ein Herz, das zu pochen anfängt bei jedem Unrecht, das du thust, bei jeder Sünde, die du begehst, bei jeder Schuld, die du darauf lädst, ein Herz, das nicht eher zu klopfen aufhört, als bis es die Gewißheit erlangt: Meine Sünden sind mir vergeben?

Wohlan denn, wer nicht nur gute Tage sehen will, sondern auch selige Tage, wer nicht nur äußerlich leben will, sondern auch innerlich, wer nicht nur seinen Leib vor dem Verhungern, sondern auch seine Seele vor dem Verschmachten bewahren will, der komme jetzt und falte seine Hände und spreche:

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Du siehst: Die fünfte Bitte ist eine Doppelbitte, sie sagt dir:

Laß dir vergeben! und
Vergieb du selbst!

I.

Wir alle kennen das Bild, das unsers Heilands Hand uns gemalt. Zwei Menschen stehen in des Tempels Hallen. Der Eine, hoch das Haupt, stolz die Miene, selbstgerecht die Sprache: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die anderen Leute!“ Und Gott der Herr läßt ihn stehen, den Selbstgerechten, der da meint, der Buße nicht zu bedürfen. — Und der Andere, in stillem Winkel, das Haupt gebeugt, den Blick gesenkt, an die Brust sich schlagend mit dem Beichtwort: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Und Gott der Herr hebt ihn auf und entläßt ihn gerechtfertigt in sein Haus.

Zwei Menschen! Welcher von beiden bist du? Vielleicht der Erste? Sagst du auch: „Ich brauche die fünfte Bitte nicht! Was Sünde! Was Schuld! Was vergeben! Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie solche Leute!“

O Menschenkind, das du so sprichst, du magst deine Schuld wegleugnen, du magst deine Sünden verdecken, dein Gewissen übertäuben, magst im Gewühl der Menschen, im Strudel der Vergnügen, im Getriebe der Arbeit deine Schuld vergessen — aber in der Stille, in der Einsamkeit, auch dann? Wenn du in schweigender Nacht einsam standest auf stillgewordenem Schiff, über dir den glänzenden Sternenhimmel, unter dir die wogende See, hast du sie nicht heraufsteigen sehen, die Sünden deines Lebens? Sahst du ihn nicht vor dir liegen, deinen alten Kinderkatechismus, und mit Flammenschrift war's darin geschrieben, zehnmal: Du sollst! du sollst! Und tausendfach, viel tausendfach klang's dagegen: Nicht gehalten! nicht gehalten! Sahst du sie nicht heraufsteigen all die Gestalten, so wohlbekannt? Deinen Vater, deine Mutter, die dich zu einem frommen Menschen erziehen wollten, und wenn sie in dein Herz schauen könnten, das Herz würde ihnen vielleicht brechen! — Heraufsteigen dein Ehegemahl, dem du Treue gelobt bis in den Tod, ist das Jawort nicht gebrochen, der Trauring nicht befleckt? Heraufsteigen deine Kinder, deren unsterbliche Seelen deiner Hand anvertraut — gabst du ihnen nicht Steine statt Brot, Gift statt Wasser? — Heraufsteigen das große Heer deiner Nächsten, die deiner Liebe, deines Rathes, deiner Hülfe bedurften, und du gingest herzlos vorüber! — Heraufsteigen ihn selbst, den dreimal heiligen und

dreimal gerechten Gott, mit seinem Flammenauge, das ins tiefste Herz schaut, mit seiner Allmachtshand, der Niemand entrinnt, mit seinem unerbittlichen Richterspruch: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig! — Und vor ihm standest du, von der Fußsohle bis aufs Haupt nichts Gesundes an dir, dein Leib kein Tempel des heiligen Geistes, deine Zunge voll tödlichen Giftes, dein Auge ein Schalk, deine Hand befleckt, dein Fuß gestrauchelt. Wenn du nicht einen Stein, wenn du ein Herz in der Brust hast, sankst du nicht in die Kniee: Vater unser, der du bist im Himmel, vergieb! vergieb uns unsere Schuld!

Und wo finden wir Vergebung? wo allein?

Es war vor einer Reihe von Jahren. Ein Schiff in der Südsee gerieth in Brand. Entsetzen ergriff die Mannschaft und die Passagiere, Alle stürzten zu den Rettungsbooten — nur Einer blieb auf seinem Posten: der Steuermann. Während ein Rettungsboot nach dem anderen abstieß zur nahen Insel, während die Flammen schon über seinem Haupte zusammenschlugen — er wich nicht, er lenkte das brennende Schiff der Insel zu. Alle Passagiere waren gerettet, das Rettungsboot flog zurück, um auch den Steuermann zu holen, da fand man ihn auf seinem Posten todt, beide Arme waren ihm abgebrannt. Auf der nahen Insel begrub man ihn, auf seinem Grabe errichtete man ein kostbares Marmorkreuz, daran stehen noch heute die Worte: Er starb für uns!

Wir denken an ein anderes Kreuz, kein kostbares Marmorkreuz nein, das Fluchholz des Kreuzes auf Golgatha, daran hängt der große Steuermann, der das Schiff der Welt durch die Wogen der Sünde, durch die Flammen des Todes hindurchgerettet. Er ist dabei gestorben, aber die Mannschaft ist gerettet, und darum stehen auch an diesem Kreuze die Worte: Er starb für uns.

Sehnst auch du dich nach Vergebung der Sünden: er starb für dich! Brennt es dir im Herzen: Vergieb mir meine Schuld! flüchte dich unter Christi Kreuz! Seine Wunden, seine Schmerzen, seine Leiden, sein Sterben, Alles ruft dir zu: Wenn deine Sünde gleich blutroth wäre, so soll sie doch schneeweiß werden.

Da, nur da laß dir vergeben! Und dann die andere Mahnung der fünften Bitte: Vergieb selbst! — „Wie wir vergeben unseren Schuldigern.“

Das Licht, das entzündet ist, muß leuchten — es kann nicht anders. Der Christ, der von seinem Herrn Vergebung empfangen hat, muß wieder vergeben — er kann nicht anders. O, wollten wir, die wir es sonntäglich im dritten Artikel bekennen: Ich glaube an die Vergebung der Sünden — nicht wiederum herzlich vergeben denen, die sich an uns versündigen, die uns gekränkt, beleidigt, die uns Unrecht gethan haben?

Vergieb! so mahnt dein Herr und Heiland. Kannst du zählen die Sünden, die er dir vergeben? Kannst du wägen die Schuld, die er dir erlassen? Sind es nicht zehntausend Pfund? und du wolltest die hundert Groschen, die paar Kränkungen und Beleidigungen durch deinen Nächsten nicht erlassen?

Vergieb! so mahnt die kurze, flüchtige Lebenszeit. Du weißt nicht, wie lange du noch mit deinem Nächsten auf dem Wege bist, weißt nicht, wie bald du an Gräbern stehst und weinst, und kannst die Hand nicht mehr reichen zur Versöhnung und das Wort nicht mehr sprechen, das die Herzen wieder verbindet.

Vergieb! so mahnt die lange Ewigkeit. Ja, willst du einst selbst Gnade, Erbarmen finden vor dem Flammenauge des Weltenrichters — du kannst es nicht, wenn du deinem Bruder gegenüber das Wort Gnade, Vergebung nicht gekannt, wenn du dein Herz in Groll und Feindschaft ihm verschlossen hast.

Wohlan denn, er, der vom Kreuze her der ganzen Welt, dir und mir Vergebung anbietet, er, der am Kreuze selbst seinen Feinden vergeben und für sie Vergebung erfleht: Vater, vergieb ihnen! er, der an der heiligsten Stätte unsere Bitte erfüllt und geheiligt hat, er falte uns selbst die Hände, öffne uns selbst die Herzen, daß wir aufrichtig und bußfertig allzeit beten: Vater unser, der du bist im Himmel, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Amen.

Keßler.

62.

25. Sonntag nach Trinitatis.

Die sechste Bitte.

Evang. Matth. 6, 13.

Führe uns nicht in Versuchung. Amen.

„Willst du den Frieden, so rüste den Krieg!" — dies Wort altrömischer Staatsweisheit gilt noch heutigen Tages. Wer Frieden haben will, ist ein Thor, wenn er meint, mit dem einmal geschlossenen Frieden sei's genug, und sein Schwert an die Wand hängt und auf seinen Lorbeeren ausruht. Nein, willst du den Frieden, dann muß das Auge wach, das Schwert scharf, die Hand am Griff bleiben.

„Willst du den Frieden, so rüste den Krieg!" es gilt auch fürs Leben der Christen. Ein zwiefacher Thor, wer sein Vaterunser schließt mit der fünften Bitte: „Vergieb uns unsere Schuld!" und meint, mit der einmal vergebenen Schuld sei der Kampf mit der Sünde beendet, sei der Friede gesichert. — Nein: „Willst du den Frieden, so rüste den Krieg!" so mahnt die tägliche Erfahrung. „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!" so mahnt der große Apostel. „Wachet! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!" so mahnt unser Herr und Heiland. „Führe uns nicht in Versuchung!" so mahnt das heilige Vaterunser.

Führe uns nicht in Versuchung!
darin liegen zwei ernste Fragen:

1. Fühlst du die Versuchung?
2. Fürchtest du die Versuchung?

I.

Wir beten die sechste Bitte: „Vater unser, der du bist im Himmel, führe uns nicht in Versuchung!" Und doch sagt die heilige Schrift des Oefteren: Gott versuchte die Menschen. Er versucht

einen Abraham und schickt ihn mit seinem einzigen Sohne nach Morija. Warum? Um seinen Glauben zu stählen. Er versucht das ganze Volk Israel und läßt es vierzig Jahre in der Wüste. Warum? Um seine Widerspenstigkeit zu brechen. Soll die sechste Bitte nun heißen: Herr, verschone uns mit diesen Versuchungen, diesen Prüfungen? Wie? Darf das Gold sagen: „Ich will nicht ins Feuer"? und doch wird es erst im Feuer von den Schlacken geläutert. Darf der Soldat sagen: „Ich mag nicht in den Kampf"? und doch erst im Kugelregen erhält er seine Feuerprobe. Darf der Seemann sagen: „Ich mag nicht in den Sturm"? — und doch erst im Sturm reifen Muth und Erfahrung. Darf ein Christ sagen, ja, darf er es betend vor seinen Gott bringen: „Ich mag nicht in die Versuchung, in die Prüfung"? — und doch erst in den Prüfungen wächst und erstarkt der Christ. Nein, diesen Segen wollen wir uns mit der sechsten Bitte nicht wegbitten.

Freilich, es giebt eine doppelte Versuchung: eine Versuchung zum Guten, aber auch eine Versuchung zum Bösen, eine Versuchung von oben, aber auch eine Versuchung von unten. Wer kennte die letztere nicht! Seit jener ersten Versuchung im Paradiese bleibt kein Mensch davon verschont.

Die Versuchung tritt in die Hütte des Armen und flüstert ihm ins Ohr: „Warum mit so Wenigem zufrieden? Die Anderen haben es viel besser. Warum immer so ehrlich? Damit kommst du nicht vorwärts!" Die Versuchung tritt in den Palast des Reichen und lockt: „Iß und trink, du hast Vorrath auf viele Jahre! Genieße das Leben in vollen Zügen, man lebt nur einmal!" Die Versuchung naht dem Kinde und lockt es zur Unwahrheit und Ungehorsam; sie macht sich an den Jüngling, und ihre Lockungen heißen: Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen; sie folgt dem Manne und möchte ihn verführen zu Hochmuth, zu Selbstvertrauen; ja selbst noch den Greis zieht sie in die Schlingen der Lebensmüdigkeit oder Leidensungeduld. Kein Alter, auch kein Stand ist vor Versuchungen sicher. Kain der Ackersmann und Lot der Schäfer, Petrus der Fischer und Zachäus der Zöllner, Pilatus der Beamte und Kaiphas der Hohepriester — wer könnte sie nennen — Alle, Alle kommen in Versuchungen. Blicke hinein in dein eigenes Leben, weißt du von

Versuchungen? hinein in die Aufgaben deines Berufs, in den Kreis deiner Freunde, in die Wände deines Hauses, vor Allem in die Tiefen deines Herzens: fühlst du, kennst du die Versuchungen? — Und sodann die andere Frage:

II.

Fürchtest du die Versuchungen?

Du sagst: „Was? fürchten? Was ist ein versuchlicher Gedanke? Was ist ein verführerisches Wort? Bis zur That, bis zur Sünde ist noch ein weiter Weg."

Glaubst du das wirklich? Du hast hinaufgeschaut ins Hochgebirge. Kennst du die Lawinen? Eine Hand voll Schnee löst sich los, kommt ins Rollen, jetzt noch klein, aber sie wächst und wächst — schließlich wird sie ein stürzender Berg, der Häuser und Menschen begräbt.

Was ist eine Versuchung zum Ungehorsam?! dachte Saul und achtete ihrer nicht, und aus der einen Versuchung wurden zwei, aus der einen Sünde zehn, und er endet auf Gilboa, das selbstmörderische Schwert in der Brust.

Was ist eine Versuchung zum Geiz? Das Herz eines Judas läßt sich von ihr umstricken — erst Untreue gegen seinen Herrn, dann Gleichgültigkeit, dann Haß, dann Verrath und schließlich ein Ende mit Schrecken.

Ja, fürchte den Funken, er kann zur Flamme werden und Häuser zerstören. Fürchte die Versuchung, sie kann zur Sünde werden und dein Leben vernichten.

Und doch ruft uns Gottes Wort auch wieder zu: „Fürchte sie nicht! denn du hast in deinem Vaterunser die sechste Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! Du hast im Himmel einen Gott, der barmherzig ist und gnädig, geduldig und von großer Güte, und wenn du dich aus der Gefahr der Versuchungen an sein Vaterherz flüchtest, er wird dich mit seinem Vaternamen schützen; du hast einen Gott im Himmel, der der Herr über Alles ist. Er kann der Schlange den Kopf zertreten und ihre Versuchungen zu nichte machen; er kann der Löwen Rachen zuhalten, daß sie dir kein Leids thun; er kann

den Engeln Befehl geben, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.

Zu ihm schau empor, ihm vertraue, und er wird dich vor mancher Versuchung bewahren. Und wenn er dir doch manche Versuchung nicht ersparen kann, dann gehe hinein in den Kampf als ein rechter Streiter, in der Linken den Schild, in der Rechten das Schwert. Ergreifet, so ruft der Apostel, den Schild des Glaubens, damit ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts. Wenn die Pfeile fliegen, wenn sie dir einreden wollen, es giebt keinen Gott — halte den Schild hoch: „Ich glaube an Gott den Vater." Wenn die Pfeile fliegen, wenn sie dich verführen wollen zu Sünde und Schande — den Schild hoch: „Ich glaube an Jesum Christum, der für mich gestorben und auferstanden ist." Wenn die Pfeile fliegen, wenn man dich hineinlocken möchte in Zeitgeist und Weltgeist — den Schild hoch: „Ich glaube an den heiligen Geist." Den Schild hoch und das Schwert heraus, und dein Schwert ist das Wort Gottes. Sieh, da steht er in der Wüste, dein Heiland, vor ihm der Versucher. Welches Schwert schwingt er und läßt es dreimal blitzen über dem Haupte des Versuchers? Dreimal spricht er: Es stehet geschrieben! Da verließ ihn der Teufel. Mit der Bibel in der Hand, mit der Bibel im Herzen — da bist du gefeit gegen die Angriffe des Versuchers.

Wohlan denn, in allen Kämpfen, allen Versuchungen deines Lebens laß den Muth nicht sinken, werde nicht fahnenflüchtig, nein, halte aus, halte durch und sing' und sag' mit deinem Luther:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen! Amen.

Keßler.

63.

26. Sonntag nach Trinitatis.

Die siebente Bitte.

Evang. Matth. 6, 13.

Erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Wir beten heute die letzte Bitte im Vaterunser: Erlöse uns von dem Uebel. Diese Bitte wird mit der anderen: Unser täglich Brot gieb uns heute, am meisten von den Menschenkindern gebetet; ja es ist vielleicht manchmal die einzige, die ein Mensch noch betet, wenn ihm Noth und Tod an der Kehle sitzen. Gewiß, wer wollte nicht los von allem Uebel sein! Aber so schnell geht die Sache doch nicht, und wer nicht die sechs anderen Bitten zum Vorspann nimmt, wird auch die siebente nicht hinauf vor Gottes Thron bringen. Nur uns von dem Allem, was uns drückt, zu befreien, um dann recht angenehm und vergnügt leben zu können, dazu hat uns der Herr diese Bitte nicht auf die Lippen gelegt. Diese Bitte will uns vielmehr

1. etwas lehren,
2. etwas fragen und dann
3. aber auch reichlich trösten.

I.

Lehren will sie uns, ein richtiges Urtheil über die Welt zu haben. So viel Schönes man auch über die Welt gesagt, gesungen und gedichtet hat — hier in dieser Bitte: Erlöse uns von dem Uebel, hat der Mund der ewigen Wahrheit ein richtiges Urtheil gefällt. Ihn hat ihr Sonnenschein und Glanz nicht geblendet. Er hat ihr ins Herz geschaut und ihr Leid und Weh erblickt. Gewiß ist die Welt kein Jammerthal, und der Herr hat sie nie so genannt; aber sie ist auch kein Lustgarten und kein Paradies. Und das will er uns mit dieser letzten Bitte sagen. Sie ist ein Saatfeld, darauf

Korn und Unkraut wachsen, ein Kampfplatz, darauf Leben und Tod ringen, eine Schule, darin man lernen oder nichts lernen kann, eine Welt, darin das Uebel seinen Platz behauptet. Herausbringen läßt sich's nicht, und ist kein Kraut dagegen gewachsen. Wer das einmal mit klarem Auge sieht, der versteht die Bitte. Der weiß, daß wir ein Geschlecht sind, das mit Weinen in die Welt kommt und mit Weinen aus der Welt geht; daß unser Leben ein angezündetes Licht ist, das alle Tage tiefer herabbrennt. Hiob auf dem Aschenhaufen seines Hauses und Salomo auf dem Königsthron machen dieselbe Erfahrung: Es ist Alles eitel, ganz eitel. So lernt man sich in diese Welt schicken und macht sich auf das Uebel gefaßt, hat auch ein Auge für alles Leid und Weh und verschließt sich nicht dagegen. Aber man weiß: Wir sind in der Fremde und nicht zu Haus. Das lehrt uns die Bitte.

II.

Sie hat aber auch eine Frage an uns. Zuerst fragt sie uns, ob wir wirklich bei ihm allein die Erlösung von allem Uebel suchen. So Viele gehen erst an andere Schmieden, klopfen an andere Thüren, statt daß sie gleich an die rechte gingen. Sie wollen sich selbst erlösen. Sie sehen das Uebel und den Jammer der Welt, da wollen sie wenigstens sich möglichst gute Tage machen und das Leid aus dem Kopf und Sinn schlagen. „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt“ ist ihre Erlösung. „Von ungefähr sind wir geboren, von ungefähr fahren wir dahin“, wozu sich also weiter grämen. So übertäuben sie das Uebel, das sie drückt, und meinen, es damit los zu sein.

Andere meinen, sich zu erlösen, wenn sie dem Uebel Trotz bieten oder mit stummer, kalter Resignation sich in ihr Schicksal ergeben. „So muß man des Todes Bitterkeit vertreiben“, sagte jener Amalekiterkönig, der den Tod leiden sollte, — und biß die Zähne übereinander. Andere trösten sich, daß die „Zeit“ Alles heilt, und man nachgerade abgestumpft werde, je älter man wird. Aber Niemand kann sich selbst an seinen eigenen Haaren aus dem Sumpfe ziehen, und was sich der Mensch selber ohne seinen Gott von Trostgründen am Tage aufgebaut hat, reißt er in der Nacht wieder zusammen.

Wieder Andere kennen nur eine Erlösung — und die ist der Tod. „Hinaus aus diesem Leben, das wir nicht mehr ertragen mögen", so rufen sie und gehen den grausigen Weg des Selbstmordes, den Gang aus der Nacht des Lebens in die ewige Nacht des Gerichts und des Todes. Das sind die Deserteure, die in die Arme des Richters laufen.

Du aber — hebe deine Augen auf zu deinem Vater im Himmel, bitte ihn: Erlöse du mich! Aber prüfe dich recht: Willst du nur von leiblichem Elend und Druck befreit sein, von Krankheit, Noth und Herzeleid? Und murrest du, wenn Gott dir es nicht nimmt? Gott schickt uns Vieles als heilsame Zucht, was wir als Uebel anschauen, und gewiß ist viel sogenanntes Unglück nur ein verschleiertes Glück. Welcher Vater nimmt sein Kind aus der Schule, damit es nichts mehr zu lernen braucht? Nein, von einem Uebel will er uns zuerst losmachen: das ist von der Sünde, vom bösen Gewissen, von Schuld und Strafe, und danach erst von allem Anderen. Erst hat unser Herr dem armen Gichtbrüchigen gesagt: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben", und danach erst sprach er zu ihm: „Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim".

III.

Darum fragt dich diese Bitte auch, von welchem Uebel willst du zuerst los sein? Aber dann will sie dich auch reichlich trösten. Gewiß, der uns gelehrt hat, zu bitten: „Erlöse uns", wird uns nicht in Ketten und Banden lassen. Mitten im Uebel kommt uns schon die Erlösung entgegen. Der Herr erspart dem Stephanus die Steinwürfe nicht, aber er läßt ihn nicht bloß die Steinwürfe, sondern auch den offenen Himmel sehen. Wenn Gott auf unsere Bitte die Trübsal nicht nimmt, dann giebt er uns dafür Kraft, sie zu ertragen. Er stellt uns auf einen hohen Felsen, daß wir unter uns den Nebel und über uns den klaren Himmel haben. Wie kann uns doch Gott in allem Leid so getrost machen, daß wir sagen können: „Wir rühmen uns der Trübsale!" Will ein Fürst Einen ehren, dann giebt er ihm ein Kreuz auf die Brust; wen Gott ehren will, dem giebt er eins auf den Rücken. Nur dies letzte Kreuz folgt uns in den Himmel, die anderen bleiben auf der Erde. — Aber es schlägt auch einmal

die Stunde der Erlösung. Ein „Halleluja in Thränen“ hat die Königin Luise, dieser gute Engel für die gute Sache in den Befreiungskriegen, jenen Psalm genannt, der anfängt: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dessen wollen wir uns getrösten unterwegs. Wenn man von ferne die Lichter seiner Heimath sieht und die Glocken läuten hört, dann rafft man die letzte Kraft auf, um heimzukommen. So steht auch uns eine Heimath offen, wo der Herr abwischen wird alle Thränen von den Angesichtern, und kein Leid, kein Uebel, kein Tod mehr sein wird. Darum harre aus und sprich mit St. Paulus: „Er wird mich erlösen von allem Uebel und aufnehmen in seine Herrlichkeit“.

Wir sind am Schluß des Vaterunsers und fassen es nochmals zusammen mit dem Bilde, das ein alter Bischof der Brüdergemeinde einst gebraucht.

Im Vaterunser zeigt uns der Herr alle Schätze seines königlichen Hauses. Mit dem goldenen Schlüssel der Anrede: Vater unser in dem Himmel, schließt er dir auf. Wir treten mit der ersten Bitte: Geheiligt werde dein Name, in seine Schloßkirche ein. Da stehen die Seraphim vor seinem Thron und singen ihm vor: Heilig, heilig, heilig, und die Schaaren der Ueberwinder stimmen mit ein.

Mit der zweiten Bitte: Dein Reich komme, führt er uns in seinen Thronsaal. Winde und Feuerflammen sind seine Diener. Er neigt sein Scepter zu denen, die ihn bitten, und nimmt ihre Bittschrift entgegen.

Mit der dritten Bitte: Dein Wille geschehe, sind wir in seiner geheimen Kanzlei. Da gebietet er Wolken, Luft und Winden und bricht allen bösen Willen. Mit der vierten Bitte treten wir in sein großes Proviantshaus und Hofküche und bitten: Unser täglich Brot gieb uns heute. Da speist er alle Sperlinge unter dem Himmel, giebt Sonnenschein und Regen und thut seine milde Hand auf. Mit der fünften: Vergieb uns unsere Schuld, klopfen wir an seine Rentkammer und bitten: Herr, zerreiße unsere Schuldscheine!

Mit der sechsten werden wir in seine Waffenkammer geführt. Wir bitten: Führe uns nicht in Versuchung, und ergreifen den Helm des Heils, den Schild des Glaubens, das Schwert des Geistes, den Panzer der Gerechtigkeit. Mit der siebenten Bitte: Erlöse uns von dem Uebel, treten wir in seinen herrlichen Schloßgarten mit den rauschenden Bäumen des Lebens und den Palmen des Friedens. So durchwandern wir sein reiches Schloß und haben nur das eine Wort auf den Lippen: Ja, Vater! Du hast ein reiches Haus! Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. D. Frommel.

64.

27. Sonntag nach Trinitatis.

Der neue Himmel und die neue Erde.

Offenb. Joh. 21, 1—8.

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr. Und ich Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann. Und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache Alles neu. Und er spricht zu mir: Schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß. Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird's Alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. Der Verzagten aber und Un-

gläubigen und Greulichen und Todtschläger und Hurer und Zauberer und Abgöttischen und aller Lügner, deren Theil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet; das ist der andre Tod. Amen.

Der Apostel Johannes läßt uns hier in unserm Texte einen Blick hineinthun in die Ewigkeit. Aber wenn wir nun daran gehen, diese Schilderung der zukünftigen Welt und ihrer Herrlichkeit näher ins Auge zu fassen, so werden wir hier noch ganz besonders uns davor zu hüten haben, daß wir nicht unserer Einbildungskraft die Zügel schießen lassen und Dinge aus dem Schriftwort herauslesen, die gar nicht darin stehen. Hier vor Allem gilt es, sich klar und nüchtern auf das zu beschränken, was nach dem Schriftwort ganz unzweifelhaft gewiß ist.

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde," so beginnt der Apostel seine Schilderung der zukünftigen Herrlichkeit, „denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr". Daß diese Welt so, wie wir sie jetzt vor Augen sehen, nicht ewig dauern wird, hat ja auch die Wissenschaft längst nachgewiesen. Wie lange sie noch in ihrer jetzigen Gestalt bestehen bleiben wird, das weiß Niemand, darüber giebt auch die Schrift keine Auskunft. Als einst die Jünger den Herrn danach fragten, sagte er: „Von dem Tage und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater". Auch darum handelt es sich hier an unserer Stelle nicht, wie oder wodurch diese Welt einst untergehen wird. Weit wichtiger als alle diese Fragen ist für uns die Aussage des Apostels: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde". Die Welt sinkt nicht zurück in das leere Nichts, aus dem sie ins Dasein gerufen wurde, sondern aus der großen Umwälzung am Ende dieser Zeit geht sie wieder hervor in neuer, verschönter und verklärter Gestalt. Und in dieser Gestalt wird sie dann der Wohnsitz der Seligen sein. Wir stellen uns das Leben nach dem Tode und die ewige Seligkeit in der Regel viel zu geistig vor, als wenn nach dem Untergange der Welt nichts Körperliches mehr übrig bliebe, weder von uns selbst noch von der Erde, sondern die Seligen als wesenlose, schattenhafte Geister irgendwo im

weiten, unendlichen Raume schwebten. Die Schrift lehrt uns aber ausdrücklich, daß dieser Leib, den wir jetzt haben, nicht ganz vergeht, sondern in verklärter Gestalt wieder auferstehen wird, und daß dieser verklärte Leib seine bleibende Wohnstätte finden wird auf der erneuerten und verklärten Erde, die der Apostel Johannes hier im Geiste gesehen hat.

Er beschreibt uns diese Erde genauer. Er sieht auf ihr die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabgefahren, und er ruft aus: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.“ — „Gott mit uns“ ist die Uebersetzung des Namens Immanuel. Das ist der, von dem der Prophet Jesaias geweissagt hat: „Siehe, eine Jungfrau wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel.“ Es ist der Jungfrauensohn, Jesus Christus, der Welt Heiland. Wie er einst auf Erden gewohnt hat in Knechtsgestalt als einer Unsersgleichen, so wird er nun auch auf der neuen Erde unter Gottes Kindern wohnen, doch nicht mehr in Knechtsgestalt als der Allerverachtetste und Unwertheste, sondern als ihr König und ihr Gott. Er wird ihr Gott sein, und sie werden sein Volk sein. Das ist das Herrlichste und Schönste an der neuen Erde, daß dort keine Schranke mehr sein wird zwischen Gott und den Menschen, daß die Seligen dort leben werden in beständiger, ungetrübter Gemeinschaft mit Gott und mit Christo, daß sie dort beständig Gott schauen werden, wie er ist.

Freilich, so dürfen wir uns dieses Schauen Gottes nicht vorstellen, wie es etwa auf den Heiligenbildern der alten Zeit dargestellt ist, wo die Seligen um Gottes Thron versammelt stehen, versunken in ein verzücktes Anschauen Gottes. Die Seligkeit, wie die heilige Schrift sie schildert, ist nicht ein regungsloses Anschauen Gottes, sondern ein Leben in seiner Gemeinschaft. Leben aber, wirkliches, wahres Leben ist nicht denkbar ohne Thätigkeit, Wirken und Schaffen. Auch die neue Erde wird eine Stätte des Schaffens und des Wirkens sein, nur daß dort nicht mehr der Fluch der Erfolglosigkeit auf der Arbeit ruhen wird, und daß man dort nicht mehr arbeiten wird, um sein Dasein zu fristen und im Schweiße seines Angesichts sich sein täglich Brot zu verdienen, sondern aus reiner Freude am Wirken und Schaffen. Es

kommt jetzt bald die Weihnachtszeit. Da pflegt sich in den letzten Tagen vor dem Fest an Bord immer eine ganz besonders eifrige Thätigkeit zu entwickeln. Da opfert Jeder bereitwillig auch von seiner dienstfreien Zeit ein paar Stunden, um etwas zur Ausschmückung des Weihnachtsbaumes und des ganzen Schiffes beizutragen, obwohl er auch nicht im Geringsten von irgend einer Seite dazu gezwungen wird. An die Arbeit geht Keiner mürrisch und verdrossen, sondern sie ist Jedem ein Vergnügen und eine Lust. So ähnlich, nur noch viel schöner, wird es dereinst auch mit der Arbeit auf der neuen Erde sein.

Und nicht bloß Arbeit und Thätigkeit wird sich auf der neuen Erde wiederfinden, sondern auch noch vieles Andere werden wir aus dieser Welt mit hinübernehmen in jene. Der Apostel nennt hier zunächst einige Dinge, die es auf der neuen Erde nicht mehr geben wird: keine Thränen, kein Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen; also Alles, was uns dieses Leben verbittert und schwer macht, so schwer, daß wir manchmal am Leben verzagen möchten, das wird dort abgethan sein für alle Zeiten. Hebt der Apostel aber ausdrücklich hervor, was nicht mehr sein wird, so folgt doch daraus unmittelbar, daß wir, wo nicht alles Andere, so doch Vieles davon dort wiederfinden werden. Was wir gehabt und besessen haben hier auf dieser Erde, davon werden wir freilich nichts mit hinübernehmen in die andere Welt, aber was aus uns geworden ist in diesem Leben, das werden wir auch dort in jenem Leben sein. Was unser Geist schon in diesem Leben in sich aufgenommen hat von Gutem, Schönem, Wahrem, das wird auch dort unser bleibender Besitz sein und wird dort erst zur rechten Verwendung und wahren Vollendung kommen; denn alles Wahre, Schöne und Gute kommt von Gott und ist ewig.

Das ist die zukünftige Herrlichkeit, die unser wartet auf der neuen Erde. Und wer wird Theil haben an dieser Herrlichkeit? — „Wer überwindet," spricht der Herr, „der wird es Alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein". Ueberwinden, darauf kommt es an, überwinden Alles, was uns fernhält von unserm Gott, und womit wir unser Leben lang zu kämpfen haben, das Widergöttliche, die Sünde. Für die Sünde ist kein Raum in der neuen Welt. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet, sagt der Apostel

Petrus. So lange noch die Sünde in uns die Herrschaft hat, noch ein Stück unser selbst ist, können wir nicht Bürger der neuen Welt werden. Darum gilt es zu kämpfen und zu ringen gegen die Sünde in uns und um uns mit allen Kräften. Der Preis, der uns winkt, ist wohl des Kampfes werth.

Und lockt uns nicht die Aussicht auf die zukünftige Herrlichkeit der neuen Welt, so schreckt uns vielleicht das, was der letzte Vers unsers Textes sagt: „Der Verzagten aber und Ungläubigen und Greulichen und Todtschläger und Hurer und Zauberer und Abgöttischen und aller Lügner, deren Theil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, welches ist der andere Tod.“ Wie es eine ewige Seligkeit giebt, so giebt es auch eine ewige Verdammniß, und neben dem ewigen Leben steht der ewige Tod. Mag sein, daß auch dabei Vieles von dem, was die Schrift darüber sagt, nur Bild und Gleichniß ist, jedenfalls steht so viel fest, daß es nichts Schrecklicheres giebt, als der ewigen Verdammniß anheim zu fallen. Und ist auch das elendeste und erbärmlichste Leben in dieser Welt doch immer noch so köstlich, daß der Mensch sich nur schwer davon trennen kann, wie herrlich muß erst das Leben sein, in dem es nichts mehr giebt von dem, was uns hier das Leben schwer macht. Und mag uns auch Vieles von der wunderbaren Schilderung hier in unserm Text dunkel bleiben, so viel wird uns davon doch klar sein, daß wir es begreiflich finden werden, wie ein Mann, der Freud und Leid dieses Lebens in einem Maße an sich erfahren hat, wie kaum ein Anderer, unser alter Kaiser Wilhelm, in den letzten Jahren seines Lebens so gern sich den Vers hat vorsingen lassen:

Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält,
Kein Mensch kann sie erwerben.
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf mir sie auch ererben.
Weise, preise
Ihre Kräfte, ihr' Geschäfte mir Elenden;
Laß mich auf den Anblick enden. — Amen.

Rumland.

65.

Kaisers Geburtstag.

Bete für deinen Kaiser!

1. Timoth. 2, 1—3.

So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut und angenehm vor Gott, unserm Heiland. Amen.

Kaisers Geburtstag ist heut, und das ist ein deutsches Fest, ein Seemannsfest, ein Christenfest. Ein deutsches Fest! Was ist des deutschen Volkes Brauch am heutigen Tag? Sie schließen daheim die Werkstatt und die Schule, sie kränzen die Häuser und flaggen die Straßen, sie singen mit hellem Klang: „Liebling des Volks zu sein! Heil, Kaiser, dir!" — Kaisers Geburtstag ein Seemannsfest! Was ist Seemanns Brauch am heutigen Tag? Wir weihen ihm aufs Neue heut die Kraft unsrer Jugend, wir bringen ihm zum neuen Lebensjahre wieder ein Jahr unsres Lebens zum Geschenk und singen aus voller Brust:

Wir weichen und wir wanken nicht,
Wir thun nach Seemannsbrauch,
Den Tod nicht achten, ist uns Pflicht
Bis zu dem letzten Hauch.
Wir rufen freudig sterbend aus,
Getreu bis in den Tod:
Der Kaiser und die Flagge hoch,
Die Flagge schwarz-weiß-roth. —

Kaisers Geburtstag ein Christenfest! Was ist des Christen Brauch am heutigen Tag? Zu beten für den, den man liebt, den man verehrt, und wie in dieser Morgenstunde er selbst vor Allem

heut ein betender Kaiser ist, so betet auch hier für ihn seine Marine, und darum singen wir:

Vater, kröne du mit Segen
Unsern Kaiser und sein Haus! —

„So ermahne ich nun", spricht der Apostel, „daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte für die Könige." Wohlan, so dringlich legt er es uns, dem deutschen Christenvolk zur See, ans Herz:

Bete am Geburtstag deines Kaisers

1. eine Fürbitte um seinetwillen;
2. ein Dankgebet um deinetwillen;
3. ein Lobgebet um unseres Gottes willen.

Auf dem Hügel zu Raphidim steht Moses, der Führer und Fürst seines Volkes; zu seinen Füßen wogt sein kämpfendes Israel. In seiner hochgestreckten Hand ruht der Stab, das Zeichen seiner Führerschaft aus Gottes Hand. Doch seine Hände werden schwer, und sinken will der Stab. Darum stützen ihm zur Rechten Aaron und zur Linken Hur die müden Hände, und „also blieben Moses Hände fest, bis die Sonne unterging." — Unser Kaiser steht alle Tage seines Lebens auf der steilen Höh, da Fürsten stehn; in seiner Hand ruht das Scepter des deutschen Reichs. Aber selbst Fürstenhände werden müde. Wer will ihm helfen in seinem schweren Amt? Auf der einen Seite die Kraft seines Volkes und auf der andern? Unser Gebet, und also werden fest bleiben seine Hände, bis daß einst, wann Gott will, die Sonne seines Lebens untergeht. Darum: „vor allen Dingen und zuerst", Fürbitte für unsern Kaiser! Warum? Königswege sind „thränenwerth", denn Königswege sind einsame Wege. Keiner ihresgleichen steht ihnen zur Seite. „Fürsten haben selten einen Freund", so hat dem Vater unsers Kaisers einst die Mutter gesagt. Königswege sind schwere Wege. Keiner fragt sie, ob sie Könige sein wollen. „Ich weiß, daß schwere Aufgaben meiner warten im Leben," so hat unser Kaiser einst am Einsegnungsaltar gesprochen. Darum laßt uns unserem Kaiser heut die Versicherung geben: in Einem stehst du nicht einsam da: dein betend Volk steht hinter dir, und ob schwer dein Amt, wir wollens dir leicht machen. — Herr, unser Gott, gieb du ihm ein weises Herz und heilsame Rathschläge. Wohlan, eine Fürbitte

hinauf zu Gott um unsers Kaisers willen, aber auch zugleich: ein Dankgebet um unsertwillen.

Der Apostel sagt: „Auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Seemannsleben ist oft kein ruhiges Leben: heute hier, morgen dort. Seemannsleben ist oft kein stilles Leben: selbst ein Festtag, wie heut, ist kein stiller, dienstfreier Tag. Und doch könnten wir trotz aller Unruhe und bei dauerndem Dienst ein ruhiges und stilles Leben führen. Wie geschieht das? Indem wir danken lernten. Danken heute wofür? Dafür, daß wir einen Kaiser haben, der durch seine Pflichttreue unsere Kaisertreue, durch seine Sorge unsere Sorgfalt weckt, der durch sein Herz für die Seeleute unsere Herzen gewinnt, dessen höchster Gedanke ist: Wie schaffe ich meinem deutschen Volke ein ruhiges und stilles Leben? Freilich, daß es auch ein Leben in aller Gottseligkeit sei, d. h. daß wir Menschen ruhig in Gott werden, daß es ein Leben in Ehrbarkeit sei, d. h. daß wir Männer werden, die ruhig und still im Besitz eines guten, reinen Gewissens sind, das steht nicht in unsers Kaisers Hand, sondern das liegt bei uns selbst. Das könnte die Geburtstagsgabe sein, die wir, ob auch in der Ferne, ihm über die Wasser senden, das Gelöbniß: wir wollen sein ein dankbares Volk, dankbar im Gehorsam zu dir, dankbar im Gebet zu deinem und unserm Gott! Dann und dann allein hätten wir auch das Letzte gelernt: ein Lobgebet um unsers Gottes willen.

Paulus schließt: „Denn solches ist gut und angenehm vor Gott.“ — An jenem Ehrentage unseres Volkes und unserer Marine, da der Kaiser Wilhelm-Kanal eröffnet ward, ließ der Kaiser im feierlichsten Augenblick ein Lied spielen, nicht ein Lied von Menschenkraft und Menschenklugheit, nicht ein Lied von Volkswohlfahrt und Volksbeglückung; als das stolze Kaiserschiff in den Hafen fuhr, ließ er mitten hinein in den Salut von 3000 Schuß und höher hinauf, als auf die einsame Höhe der Kommandobrücke, spielen das Lied zum Lobe Gottes: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen!“ — So der Fürst am Ehrentag seines Volkes, und so wollen auch wir, sein fahrend Volk, an seinem Ehrentag und alle Tage es damit halten: ein Lobgebet um Gottes willen,

weil's gut und angenehm ist vor ihm. Ein Lobgebet um Gottes willen, denn alle gute Gabe, auch für Fürsten und Völker, kommt von oben herab; alle Kraft bei schweren Aufgaben, alle Frische bei bitteren Enttäuschungen, aller Friede bei äußerer Unruhe, alle Versöhnung bei Menschensünden, kurz Alles, was die Großen des Lebens ebenso nöthig haben wie wir, es kommt allein von Gott. Darum auch heut in unsers frommen Kaisers Sinn: unserm Gott allein die Ehre! —

Zum Schluß: Heute tönt mit andern patriotischen Liedern auch das Lied von „Schwertgeklirr und Wogenprall." Wir wissen, daß ein deutscher Seemann auch den Wogenprall seinem Kaiser zu Liebe überwindet mit einem dreifachen „Hurrah", ob auch das Schiff zerschellt. Das ist rechte Seemannsart. Aber eins ist doch noch größer als ein begeistertes Hurrah im Augenblick der Gefahr, das ist ein treues Gebet ohne Unterlaß für unsern Kaiser. Und darum ehe wir heut singen: „Heil Dir im Siegerkranz", laßt uns festhalten unserm Kaiser zu gut an dem andern: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten." Amen. Philippi.

66.

Reformationsfest.

Können Kriegsleute in ihrem Stande selig sein?

Evang. Luc. 3, 14.

Da fragten ihn auch die Kriegsleute und sprachen: Was sollen denn wir thun? Und er sprach zu ihnen: Thut Niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch genügen an eurem Solde. Amen.

Am heutigen Tage, dem Sonntag nach dem 31. Oktober, feiert die evangelische Christenheit das Reformationsfest zur Erinnerung an Luthers kühne That, da er die Streitsätze über den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug. So ist das Reformationsfest vor Allem ein Erinnerungs- und Dankesfest. Wir danken Gott, daß er uns den treuen Mann mit dem heldenkühnen

Wort und dem kindlich frommen Herzen gesandt hat, um die Gewissen frei zu machen durch die Gnade Gottes in Christo Jesu. Dazu wollen wir heute in unserm Kreise hören, was die Kriegsleute noch besonders Luther zu verdanken haben, und das ist nicht wenig.

Luther war ein rechter Jünger seines himmlischen Herrn Jesus Christus, darum ging auch auf ihn etwas von der Macht über, die der Heiland über die Menschen hatte. Die Leute hatten Vertrauen zu Doktor Luther, sie kamen zu ihm und fragten ihn um Rath über die Dinge, die ihre Seelen bewegten. So suchten ihn auch Ritter und Kriegsknechte auf, die in ihrem Herzen den gelehrten Doktor achteten, weil er ein kühner und unerschrockener Mann war und Jedem ohne Unterschied der Person Gottes Wort wie einen Spiegel vorhielt. Wie einst die römischen Legionssoldaten Johannes den Täufer, so fragten diese Landsknechte den Reformator: „Was sollen wir thun? Können denn auch Kriegsleute in ihrem Stande selig sein?“ Wer fromm und selig werden wollte, so hatten sie gehört, der suche den Frieden hinter den Klostermauern; draußen in der wilden Welt beschwert er sich zu leicht mit Sünden, wie sollte da ein Kriegsmann in seinem wilden, rauhen Handwerk fromm bleiben! Auch heute hört man oft ähnlich reden: „Ich habe mit meinem Dienst genug zu thun“, sagt der Eine, „da habe ich keine Zeit mehr, fromm zu sein“, und ein Anderer meint: „Christus redet von Frieden, und wir rüsten den Krieg, das paßt nicht zusammen“. Aber wir wollen hören, was Luther auf solche Fragen antwortete.

Luther will, daß ein Jeder das Kriegs- und Schwertamt mit männlichen und nicht mit kindischen Augen ansehe. „Ob's nun wohl nicht scheint,“ so sagt er, „daß Würgen und Kriegen ein Werk der Liebe sei, derhalben ein Einfältiger denkt, es sei nicht ein christlich Werk, zieme auch Christen nicht zu thun, so ist es in Wahrheit doch ein Werk der Liebe, denn ein rechter Krieg ist nichts Anderes, als ein kleiner kurzer Unfriede, der einem ewigen Unfrieden wehret, ein klein Unglück, das einem großen Unglück wehret.“ So soll denn ein Jeder, wenn die Obrigkeit, von Gott verordnet, zu den Waffen ruft, getrost sprechen: „Wohlan, meinethalben wollt' ich wohl daheim bleiben, aber weil mein Herr mich fordert und meine Dienste be-

gehrt, so komme ich in Gottes Namen und weiß, daß ich Gott darinnen diene." So hat Luther dem Kriegerberuf seine Ehre wiedergegeben, aber er mahnte dann auch, daß die Kriegsleute Gottes und seiner Gnade nicht vergäßen. Er hatte unsere deutschen Soldaten lieb. „Deutschland," so sagte er einmal, „giebt die besten und treuesten Kriegsknechte, die sich an ihrer Besoldung genügen lassen und beschützen die Einwohner." Darum war es aber auch das Gebet seines Herzens und die Arbeit seines Lebens, daß die Deutschen allezeit auf Zucht und Ehre hielten und christlich handelten. „Rechtschaffene und muthige Kriegsleute", so hörte man ihn wohl gelegentlich reden, „machen wenig Worte, sind bescheiden, reden nicht viel, denn sie haben Leute gesehen. Wenn sie reden, so ist die That mit dabei." Und ein andermal: „Ein tapferer Krieger hat viel Löwen im Herzen und ist doch mit Worten züchtig und schamhaft."

Luther wußte, welch eine Hülfe für einen Christen das Gebet ist. Wer betet und Gott zum Beistand anruft, geht furchtlos und muthig jeder Gefahr entgegen. Dabei verstand Luther auch zu beten, so daß seine Freunde, wenn sie ihn einmal beten hörten, meinten, so herzandringend könne kein anderer Mensch mit Gott sprechen. Wie viele Andere, so hat er auch die Kriegsleute ein Gebet gelehrt, mit dem sie ihre Seelen Gott befehlen sollten. „Himmlischer Vater", so heißt es darin, „hier bin ich in diesem meinem Dienste und danke deiner Gnade und Barmherzigkeit, daß du mich in solch ein Werk gesteckt hast, da ich gewiß bin, daß es nicht Sünde, sondern Recht und deinem Willen ein gefälliger Gehorsam ist. Weil ich aber weiß, daß Niemand darum, weil er ein Krieger, sondern vielmehr, weil er ein Christ ist, kann selig werden, so will ich mich gar nicht auf meinen Gehorsam und Werk verlassen, sondern von Herzen glauben, daß mich allein das unschuldige Blut deines lieben Sohnes, meines Herrn Jesu Christi, erlöse und selig mache. Darauf bleib ich, darauf leb' und sterb' ich, darauf streit' und thu' ich Alles, erhalte, lieber Gott, und stärke mir solchen Glauben durch deinen heiligen Geist." „Willst du darauf," so schließt er, „den Glauben und das Vaterunser sprechen, so magst du es thun, und lasse es damit genug sein. Und dann befiehl Leib und Seele in Gottes Hände und ziehe vom Leder und schlage drein in Gottes Namen."

So hat Luther zu den Kriegsleuten geredet, fromm und tapfer, wie er selbst war. So soll denn auch Niemand denken, daß Frömmigkeit und Tapferkeit, Christenthum und Soldatenstand sich nicht vertragen. Der frömmste Christ wird auch der beste Soldat sein. Denn das ist das eine köstliche Erbe, das uns die Reformation hinterlassen hat, daß wir unsern Beruf als einen Gottesdienst ansehen und ihn treulich erfüllen sollen, wie der Apostel Paulus sagt, „als dem Herrn und nicht den Menschen". Und das Andere, was Luther diesen Kriegsleuten zeigen wollte, und was wir nimmer vergessen dürfen, ist, daß die Frömmigkeit im Herzen sitzt und nicht in diesem oder jenem äußeren Werk und Geberde, daß der Glaube eine Kraft ist, die den ganzen Menschen himmelan zieht und sein ganzes Leben weiht und verklärt. Christen sollen Männer aus einem Guß sein, in Allem, was sie thun und treiben, reden und handeln, getrieben vom heiligen Geist.

So ruft uns das heutige Reformationsfest auf die Frage: was sollen wir thun? als Antwort zu: Sei ein Jünger Christi in deinem Berufe! Was du zu thun hast, es sei groß oder klein, thue es in Gottes Namen und im Vertrauen auf Gottes Gnade. Laß Gebet und Arbeit Hand in Hand gehen und halte fest an Gottes Geboten. Dein Gebet sei aufrichtig und kurz, deine Arbeit treu und redlich, dein Wandel lauter und klar. Vergiß nicht, daß, wo du auch weilst, dein Gott prüfend auf dich herabblickt und schützend seine Hand über dir hält, und gedenke daran, daß er dereinst von dir Rechenschaft fordert, von Allem, was du gethan hast. Wohl dir, wenn du dann dich im Glauben hältst an deinen barmherzigen Heiland, der für dich lebte und starb, um dich zu erlösen. Amen. Rogge.

67.

Bußtag.

Du bist der Mann!

2. Samuel. 12, 1—7 u. 13.

Und der Herr sandte Nathan zu David. Da der zu ihm kam, sprach er zu ihm: Es waren zween Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr

viel Schafe und Rinder; aber der Arme hatte nichts denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte; und er nährte es, daß es groß ward bei ihm und bei seinen Kindern zugleich; es aß von seinem Bissen, und trank von seinem Becher, und schlief in seinem Schooß, und er hielt's wie eine Tochter. Da aber dem reichen Mann ein Gast kam, schonte er, zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, daß er dem Gast etwas zurichtete, der zu ihm gekommen war, und nahm das Schaf des armen Mannes, und richtete es zu dem Mann, der zu ihm gekommen war. Da ergrimmte David mit großem Zorn wider den Mann, und sprach zu Nathan: So wahr der Herr lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das gethan hat! Dazu soll er das Schaf vierfältig bezahlen, darum daß er solches gethan, und nicht geschonet hat. Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann! Da sprach David zu Nathan: Ich habe gesündiget wider den Herrn. Nathan sprach zu David: So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen; du wirst nicht sterben. Amen.

Wir feiern heute den Landes-Buß- und Bettag. Das ganze Land, unser ganzes deutsches Volk erscheint heute vor seinem Gott, um Buße zu thun für seine Sünden. Buße thun heißt sich besinnen, umkehren, anders werden. Daß unser Volk allen Grund hat, allen Ernstes Buße zu thun heut am Bußtage, daß in unserm Volke in der That Vieles, sehr Vieles ganz anders werden muß, wenn das Verderben nicht über uns kommen soll, darüber sind sich ja wohl alle Einsichtigen völlig klar. Was in alten Zeiten unsers Volkes Ruhm gewesen ist, die alten Tugenden, die überall in der Welt vornehmlich als Tugenden unsers deutschen Volkes bekannt waren, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Königstreue, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, das kommt weiten Kreisen unsers Volkes mit jedem Tage mehr abhanden. Immer unverhüllter und drohender erhebt die Zuchtlosigkeit und Empörung ihr Haupt und sucht Alles unter ihre Füße zu treten, was sonst als heilig und unantastbar galt. Und wir, die wir doch noch etwas halten auf Ordnung, Zucht und Sitte, die wir doch vor allen Andern uns ansehen dürfen als die

berufenen Vertheidiger und Beschützer von Thron und Altar, wir sehen das Alles nicht bloß mit steigender Besorgniß, sondern auch mit steigender Entrüstung, und es ist uns manchmal, als müßten wir mit heiligem Zorn dazwischen fahren und die frechen Uebertreter lehren, daß sie doch noch lange nicht die Oberhand haben in unserm Vaterlande, daß es doch immer noch auch Leute giebt, die bereit sind, mit Allem, was sie sind und haben, ihnen entgegenzutreten und dem Recht und der Wahrheit zum Siege zu helfen.

Siehe, nun sind wir gerade so weit wie der König David hier in unserm Texte. Er war ja als König von Amts wegen dazu da, das Recht zu schirmen und zu schützen und das Unrecht zu bekämpfen, wo immer es sich zeigte. Er war als König von Gottes und Rechts wegen dazu verpflichtet, Ordnung, Zucht und Sitte in seinem Lande aufrecht zu erhalten, und er war auch Willens, das zu thun, nöthigenfalls selbst mit Gewalt und strengen Strafen. Nun kommt hier der Prophet und erzählt ihm diese unerhörte Schandthat. Mit steigender Entrüstung hört der König zu, und kaum hat Nathan geendet, da wallt sein königliches Herz über in edlem Zorn, und er fällt das vernichtende Urtheil über den Missethäter: So wahr der Herr lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das gethan hat! — Nathan aber erwidert ihm: Du bist der Mann! Und dann hält er dem Könige seine Sünde vor. Wir kennen die Geschichte, um die es sich handelt. David hat Bathseba, das Weib des Uria, zum Ehebruch verführt und ihren Mann auf hinterlistige Weise aus dem Wege geräumt. Die Sache hat damals zwar einiges Aufsehen gemacht, aber jetzt ist längst Gras darüber gewachsen; der König selbst denkt kaum noch daran. Um so unvermutheter trifft ihn deshalb hier des Propheten Anklage: Du bist der Mann!

So wie hier der Prophet Nathan an den König David, so tritt heute der Bußtag an uns heran. Wenn wir heute am Bußtage nicht bloß klagen über das immer mehr um sich greifende Verderben in unserm Volke, sondern auch etwas empfinden von dieser edlen, sittlichen Entrüstung, die uns hier an dem König David so wohlgefällt, und wir, ebenso wie er, am liebsten gleich dazwischen fahren möchten, so erhebt Gottes Wort seine Stimme und spricht ernst und feierlich: Du bist der Mann, der das Alles, was du so

scharf verurtheilst, wo nicht selbst gethan, so doch jedenfalls mit verschuldet hat. Du bist der Mann, der heute vor seinem Gott sich beugen und Buße thun soll für seine Mitschuld an der Sünde und dem Elend unsers Volkes.

Wenn wir dieses Wort doch auch so aufnehmen wollten wie der König David! Er macht auch nicht den geringsten Versuch, sich zu rechtfertigen und zu entschuldigen, er beugt das Haupt und spricht: „Ich habe gesündigt wider den Herrn!" Als Johannes der Täufer zum Könige Herodes kam und zu ihm sagte: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest", da ließ der König ihn in Ketten legen, und bald darauf fiel sein Haupt unter dem Schwert des Henkers. Hätte David es nicht auch so machen können? Er war ja der König, er hatte die Macht in Händen, den unbequemen Mahner ebenso verschwinden zu lassen, wie damals den unbequemen Uria. Daß er das nicht thut, daß er sich beugt vor dem heiligen Ernst der Wahrheit, das ist's, was ihn so groß macht. Er hatte viele Fehler an sich und ist in manche schwere Versündigung gefallen, aber in einem Punkte ist er unantastbar, — in der Gerechtigkeit. Und wenn auch das Recht sich gegen ihn selbst kehrt: Recht muß doch Recht bleiben! Vor der göttlichen Gerechtigkeit, die ihm hier in dem Propheten Nathan entgegentritt, beugt er sich bedingungslos und unweigerlich. Wir kennen das ergreifende Bekenntniß seiner Schuld im 51. Psalm: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünde nach deiner großen Barmherzigkeit. An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst." — Darum war er trotz aller seiner Fehler der Mann „nach dem Herzen Gottes", darum war er einer der größten und gesegnetsten Herrscher, die jemals auf Thronen gesessen haben. Denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Gerechtigkeit würde auch unser Volk wieder erhöhen und es bewahren vor dem tiefen Sturz, der es bedroht. Denn woher kommt diese tief gehende Unzufriedenheit, diese Erbitterung, ja dieser Haß zwischen den einzelnen Ständen und Gesellschaftsklassen? Etwa daher bloß, daß der Eine mehr hat oder mehr ist als der Andere? —

Nein, daher, daß mit zweierlei Maß gemessen wird. Ja, nicht bloß mit zweierlei, sondern jeder Stand hat sein besonderes Maß, nimmt es wenigstens für sich in Anspruch.

Die Beweise lassen sich leicht in Menge anführen, aber wir wollen bei uns selbst stehen bleiben. Wir schelten die Begehrlichkeit der Menge, die nicht zufrieden ist mit dem, was sie hat, sondern immer mehr haben will; aber wenn uns einmal auch etwas von dem, was wir von Rechts wegen verlangen zu können meinen, vorenthalten wird, so sind wir empört über solche unerhörte Ungerechtigkeit. Wir sprechen mit sittlicher Entrüstung von der Unmäßigkeit und Völlerei, die in unserm Volke immer mehr um sich greift, und daß auch der weniger Bemittelte immer noch zum Leben genug haben würde, wenn er nicht so große Ansprüche machte und nicht immer über seinen Stand hinaus wollte; aber wenn unsere jungen Leute von einem Wirthshaus in das andere ziehen, so soll das dem jugendlichen Leichtsinn zu Gute gehalten werden, bei dem es ja wohl einmal vorkommen kann, daß er ein Wenig über die Stränge schlägt. Wir können es gar nicht scharf genug verurtheilen, daß es weite Kreise in unserm Volke giebt, denen nichts mehr heilig ist, die sich nicht scheuen, das, was uns als heilig und unantastbar gilt, herunter zu reißen mit frechem Hohn und Spott; aber wenn man bei uns so oft leichtfertige Witze und schlüpfrige Redensarten hört, so stoßen wir uns nicht daran. Wir beklagen es tief, daß die alte deutsche Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit unserm Volke immer mehr abhanden kommt, und Treue und Glauben immer mehr verloren gehen, aber daß bei uns so Mancher, der sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, auf jede nur mögliche Weise sich heraus zu lügen sucht, dabei findet man nichts. Und dann ist noch ein Gebiet vorhanden, das wir hier nur kurz streifen wollen, die Sittlichkeit im engeren Sinne. Wo ist die Zucht und Keuschheit geblieben, die einstmals unsern Vorfahren selbst von ihren Feinden nachgerühmt wurde? wie selten ist sie geworden in dem Geschlecht unserer Tage, auch unter den jungen Leuten unserer Armee und Marine!

Das ist die Wurzel, bei der der Schaden angefaßt werden muß, daß wir nur allzusehr geneigt sind, mit zweierlei Maß zu messen,

daß wir das, was wir bei Andern aufs Schärfste tadeln und verurtheilen, bei uns selbst, wenn auch nicht für durchaus erlaubt und berechtigt halten, so doch beschönigen und entschuldigen. Der König David dachte in diesem Punkte anders. Sünde ist unter allen Umständen Sünde, gleichviel ob sie der Knecht thut oder der König, der Mann oder das Weib, der Bürger oder der Soldat. Darum beugt sich der König hier und bekennt aufrichtig und demüthig vor Gott seine Schuld. Da sprach David zu Nathan: „Ich habe gesündigt wider den Herrn". Und Nathan sprach zu David: „So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben". —

Wie der Prophet Nathan damals vor David, so steht heute vor uns der Bußtag und spricht: Du bist der Mann! Wollte Gott, daß Jeder von uns wie jener alte König sich beugen lernte vor dem heiligen Ernst der göttlichen Gerechtigkeit, dann würde es bald besser stehen um unser Volk und Vaterland; dann würde auch die köstliche Verheißung sich an uns erfüllen: So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben. Amen.

Rumland.

68.

Todtenfest.

Christus hat dem Tode die Macht genommen.

2. Timoth. 1, 10.

Christus hat dem Tode die Macht genommen, und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium. Amen.

Dem Gedächtniß der Todten ist der heutige Tag geweiht. Am letzten Sonntag im Kirchenjahr gedenkt die Christenheit derer, die ihren Lauf in dieser Welt bereits vollendet haben, die uns vorauf-

gegangen sind in die Ewigkeit. Es versteht sich von selbst, daß unsere Gedanken heut vornehmlich bei den Todten weilen, die uns im Leben besonders nahe gestanden haben, und das sind in erster Linie unsere eigenen Angehörigen. Sind unsere Lieben in diesem Jahre gnädig verschont geblieben, ist an uns und den Unsrigen des Todes Zug in diesem Jahre vorübergegangen, ohne daß wir sein gewahr wurden, so hat doch die weitere Gemeinschaft, der wir alle angehören, unsere Marine, auch in diesem Jahre wieder manchen schweren Verlust zu beklagen gehabt.

Eine reiche Ernte hat auch in diesem Jahre wieder der Tod unter uns gehalten. Die große Zahl derer, um die wir heut am Todtenfeste trauern, zeigt uns wieder: gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Auf der Insel Malta steht eine kleine Kapelle, deren einziger Schmuck besteht in zahllosen, an den Wänden angebrachten Schädeln und Todtengebeinen. Auf ihrem Altar steht geschrieben:

Der ganze Erdkreis ist ein Theater, das Leben ein Trauerspiel.
Alles nur Spiel, Alles nur Maske!
Das letzte Ziel aller Dinge ist der Tod. Er macht dem Spiel ein Ende,
Er zeigt Alles in seiner wahren Gestalt.
Der du noch am Leben bist, bedenke solches und bitte für die hier Ruhenden um das ewige Licht.
Geh' in Frieden und denke daran, daß auch du einst sterben mußt.

Ist das vielleicht auch unsere Stimmung heut am Todtenfest, wenn wir aller derer gedenken, die in diesem Jahre wieder des Todes Beute geworden sind? Machtlos stehen wir diesem Feinde gegenüber, Niemand kann ihm widerstehen.

Wirklich Niemand? — Doch! Einer kann's, Christus. So sehr auch die Thatsachen, die wir vor Augen sehen, dem zu widersprechen scheinen, es bleibt trotz alledem wahr, was geschrieben steht: „Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht." Das wollen wir durch des Apostels Mund von Neuem uns wieder bezeugen lassen, uns zum Trost heute am Todtenfest.

Daß Christus für seine eigene Person Macht hatte über den Tod, das hat er bewiesen. Ihn hat der Tod nicht halten können,

am dritten Tage ist er siegreich hervorgegangen aus des Grabes Nacht, lebet und regieret in Ewigkeit. Damit ist uns freilich zunächst noch nicht viel geholfen. Wenn wir auch glauben und hoffen, daß er einst wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, und daß dann auch der Tod aufgehoben werden wird als der letzte Feind, bis dahin bleibt es doch dabei: Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu. Das Gesetz besteht fort und wird fortbestehen bis ans Ende der Tage, daran hat auch er nichts geändert.

Und doch gilt es nicht bloß für eine ferne Zukunft, in der einst all das Unheil, das der Tod hier auf Erden angerichtet hat, wieder gut gemacht werden soll, wenn bei dem Ton der letzten Posaune die Gräber sich aufthun und Alle, die darin ruhen, hervorgehen zu neuem Leben, sondern wir können und sollen es heute schon an uns erfahren, daß Christus dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat.

Was macht uns Menschen denn das Sterben so schwer, den Tod so schrecklich? Ein Zwiefaches wohl vor Allem. Zum Ersten, daß der Tod uns von Allem, was uns hier auf Erden lieb und theuer ist, scheidet und trennt. Was immer uns das Leben hier auf Erden schön und begehrenswerth erscheinen läßt, und wie eng und fest auch immer unser ganzes Dasein damit verbunden und verwachsen ist, der Tod löst alle diese Bande, reißt uns unerbittlich los von der Erde und stürzt uns erbarmungslos hinab in das leere, wesenlose Nichts. Und eben das ist das Zweite, dieses dunkle Räthsel, welches das Grab umschließt. Was liegt jenseits des Grabes? Was wird aus denen, die wir hinabsenken in seinen dunklen Schooß? Was wird aus uns, wenn man uns auch einst hinausträgt an jenen stillen Ort, von dem es keine Wiederkehr mehr giebt? Dieses schaurige Geheimniß, vor dem wir hier stehen, dieser klaffende Riß, in den wir hier schaudernd hinabblicken, das ist's, wodurch der Tod eine so furchtbare Macht und Gewalt über uns ausübt, was ihn uns so entsetzlich erscheinen läßt, als den „König der Schrecken".

Und eben diese Macht hat Christus ihm genommen. Wohl kann der Tod uns auch jetzt noch Vieles nehmen, was uns lieb und theuer ist hier auf Erden, Hab und Gut, Angehörige und Freunde,

ja selbst den eigenen Leib; aber das Beste, das wir haben, das unserm Leben erst einen wirklichen ewigen Werth giebt, das kann er uns nicht mehr nehmen, und das ist er selbst, Christus, unser Heiland. Darum ist das Sterben derer, die an Christum glauben und an ihm hängen als an ihrem Heilande und ihrem höchsten Gut, etwas ganz Anderes als das Sterben der Kinder dieser Welt. Für sie hat der Tod keine Schrecken mehr, weil er sie nicht zu trennen vermag von dem, der ihnen mehr ist als das Leben. Wir sagen ja freilich auch von ihnen noch: sie sterben, oder: der Tod hat sie ereilt; aber was Tod und Sterben wirklich ist, davon erfahren sie nichts. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch," spricht der Herr, „so Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." — „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Nicht ein Sterben ist das zu nennen, was denen widerfährt, die Christo angehören. Der Herr selbst hat es auch nie so genannt. „Lazarus, unser Freund, schläft," sprach er zu seinen Jüngern, als er ihnen mittheilen wollte, daß der, den sie alle lieb hatten, nicht mehr unter den Lebenden wandelte. Und als er zu Jairus hineintrat in das Trauerhaus, da sprach er: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft." Nicht bloß bildlich sagt er das, um die Trauernden damit zu trösten und ihnen hinweg zu helfen über die Schrecken des Todes, wie man ja oft die Menschen an den offenen Gräbern sich untereinander damit trösten hören kann, daß sie sich auf andere Gedanken zu bringen suchen, die sie die trostlose Wirklichkeit vergessen lassen sollen, — für ihn, den Lebensfürsten, ist der Tod der Seinen in Wahrheit weiter nichts als ein Schlaf, ein Ruhen von der Arbeit und Mühe dieses Lebens.

Der Schlaf ist eine Wohlthat für den Müden. Darum fürchten wir Christen uns nicht vor dem Tode wie vor einem schrecklichen, unentrinnbaren Verhängniß, wenn er kommt, auch uns abzurufen, sondern wir begrüßen ihn als den Friedensboten, der uns die Kunde bringt, daß auch wir nun Feierabend machen, uns zur Ruhe legen und dem großen, seligen Erwachen entgegenschlummern dürfen. Darum stehen wir Christen auch nicht trostlos und traurig an den Gräbern der Unsern, darum weinen und klagen wir nicht heut am

Todtenfest um diejenigen, die wir in diesem Jahre hinausgetragen haben zur letzten Ruhestätte, sondern wir preisen sie selig, daß sie nun schon eingegangen sind zu der Ruhe, nach der wir uns noch sehnen.

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen,
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Wenn wir das von Allen sagen könnten, die in diesem Jahre gestorben sind, dann würde unser Todtenfest zum schönsten Siegesfeste. „Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht.“ Für wen aber Christus weiter nichts ist als einer Unsersgleichen, der ebenso der Macht des Todes unterworfen war wie wir Alle, für wen Alles das, was die Schrift uns erzählt von seinen Todtenerweckungen und von seiner eigenen Auferstehung, weiter nichts ist als Märchen und Kinderfabeln, für den behält der Tod seine volle Macht, für den giebt es keinen Rath, keinen Trost heute am Todtenfest. Der Tod ein großes schaudervolles, unlösbares Räthsel und das Leben nicht minder! Denn was soll dieses Leben, wenn doch mit dem Tode Alles ein Ende hat, wenn wir nach diesem Leben nichts mehr zu hoffen haben? Kann man ein solches Leben überhaupt noch wirklich Leben nennen?

Nicht in den Gräbern, sondern mitten unter uns haben wir die Todten zu suchen, um die zu trauern und zu klagen wir wirklich Grund haben. Hat der Herr von denen, die in seinem Namen hinscheiden, gesagt: „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe,“ so hat er von denen, die ihm gleichgültig und kalt gegenüberstehen, das furchtbare Wort gesprochen: „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt.“ Bei lebendigem Leibe todt! Ach, daß doch Alle, die unter dem Banne dieses Todes dahingehen, zu ihm heute sich bekehren wollten, daß man auch von ihnen sagen könnte: Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium! Das wäre ein seliges Todtenfest. — Amen.

Rumland.

69.

Ausreise.

Wem sollen wir uns auf unserer Lebensreise anvertrauen?

Psalm 121.

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet, schläft nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts. Der Herr behüte dich vor allem Uebel; er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Das ist ein uraltes Pilger- und Reiselied. Jahrtausende sind dahin, seitdem es zum ersten Mal gesungen worden ist, aber es hat nichts an seiner Jugend und Schönheit eingebüßt. Das macht die ewige Wahrheit, die in ihm verborgen liegt, und das frohe, tapfere Gemüth, das aus ihm redet. Solche Lieder reden daher zu jedem Geschlecht, und jedes reine und unverdorbene Gemüth versteht sie. Der Psalm sagt uns, wen wir zum Reisegesellen mitnehmen sollen, nicht bloß auf die kurze Reise, die wir jetzt vorhaben, sondern auf die große Lebensreise, die Jeder vor sich hat, mag er auch zeitlebens in seinen vier Pfählen sitzen und noch nichts von der schönen Gotteswelt draußen gesehen haben. So fragen wir uns denn:

Wem sollen wir uns auf unserer Lebensreise anvertrauen?

Und der Psalm antwortet: dem starken Arm, der Himmel und Erde gemacht hat; dem wachen Auge, das nicht schläft noch schlummert; dem treuen Herzen, das nicht bricht.

Daß wir auf der Reise und unterwegs sind und fremde Gäste auf Erden, das ist sonnenklar. Das kann uns jeder Kirchhof lehren, daß der Tod kommt und uns die Wohnung aufkündigt. Darum

hatte jener Bauer in Gastein Recht, der den Vers an den Giebel seines Hauses schreiben ließ — einen Vers, den der hochselige Kaiser Wilhelm jedesmal, wenn er nach Gastein ging, besonders anschaute und liebte:

Dies Haus ist mein,
Und doch nicht mein;
Beim Zweiten wird es auch so sein;
Dem Dritten wird es übergeben,
Und der wird auch nicht ewig leben;
Der Vierte zieht hinein und aus:
Nun sag', mein Freund, wem gehört dies Haus?

Gewiß, wir haben keine bleibende Statt, und eine Hand der Mitpilger nach der anderen, so fest sie uns auch gehalten haben mag, läßt uns los. Da ist es eben nur eine Hand, die nicht erkaltet, ein Arm, der nicht erlahmt, die uns fassen und tragen können durchs Leben, und nur ein treuer Begleiter, der nicht von unserer Seite weicht. Darum betet der Psalm: „Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Zu den Bergen hebt der Psalmsänger wohl sein Auge, aber daher kann ihm keine Hülfe kommen; darum hebt er seine Augen höher zu dem Herrn, der unsere Zuflucht ist und war, ehe denn die Berge geworden. Das ist ein gutes Bekenntniß; aber das will erfahren sein; denn so kann nur einer sprechen, der es einmal in der Welt probirt hat, sich selber helfen zu wollen, oder seine Hülfe bei Menschen oder allerhand Anderm gesucht, als bei Gott. Meist wollen die Menschen erst einmal an den Thüren der Menschen anklopfen, oder sie auch einstoßen. Sie verlassen sich auf ihren Verstand, auf ihre Kraft und ihre Gerechtigkeit, oder auf Menschen —, kurz, sie meinen, es selber fertig zu bringen und der Hülfe Gottes entbehren zu können. Wir wollen es einmal probiren, wie weit wir damit kommen. Es giebt ein Sprüchwort, das heißt: „Hilf dir selber, und Gott wird dir helfen." Das ist so eins von den Sprüchwörtern, die einen Funken Wahrheit, aber auch den Teufel im Nacken haben. Soll es so viel heißen als: „Lege die Hände nicht in den Schoß; denke nicht, dir müsse Alles von selber zufallen, sondern nimm deine Kraft zusammen —" dann ist's wahr, daß auch Gott dir zur Seite steht;

denn Gott ist kein Gott und Schutzpatron fauler Leute. Aber wenn es, wie meistens die Leute denken, heißen soll: „Erst hilf dir einmal selbst, und wenn du gar nicht damit fertig wirst, dann gehe zu Gott", so ist's ein verlogenes Wort. Kannst du dir selber helfen, dann brauchst du deinen Gott eigentlich nicht. Du spannst also die Pferde hinter den Wagen. Nein, erst deinem Gott vertrauen, daß er dir helfen kann, ihm deine Noth und dein Leid klagen, was es auch sei, und wo immer dich der Schuh drückt, und dann die Hände regen. Freilich, es sagt auch ein anderes Sprüchwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied"; aber ich kenne Einen, der dir so auf den Arm schlagen kann, daß dir alle Lust und Kraft zum Schmieden vergeht. — Nein, wir wollen's mit dem Psalm halten; unsere Hülfe in allen Nöthen bleibt der starke Gott und Herr, der Himmel und Erde gemacht, dem kein Ding unmöglich ist, den keiner seiner Feinde überlebt hat. Aber Größeres hat er noch gethan, als daß er Himmel und Erde gemacht hat; das ist, daß er den Himmel auf die Erde gebracht hat und ihn senken will voll Friede und Trost in jedes Menschenherz. Dem laßt uns denn trauen. Der uns von der Noth der Sünde und des Todes durch seinen lieben Sohn geholfen hat, sollte der uns nicht mit ihm Alles schenken?

Zum starken Arm Gottes zuerst, dann aber auch zu seinem wachen Auge lasset uns unsere Augen aufheben. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Unsere Wanderung durch die Welt geht ja nicht durch einen Blumengarten, wir machen hier keinen Spaziergang durch grüne Auen und Wiesen; sondern unser Weg geht durch manche gefahrvolle Schlucht, auf steile Höhen und auf schmalem, dunklen Pfade. Wir werden nicht auf Engelsflügeln weggetragen über alle Fährlichkeit, aber behütet sollen wir werden, daß unsere Füße nicht gleiten. Wir werden nicht vor allem Leid bewahrt, wohl aber in allem Leid geschützt und getröstet.

„Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen." Wie leicht ist's geschehen, wenn man eine Alpenhöhe ersteigt, zur Rechten den Fels, zur Linken den Abgrund, daß der Fuß gleitet — und nur ein Schritt uns vom Grabe trennt, wie auch hier auf dem Schiffe nur

eine Planke uns trennt vom Wellengrab. Da soll Jeder sich dem treuesten Hüter befehlen, dessen Auge auch in dunkler Nacht, wo wir selber uns nicht hüten können, über uns wach ist. — Aber es giebt noch ein gefährlicheres Gleiten als das mit dem Fuß. Das ist, wenn das Herz irre werden will an der Liebe Gottes, wenn man meint, so schlecht gehe es Keinem in der Welt, und Gott habe unser vergessen. Daß man an Menschen, an ihrer Treue und Zuverlässigkeit, an ihrer Wahrhaftigkeit irre werden kann, das ist leider Gottes nur zu wahr. Aber an der Treue deines Gottes sollst du nicht irre werden, sein Auge wacht doch, und zu seinem Herzen kannst du, wenn auch Alles rings um dich finster ist, dich flüchten. Seine Sprechstunde ist immer, auch in tiefster Mitternacht. Darum, wenn solche dunklen Stunden kommen, wo dein Fuß gleiten will, wo die Versuchung an dich herantritt wie ein gewappneter Mann, und du von Gottes heiligem Gebote weichen willst, oder wo die Zweifel auf dein Herz einstürmen wie ein reisiges Heer — halte fest und bestehe in der bösen Stunde — gedenke, daß Gottes Auge dich sieht auch in dunkler Mitternacht, voll Ernst und Güte, und du wirst als ein tapferer Mann das Feld behalten. In der Ewigkeit wird dir's einmal klar werden, wie oft dich Gott vor dem Fallen behütet hat in so mancher Gefahr, von der du keine Ahnung hattest.

In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!

Darum komm zu seinem treuen Herzen, das dir nicht bricht. Der Herr behüte dich vor allem Uebel, er behüte deine Seele! Man kann auf einer Reise etwas lernen und sein Wissen bereichern, aber ebenso gut kann man auch auf Reisen ein oberflächlicher Mensch werden, auf den nichts mehr Eindruck macht, ein Mensch, der Alles nur halb gesehen hat und dann über Alles sprechen will. Man kann sich also gescheit, aber auch dumm reisen, wie viele Tausende es thun. Auf der Reise gewinnt man sich, oder man verliert sich und wird dann ein inhaltsloser, vaterlandsloser, herzloser Mensch.

So kann man auch auf der Lebensreise das Beste: seine Seele verlieren, indem man die Welt gewinnen will. Das ist das

tiefste Uebel, das den Menschen treffen kann. Hab und Gut verloren, etwas verloren; Vater und Mutter verloren, mehr verloren; Ehre verloren, viel verloren; Seele verloren, Alles verloren, sagt ein altes gutes Wort. Daß wir unsere Seele in Händen tragen und sie durchbringen zu unserm Gott, das ist der Sinn unseres Lebens, dazu muß Alles uns dienen: Freude und Leid, Arbeit und Ruhe, Heimath und Fremde, Sonnenschein und Sturm. Der Herr behüte deine Seele. Er muß es thun und wird es thun. Ist sie doch mehr werth als die ganze Welt.

So behüte Gott unsern Ausgang und Eingang, jetzt wo wir ausfahren, und bringe uns wieder zur fröhlichen Einfahrt. Er behüte jeden Gang unsres Lebens, den lichten und den dunklen, den leichten und den schweren, den Ausgang aus dieser Zeit und den Eingang in die selige Ewigkeit. So schließen wir mit dem alten Seemannsliede:

Und wenn die Wellen brausen
Mit Macht auf diesem Meer,
Und wenn die Stürme sausen
Rings um mein Schifflein her,
Will ich doch nicht verzagen,
Gott soll mein Helfer sein,
Den Anker will ich schlagen
In Gottes Herz hinein! Amen.

D. Frommel.

70.

Ausreise.

Gottes Güte und Wahrheit gehen mit uns auf die Fahrt.

Psalm 36, 6.

Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. Amen.

Wenn ein Kind zum ersten Male das Vaterhaus verläßt, um nun unter fremden Leuten auf eigene Hand sein Glück zu versuchen, dann pflegen wohl die Eltern ihm beim Abschiednehmen noch ein Wort mit auf den Weg zu geben, das ihm in guten und in bösen Tagen ein

Führer und ein Leiter sein soll auf den mannigfach verschlungenen Wegen des Lebens. So wollen auch wir beim Antritt unserer Reise ein Wort uns sagen lassen aus der heiligen Schrift, das uns als Leitstern und Führer dienen soll auf den viel verschlungenen Wegen unserer Seefahrt, das Wort des Psalmisten: Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.

„Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist", das soll uns trösten in allen Widerwärtigkeiten und Gefahren. „Und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehn", das soll uns halten und bewahren in allen Anfechtungen und Versuchungen.

Je weiter wir kommen werden auf unserer Reise, um so ungewohnter und fremder wird unsere Umgebung uns anmuthen. Wir hören die Leute eine fremde Sprache reden, wir sehen mancherlei fremde Sitten und Gebräuche, die ganze Natur nimmt allmählich ein anderes Aussehen an, schließlich ist so ziemlich Alles anders geworden als bei uns in der deutschen Heimath.

Aber so Vieles auch anders werden mag auf unserer Reise, eins bleibt immer und überall dasselbe, eins begleitet uns unverändert, und führte uns unsere Reise auch bis ans Ende der Welt. Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist. Das soll uns trösten und tragen in allen Widerwärtigkeiten und Gefahren, die uns vielleicht begegnen mögen, das soll uns in allen Lebenslagen Ruhe und Sicherheit geben, daß wir wissen, wo wir auch sein mögen, ob in der Heimath oder in der Fremde, ob im stillen Frieden des Elternhauses und der eigenen Häuslichkeit oder im lärmenden Gewühl der großen Städte, ob auf dem festen Lande oder auf dem nimmer ruhenden Meere, überall umfängt uns Gottes Güte. Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist. Der Herr ist Allen gütig und erbarmt sich aller seiner Werke. Wir aber dürfen als seine Kinder seiner Güte noch ganz besonders gewiß sein, denn uns gilt die Verheißung: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen,

und die Flamme soll dich nicht anzünden, denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland".

Wie ganz anders geht man doch auf die Reise, wenn man diese Gewißheit mitnehmen kann! Wenn auch vielleicht besondere Fährlichkeiten unser nicht warten, was kann uns unterwegs nicht Alles zustoßen! Denn daß die Seefahrt auch unter den günstigsten Verhältnissen doch immer ein gefährlicher Beruf bleibt, das einzusehen hat wohl Jeder von uns schon Gelegenheit genug gehabt. Man kann sich ja freilich auch mit einem gewissen Leichtsinn über derartige unbehagliche Erwägungen und Gedanken hinwegsetzen, indem man sie sich einfach aus dem Sinn zu schlagen sucht, aber sicherer, vernünftiger, christlicher und auch männlicher ist es doch, wenn man mit klarem, ruhigem Blick den Dingen, so wie sie in Wahrheit sind, ins Auge schauen kann und dann doch nicht zu verzagen braucht, weil man weiß:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat ersehen
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Das hab ich willig auch erkiest.
Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir ewig nützt.

Wie ganz anders kann man dann auch an diejenigen zurückdenken, die man in der Heimath zurückgelassen hat. Dann braucht man nicht fortwährend ängstlich zu fragen, wie mag es ihnen nun wohl gehen? braucht nicht immer gleich zu verzagen, wenn auch einmal die ersehnte Nachricht ausbleibt, oder gar diese Nachricht, wenn sie kommt, nicht so günstig lautet, wie man wohl gewünscht hätte, sondern dann kann man Alles, was Einem lieb und theuer ist, getrost in Gottes Hand stellen, weil man weiß, dieselbe Güte unseres Gottes, die uns hier draußen geleitet, die hört deswegen doch auch daheim nicht auf, denn seine Güte reicht, so weit der Himmel ist.

„Und seine Wahrheit, so weit die Wolken gehen." Die Güte oder Gnade Gottes und seine Wahrheit gehören beide unauflöslich zusammen. Menschliche Güte kommt leicht in die Gefahr, es nicht allzu genau zu nehmen mit der Wahrheit und auch da noch Nachsicht zu üben, wo es sich nicht mehr mit der Wahrheit und Gerechtigkeit vereinigen läßt. Dann hört die Güte auf, Güte zu sein, und wird zur Schwachheit. Das thut Gottes Güte nie, sie steht immer in vollem Einklang mit der Wahrheit. Die Güte oder Gnade und die Wahrheit Gottes erscheinen deshalb auch in der Schrift so oft unmittelbar miteinander verbunden. „Die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit denen, die seinen Bund und Zeugniß halten". — „Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken; des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen". — „Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen".

Wer sich deshalb auf Gottes Güte glaubt verlassen zu dürfen, der mag wohl zusehen, daß er sich dabei nicht in Widerspruch setze mit seiner Wahrheit. Man hört wohl oft sagen: wir stehen überall in Gottes Hand. Das klingt im ersten Augenblick sehr fromm und gottesfürchtig, wenn man aber genauer zusieht, ist es sehr oft gerade das Gegentheil davon. Man erwartet es als ganz selbstverständlich, daß Gott sich um uns kümmert, hält es aber nicht weiter für nothwendig, daß wir uns auch um ihn kümmern. Man nimmt all seine unzähligen Wohlthaten ruhig hin, wundert sich sogar, wenn sie einmal ausbleiben, macht sich aber gar kein Bedenken daraus, sein Gebot täglich mit Füßen zu treten und seine Wahrheit zu verachten. Gott ist ja gütig, er wird es schon nicht so genau nehmen! Es steht freilich geschrieben: „Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte", aber das soll doch nicht etwa heißen, man könne ihm nun ungestraft bieten, was man will. Es steht auch geschrieben: „Schaue an die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden."

In unserem Beruf und besonders in den Verhältnissen, in denen wir auf der Reise leben, liegt es ja nahe, daß man sich zwar gern an die erste Hälfte unsers Spruches hält, die zweite aber ebenso gern vergißt. Sich auf Gottes Güte verlassen, o ja, das ist sehr

schön, aber an seine Wahrheit läßt man sich nicht gern erinnern. Wir sehen draußen in den fremden Ländern so mancherlei, das nicht übereinstimmt mit dem, was man uns daheim in Schule und Kirche als die Wahrheit gelehrt hat; wir sehen in der Fremde so oft die Menschen ganz unbedenklich Dinge thun, die wir daheim als Sünde und Unrecht zu verabscheuen gelernt haben. Da kommt man nur allzu leicht in die Versuchung, daß man sich sagt: warum sollst du nicht die Sitten und Gebräuche des Landes, in dem du dich gerade aufhältst, mitmachen? Hier kennt dich ja Keiner, und nach wenigen Tagen bist du schon wieder weit weg von hier, da kannst du dich schon immer gehen lassen! — Und ob kein Mensch da draußen unseren Namen, Stand und Herkunft kennt, ein Auge wacht über uns und sieht uns überall, wo wir auch hingehen. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Und ob ein ganzes Land und Volk die Gebote Gottes verachtet, seine Wahrheit ist deswegen auch da draußen keine andere als bei uns daheim. Was wir deshalb auch immer unterwegs sehen und hören mögen, wenn es sich nicht vereinigen läßt mit dem, was wir daheim als wahr und recht und gut erkannt haben, dann wollen wir uns dadurch nicht beeinflussen und abwendig machen lassen von der Wahrheit. Es giebt nur *eine* Wahrheit, und die ist immer und überall dieselbe und reicht, so weit die Wolken gehen.

Gottes Güte und *Gottes Wahrheit*, die mögen uns geleiten nicht bloß auf dieser Reise, sondern unser ganzes Leben lang! Seine Güte soll uns trösten und stärken in Noth und Gefahr und soll von uns fern halten allen Kummer und alle Sorgen, und seine Wahrheit soll uns tragen und schützen in allen Anfechtungen und Versuchungen und uns immer wieder zurückführen auf den rechten Weg, wenn wir einmal davon abgeirrt sind. Und wenn wir nur unsere Herzen und Sinne nicht ganz gefangen nehmen lassen von den Herrlichkeiten dieser Welt, wenn wir nur ein offenes Auge und ein empfängliches Herz behalten auch für die wunderbaren Werke und Wege unsers Gottes, dann wird das die köstlichste und seligste Erfahrung sein, die wir mit heimbringen von unserer Reise: *Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.* Amen.

Rumland.

71.

Heimkehr.

Bis hierher hat uns der Herr geholfen.

1. Sam. 7, 12.

Da nahm Samuel einen Stein, und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen, und hieß ihn Eben-Ezer, und sprach: Bis hierher hat uns der Herr geholfen. Amen.

Unser Text versetzt uns zurück in längst vergangene alte Zeiten. Nach vierzigjährigem Umherirren in der Wüste und schweren Kämpfen haben die Kinder Israel Kanaan, das von Gott ihnen verheißene Land, in Besitz genommen, sie haben nun eine Heimath. Aber noch dürfen sie sich dieses Besitzes nicht ungestört freuen, noch heißt es, beständig auf der Hut sein vor den fortwährenden Angriffen der benachbarten Völker. Nach langen und oft vergeblichen Anstrengungen ist es nun jedoch endlich dem Richter und Propheten Samuel gelungen, wenigstens den gefährlichsten Gegner, die Philister, in einer entscheidenden Schlacht aufs Haupt zu schlagen. In diese Zeit versetzt uns unser Text. Indem Samuel aufathmend einen Augenblick ausruht von all den Kämpfen und Mühen und sich des errungenen Erfolges freut, beschließt er, einen Denkstein zu setzen an der Stelle, wo der Sieg erfochten wurde, zwischen Mizpa und Sen. Die Denkmäler eines Volkes sind die Meilensteine auf dem Wege, den es in seiner Entwickelung gegangen ist. Auch dieser Denkstein Samuels ist der Ausdruck dessen, daß Israel einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen ist in seiner Entwickelung.

Wir Alle, die wir hier versammelt sind, befinden uns heute in einer ähnlichen Lage, wie damals Samuel; unsere Reise ist zu Ende, bald werden wir wieder in den Heimathshafen einlaufen. An einem Abschnitt unsers Lebenslaufes stehen wir Alle, gleichviel was auch nun in der Heimath unser warten mag. Es ist doch immerhin ein gut Stück Arbeit, das nun mit dieser Reise hinter uns liegt, und doch auch ein gut Stück Leben. Wird nun auch unser Verhalten

in dieser Lage dasselbe, oder doch ein ähnliches sein, wie damals das jenes alten Propheten? Samuel setzt, um seiner Freude über den errungenen Erfolg Ausdruck zu geben, einen Denkstein, schlicht und einfach, mit kurzer, aber bedeutungsvoller Inschrift, und dann geht er mit neuem Muth und frischer Kraft an die Arbeit. Wenige Verse weiter heißt es: „Samuel richtete Israel sein Leben lang.“ Für ihn also ist der errungene Erfolg ein Antrieb gewesen zu neuer Thätigkeit.

Wird das bei uns auch so sein? Für die meisten Menschen ist der Erfolg sehr oft gerade das Gegentheil, weil die Art und Weise, wie sie ihrer Freude über den Erfolg Ausdruck geben, sie nachher nur mit Unlust und Widerstreben von Neuem wieder an die Arbeit gehen läßt. Man „feiert“ die Erfolge, die großen Abschnitte und Wendepunkte im Leben so, daß die Zeiten der Ruhe und Erholung die Kräfte des Leibes und der Seele weit mehr erschöpfen, als die zehnfache Zeit wirklicher Arbeit. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß die Art, wie Samuel hier in unserm Text feiert, die bei Weitem empfehlenswerthere und vernünftigere ist. So wollen wir denn heute von ihm lernen, nicht bloß für diesen besonderen Fall, in dem wir uns jetzt gerade befinden, sondern für unser ganzes Leben, für alle Fälle, wo wir mit Genugthuung auf Erfolge zurückblicken können. Wenn wir auch kaum jemals in der Lage sein werden, einen Denkstein zu setzen, so wie er hier thut, so werden wir doch in allen Fällen dieselbe Gesinnung haben können, der er hier durch diesen Stein Ausdruck giebt. Welche das ist, das sehen wir aus der Inschrift, die er seinem Stein gegeben hat: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen.“ Ein Zwiefaches liegt in diesem Worte, ein Bekenntniß: Der Herr hat geholfen, und eine zuversichtliche Hoffnung: Der Herr wird nun auch weiter helfen.

„Bis hierher hat uns der Herr geholfen“, das soll unser Bekenntniß sein. Wenn wir zurückschauen auf die nun hinter uns liegende Reise, werden wir uns nicht beklagen können, daß es uns da draußen doch gar zu schlecht gegangen sei. Wenn wir auch nicht ganz verschont geblieben sind von schweren Zeiten, Unglücksfällen, Krankheit, schlechtem Wetter, so werden wir doch im Ganzen immer sagen müssen: es ist Alles gut gegangen. Wenn wir auch

öfter erschreckt worden sind durch Unglücksbotschaften aus der Heimath, oder gar die Nachrichten von unsern Lieben daheim wochenlang ganz ausblieben, so wird sich für die Meisten nun doch bald erfüllen, was wir unterwegs so oft erbeten haben, daß wir sie Alle gesund und fröhlich wiedersehen. Wir haben allen Grund, mit einzustimmen in das Bekenntniß Samuels: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen.“ Es hätte doch auch ganz anders kommen können. Wir haben doch oft genug Gelegenheit gehabt zu sehen, daß es doch noch etwas mehr ist als bloße Redensart, wenn wir an jedem Sonntage beten: „Lehre uns täglich bedenken, daß nur ein Schritt ist zwischen uns und dem Tode.“ Wem verdanken wir's, daß wir vor Unglück und Schaden bewahrt geblieben sind? Wollen wir das etwa auf Rechnung des Zufalls setzen und sagen: nun, wir haben eben Glück gehabt? Das ist doch eine sehr klägliche Lebensauffassung, die mit Zufälligkeiten und einem so unbeständigen und unberechenbaren Dinge, wie das Glück ist, rechnen muß. — Oder wollen wir sagen: wenn es uns besser gegangen ist als Andern, dann haben wir das unserer größeren Umsicht, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit zu verdanken!? Es ist schon manch Einer nicht wieder heimgekehrt, an dessen Umsicht, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit bis dahin Niemand gezweifelt hatte. Es muß doch wohl noch eine andere Macht gewesen sein, die uns geschützt und geleitet hat. Die Inschrift auf Samuels Stein nennt sie uns: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen.“ Das wollen wir deshalb heute freudig bekennen, was unser frommer Kaiser vor aller Welt ausgesprochen hat damals, als das große Unglück auf der „Brandenburg“ geschah: „Unser Leben steht in Gottes Hand.“ — „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt — oder, dürfen wir wohl sagen, das Schiff — behütet, da wachet der Wächter umsonst.“

Das ist das Eine, was wir heut von Samuel lernen wollen, daß wir unserm Gott die Ehre geben. „Bis hierher hat uns der Herr geholfen.“ Und dieses Bekenntniß zu dem Gott, der da hilft, und dem Herrn, der vom Tode errettet, giebt uns dann auch eine fröhliche, zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft. Hat uns der Herr bis hierher geholfen, so wird er uns nun auch weiter

helfen. So weit ist noch kein Einziger von uns, daß er nun zufrieden mit dem, was er erreicht hat, die Hände in den Schoß legen und Feierabend machen könnte. Viele von uns, die, um ihrer Dienstpflicht zu genügen, sich für längere Zeit ihrem eigentlichen Berufe haben entziehen müssen, gehen jetzt, wo sie nach Beendigung ihrer Dienstzeit wieder zu demselben zurückkehren dürfen, vielleicht mit schwerer Sorge der nächsten Zukunft entgegen, weil sie nicht wissen, ob es ihnen auch gelingen wird, wieder Arbeit und eine gesicherte Lebensstellung zu finden. Wie viel sorgloser und hoffnungsvoller könnten sie doch in die Zukunft schauen, wenn sie sich die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen dazu dienen lassen wollten zu lernen, was das alte Lied sagt:

Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.

Und die Andern, die in ihrem bisherigen Berufe auch in Zukunft bleiben werden, die vielleicht noch oft hinaus müssen in die weite Welt, — nun, die Ruhe und Sicherheit, die ein festes, fröhliches Gottvertrauen giebt, ist doch auch bei der Seefahrt ein köstlicher Gewinn. Ein solches Gottvertrauen kann aber naturgemäß nur der haben, der auch in dem, was er bereits erreicht hat, nicht das willkürliche Geschenk eines blinden Zufalls sieht, auch nicht den wohlverdienten Lohn seiner eigenen Tüchtigkeit, sondern die freundliche Führung eines gütigen Vaters droben im Himmel, ohne dessen Willen nicht einmal ein Haar von unserm Haupte fallen darf, geschweige denn eine durch Kummer und Noth erpreßte Thräne aus unsern Augen, mit einem Worte, der auch der Freude über die bereits errungenen Erfolge keinen besseren und zutreffenderen Ausdruck zu geben weiß, als hier Samuel mit seinem: Bis hierher hat uns der Herr geholfen.

Und noch einen weiteren Segen wird uns ein solches Bekenntniß bringen. Ist es wirklich unsers Herzens Ueberzeugung, daß es Gottes Hülfe gewesen ist, die uns bis hierher gebracht hat, und ist es wirklich unseres Herzens Wunsch, daß Gottes Hülfe uns auch ferner schütze und geleite auf unserm Lebenswege, so wird uns das

jederzeit davor bewahren, jemals etwas zu wünschen, zu wollen, oder zu erstreben, wobei Gott uns nicht helfen kann, weil es sich nicht vereinigen läßt mit dem, was er mit uns vorhat, weil es uns hindern würde, das Ziel zu erreichen, zu dem er uns führen will. Und darauf kommt doch schließlich Alles an. Ist es schon etwas Großes um das Bewußtsein, wieder einen Schritt vorwärts gekommen zu sein auf dem Wege zu dem Ziele, das wir uns selbst gesteckt haben, was muß das erst für eine Seligkeit sein, wenn wir dereinst, nach vollendetem Lauf zurückschauend auf die hinter uns liegende Arbeit und Mühe dieses Lebens, für immer Feierabend machen und für immer geborgen in dem Frieden und der seligen Ruhe der Ewigkeit sprechen dürfen: Bis hierher hat uns der Herr geholfen. — Amen.

Rumland.

72.

Heimkehr.

Glückliche Heimfahrt.

Evang. Luc. 5, 11.

Und sie führeten die Schiffe zu Lande, und verließen Alles, und folgeten ihm nach. Amen.

Unser Text ist der Schluß der Geschichte von Petri wunderbarem Fischzug.*) Wir können als Ueberschrift darüber setzen: Glückliche Heimfahrt, wie der Text selbst anhebt: Und sie führten die Schiffe zu Lande. — Heim fahren Petrus und seine Gefährten, heim auch wir, reicher geworden durch ein großes Stück Erleben und Erfahren, wie jene auf dem See Genezareth. Sie kommen mit vollen Segeln und vollem Segen — reich am auswendigen, reicher am inwendigen Menschen. Fürwahr, eine glückliche Heimfahrt, zumal nach der leeren und traurigen am Morgen.

Und doch kommt's auch hier im Evangelium anders, als wir denken möchten. Sie führten die Schiffe zu Lande, heißt es, und — verließen Alles und folgten ihm nach. Sie haben den Segen; aber er hält sie nicht. Sie haben Alles und doch — sie

*) Vergl. die Predigten Nr. 10 bis 13.

verlassen Alles, weil ihre Losung fortan ist: Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist! Sie kommen heim als die Gesegneten des Herrn; aber nicht, um daheim zu sitzen in träger Ruhe: „Nun iß und trink, liebe Seele, du hast einen großen Vorrath“; sondern um den irdischen Segen zu lassen und den ewigen hinauszutragen: „Und verließen Alles und folgten ihm nach!“

Glückliche Heimfahrt! das ist auch unsere Losung jetzt. Das Herz schwillt vor Freude, so wie die Segel geschwellt sind, wenn es heim geht. — Es ist ein schöner, stolzer Anblick, solch ein glücklich heimkehrendes Schiff mit voller Ladung. Aber es gilt, gerade noch in den letzten Tagen und Stunden scharf Ausguck zu halten, denn die Nähe des Hafens ist auch zugleich, mehr noch als auf hoher See, die Nähe der Gefahr. Da gerade liegen die Untiefen und Klippen und Sandbänke, und — das Schiff geht tief; denn es birgt vollen Segen. Da gerade ist die Fahrrinne nur schmal und oft nur dem Lootsen bekannt, und — der traurigste Schiffbruch bleibt doch der angesichts des heimischen Hafens und der heimischen Küste.

Manch Lebensschiff ist schon ausgefahren auf das Wort des Herrn und unter der Flagge des Herrn, ist mit vollen Segeln einhergefahren und hat auf der Höhe vollen Segen einbringen dürfen und — hat doch zuletzt Schiffbruch erlitten noch im Hafen angesichts des Leuchtthurmes der Ewigkeit. Woher das? — Antwort: Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger. Die „Nachfolge Christi“ ist wohl nächst der Bibel das gelesenste Buch, aber zugleich — das seltenste Thun; denn die Fahrrinne ist schmal, die zum Hafen, der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und — Wenige sind ihrer, die darauf wandeln. Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger, weil die Welt und nicht am wenigsten der Segen, den Gott uns ganz unverdient schenkt, so Viele auch unter den Jüngern des Herrn gefangen nimmt, und nur Wenige das Wort beherzigen: Und verließen Alles und folgten ihm nach!

Damit soll ja keineswegs der Weltflucht und dem Klosterwesen das Wort geredet sein. Auch die Jünger, die nach der Himmelfahrt des Herrn als seine Apostel Alles dahinten ließen und hinausgingen in alle Welt, finden wir bis dahin und noch nach der Auferstehung des Herrn immer wieder bei ihren Schiffen und in ihrem irdischen

Beruf. Aber seit sie ihn gefunden, den großen Menschenfischer, legen sie alles Irdische, auch den irdischen Segen, ihm zu Füßen, und seit er sie gefangen hatte, nahm sie nichts auf dieser Welt mehr gefangen. Sie hatten, als hätten sie nicht. Sie standen darüber; denn sie standen in ihm.

Alles verlassen und ihm nachfolgen: das ist die große, nicht äußerlich, sondern innerlich zu erfüllende, sittliche Forderung, die auch uns gilt. Darin steht das ganze Christenthum, ja das ganze Leben. Das Irdische darf uns nicht gefangen nehmen. Den Segen sollen wir ihm zu Füßen legen, der ihn uns geschenkt hat; sonst leiden wir leicht noch im Hafen angesichts der Ewigkeit Schiffbruch. So thaten es die Jünger damals. So bekennt ein Paulus: Ich habe es alles Macht; aber es soll mich nichts gefangen nehmen. So ruft ein Luther trotziglich auch über dem Liebsten: Laß fahren dahin — das Reich muß uns doch bleiben! Das heißt: Alles verlassen und ihm nachfolgen.

Und wer dazu nicht voll und freudig bereit ist, der ist kein Mann, kein Kriegsmann, auch kein Seemann. — Ueber dem Seefahrtshaus in Bremen steht: Navigare necesse est, vivere non necesse est, d. h. seefahren ist nothwendig, leben nicht. Wem's die See angethan hat, der kann nicht mehr los von ihr, den duldet es nicht in träger Ruhe, der stellt sich und sein Leben ganz in den Dienst des Berufs. Der läßt und verläßt Alles und muß hinaus; denn: Seefahren ist nothwendig, leben nicht.

So soll's auch im Christenberuf sein. Das nur giebt ganze Männer, auch ganze Christen, die des großen Königs Wort in schwerster Zeit zu ihrer Losung gemacht haben: Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue für das Vaterland. Wer so sich und Alles, was er hat, und wäre es das Größte und Liebste, ganz in den Dienst selbstloser Pflichterfüllung stellt, der hat, wie die Jünger, seinen irdischen Beruf in das Licht des ewigen Berufes gestellt, der weiß und übt es, was im Texte steht: Und verließen Alles und folgten ihm nach. Der hat Alles verlassen und doch in ihm Alles behalten und gewonnen. Der hat Alles verlassen und ist doch niemals auch in schwerster Zeit verlassen; denn: Niemand jemals verlassen ist, der sich verläßt auf Jesum Christ.

Das soll das reife und reiche Ergebniß eines jeden Schrittes weiter im Leben sein, das gute Stück Seemanns- und Christenerfahrung, das auch wir von dieser Reise heimbringen wollen, auch der beste Dank an Gott für Alles, was er uns auf derselben geschenkt hat, — daß auch wir, wenn wir mit vollem Segen jetzt heimkommen, nicht bloß Diener, sondern auch Nachfolger Christi immer mehr werden auf dem schmalen Wege, der zum Leben führt, in freudiger Entsagung und selbstloser Pflichterfüllung.

Dann haben wir nicht bloß eine glückliche, sondern auch eine selige Heimfahrt; denn da weist der Heimathswimpel auf dem Schiff nicht bloß heimwärts, sondern auch aufwärts, zum ewigen Port. So wollen wir ihm uns angeloben, dem großen Menschenfreunde und Menschenfischer, der uns auch durch diese Reise zum Segen und durch den Segen zu seiner Nachfolge berufen hat, und es nimmer vergessen, was alle unsere Sonntagsandachten uns haben verkündigen wollen:

Christ, Kyrie, ja dir gehorcht die See! Amen.

D. Richter.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.